

SCHICKSALSBEWÄLTIGUNG UND DASEINERMÖGLICHUNG BEI KÖRPERBEHINDERTEN

Inaugural-Dissertation
der
Philosophischen Fakultät
der
Friedrich-Alexander-Universität
zu Erlangen

1959
—

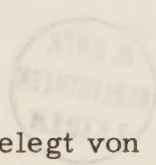
vorgelegt von
MANFRED HAMBITZER

aus Gummersbach/Rhld.

Digitized by the Internet Archive
in 2026

SCHICKSALSBEWÄLTIGUNG UND DASEINERMÖGLICHUNG BEI KÖRPERBEHINDERTEN

Inaugural-Dissertation
der
Philosophischen Fakultät
der
Friedrich-Alexander-Universität
zu Erlangen



vorgelegt von

MANFRED HAMBITZER

aus Gummersbach/Rhld.

Dekan: Prof. Dr. W. Züchner
Referent: Prof. Dr. H. Thomae
Korreferent: Prof. Dr. G. Weippert
Tag der mündlichen Prüfung: 20. Juni 1959

D - 29



Diese Arbeit erscheint gleichzeitig als
Band 22
der Reihe
Abhandlungen zur Philosophie, Psychologie und Pädagogik

H. Bouvier u. Co. Verlag - Bonn - 1962

INHALT

Einleitung.	1
1. Rehabilitation als psychologisches Problem	1
2. Methode der Untersuchung. Übersicht über das empirische Material	6
I. Hauptteil	
Die Umstrukturierung des Lageschemas	13
1. Auffangen der Desorientierung durch aktive Auseinandersetzung	16
2. Auffangen der Desorientierung durch substantielle Getragenheit	38
3. Formen der Desorientierung	54
a) Langsame Ein- und Umgewöhnung	76
b) Ungeordnete Aktivität	88
c) Retention der alten Bestände des Lageschemas.	104
II. Hauptteil	
Die Weisen der Daseinsermöglichung als Verarbeitung des Körperbehindertenschicksals	129
1. Die Weisen der Daseinsbehauptung	131
a) Ausweichen vor der gegebenen Lage	132
b) Anpassung.	180
c) Aggressive Aktionen	201
2. Wandlungen in der Ermöglichung des Daseins bei Körperbehinderten	224
Zusammenfassung	256
Literaturverzeichnis	259

EINLEITUNG

1. Rehabilitation als psychologisches Problem

Diese Arbeit stellt die Erweiterung und Vertiefung von Untersuchungen dar, die von mir 1953 zu einem unter Leitung von Herrn Professor Thomae ausgeführten Forschungsauftrag über die Rehabilitation Körperbehinderter beigetragen wurden.

Losgelöst von der Termingebundenheit des Auftrages konnten die damals begonnenen Einzelstudien über die beruflichen Schwierigkeiten Körperbehinderter im Laufe der folgenden Jahre zu regelrechten Fallstudien über den Schicksalsverlauf bei körperbehinderten Männern ausgebaut werden.

Diese Fallstudien dienen der vorliegenden Arbeit als grundlegendes Material. Sie sind in dem Bemühen zusammengetragen worden, einen empirischen Ansatz zu versuchen, der das Faktum Körperbehinderung und seine Bedeutung innerhalb des gesamten Lebensverlaufs eines Betroffenen zunächst einmal aufzeigt.

So sehr eine Körperbehinderung von prägendem Einfluß auf den Lebensprozeß des Einzelnen sein mag und in der überwiegenden Anzahl der Fälle tatsächlich auch ist - bei der Erhebung der Fallstudien wurde besonders auf die Berücksichtigung des Ingesamts eines individuellen Lebensgeschehens geachtet. Denn erst auf der Folie der Vielfältigkeit eines Lebenslängsschnitts läßt sich zunächst einmal ablesen, in welchem Ausmaß eine Körperbehinderung als spezielles, individuelles Schicksal in das Lebensgeschehen einbricht und welche Wege eingeschlagen werden, sich mit dieser Behinderung im Dasein einzurichten.

Selbst die ausgeprägten Studien über Rehabilitation in den USA gehen nicht von diesem Ansatz aus. Eine Fülle von Literatur beschäftigt sich in erster Linie mit den Möglichkeiten und dem Ausbau bewährter Maßnahmen zur beruflichen Wiedereingliederung der Körperbehinderten. Rusk und Taylor exzerpieren in ihrem mehr populär gehaltenen Buch¹ hin und wieder Daten aus Lebensgeschichten, um sie als Paradefälle eines gut funktionierenden Rehabilitationsapparates hinzustellen. Heck² beschränkt sich überhaupt auf Abhandlungen über praktizierte und erforderliche pädagogische Maßnahmen für körperbehinderte Kinder.

1) Eugene J. Taylor and Howard A. Rusk: New Hope for the Handicapped, Harper and Brothers, New York 1949.

2) Arch Oliver Heck: The Education of Exceptional Children, Mc Graw-Hill, New York 1953.

Ähnlich verfahren die Autoren LIGHT³ sowie LONG⁴ und ROTH⁵. Ersterer unterstreicht die Notwendigkeit der Anwendung und Inanspruchnahme neuester Erkenntnisse auf dem Gebiete der Berufsberatung Körperbehinderter. Die beiden Letzteren fußen bei der Beleuchtung psychologischer Probleme hinsichtlich Rehabilitation hauptsächlich auf den Hypothesen von BARKER bzw. SCHILDER und BENDER. Empirisch gewonnene Unterlagen werden jedoch nirgends systematisch in die Arbeiten einbezogen. FULTZ⁵ sucht mit acht Fallwiedergaben, die ausnahmslos lediglich den Zeitraum stationärer Behandlung umfassen, den Erfolg einer musikalisch ansetzenden Therapie aufzuzeigen.

Von breiter Erfahrung ausgehend gibt KESSLER⁶ einen Überblick über bewährte Rehabilitationsarbeit und fügt zur Stütze auch Fallbeispiele an. Diese "casehistories" enthalten jedoch kaum mehr als Angaben über Art und Ausmaß der Behinderung und die berufliche Rehabilitation des Betroffenen.

Amerikanische Psychologen sind sich dieses Mangels an systematisch betriebener Grundlagenforschung durchaus bewußt. Bezeichnend für den Stand der psychologischen Forschung in den USA auf dem Gebiet der Rehabilitation ist der Satz bei Long und Roth: "Barker aber hat mehr zu sagen."

Die These BARKERS⁷ von der Marginalitätsrolle des Körperbehinderten ist sozialpsychologisch nun auch de facto von hohem Wert und ihre Aktualität läßt sich an den hier vorliegenden Fallstudien immer wieder nachweisen. Individualpsychologisch, d. h. in der Anwendung auf den Einzelfall aber, so zeigen es die beiden exemplarischen Fälle Berverly und Marcia, stellt diese Hypothese gleicherweise lediglich eine stark verengende Reduktion der Gesamtpersönlichkeit dar - nämlich auf das Schema "adjustment-maladjustment" - wie Adler auf der Ebene binnenseelischen Geschehens einzig den Machtrieb in den Mittelpunkt seiner Lehre stellt.

"Adjustment" - es bedeutet letzten Endes tatsächlich nicht mehr als Anpassung an die durch die Körperbehinderung entstandene Situation - wird von Barker und seiner Schule: Wright, Dem-

3) Sydney Licht: Modern Trends in Occupational Therapy. In "Rehabilitation of the Handicapped". The Ronald Press Company, New York 1949.

4) Louis Long and Charles Roth: The Psychological Aspects of Rehabilitation. In William Horace Soden: "Rehabilitation of the Handicapped". The Ronald Company, New York 1949.

5) Arthur Flagler Fultz: Music in Occupational Therapy and Rehabilitation. In William Horace Soden: "Rehabilitation of the Handicapped". The Ronald Company, New York 1949.

6) Henry Howard Kessler: Rehabilitation of the Physically Handicapped. Columbia University Press, New York 1947.

7) Roger G. Barker: Adjustment to Physical Handicap and Illness. A Survey of the Social Psychology of Physique and Disability. Social Science Research Council, New York 1953.

bo, Ladieu u. a., als "acceptance of loss", Hinnahme des Verlustes, aufgefaßt.

Ein kategorischer Titel, mit dem Dembo⁸ und ihre Mitarbeiter einen Aufsatz über dieses Thema überschreiben! Der Körperbehinderte soll seinen körperlichen und sozialen Wertverlust, den Zustand der Abhängigkeit von andern etc., hinnehmen als einen Tatbestand, der seinen wahren Persönlichkeitswert nicht schmälere. Berverly⁹ läßt sich unter Verdrängung der körperlichen Gegebenheiten in ihren Zielsetzungen von den Attitüden der Nichtbehinderten leiten - und ist maladjusted, während die körperlich wesentlich schwerer beeinträchtigte Marcia⁹ durch Ausbildung eines "realistischen" Wertgefühls für die Situation des Körperbehinderten als solchem jeder mit der Behinderung zusammenhängenden Konfliktlage (overlapping situation) enthoben sei.

Mag diese Auffassung und ihr therapeutischer Wert in vielen Fällen sehr fruchtbar gewesen sein - in Wirklichkeit sind die Verlaufsformen der Erlebnisverarbeitung zur weiteren Daseinsermöglichmachung nach Eintritt der Körperbehinderung weitgehend differenzierter. Vor diese Problematik sehen sich die amerikanischen Rehabilitationspsychologen zuweilen selbst gestellt. Menninger¹⁰ z. B. spricht von "pseudo-independent patients". Das sind Fälle, die mit einem besonderen Geltungsdrang trotz Körperschadens anderen gegenüber immer wieder ihre Unabhängigkeit und Selbständigkeit nachweisen. Der sozialpsychologische Ansatz Barkers läßt diese Reaktionsweise sofort als "maladjusted" erscheinen. Und die Folgerung Menningers¹¹ liegt natürlich nahe: "Solange diese Hoffnung (auf eventuelle Wiederherstellung) lebendig ist, kann er (der Körperbehinderte) niemals das Stadium aktiver Hinnahme erreichen, die soweit es die Rehabilitation betrifft, die einzige Hoffnung ist."

Diese Konsequenz, mit der hier dem Körperbehinderten ein einziger Weg geöffnet wird - und es steht in Frage, ob es nicht lediglich der Weg der Rehabilitationsmaßnahme und nicht des Patienten selbst ist - muß bezweifelt werden.

Zum Beispiel zeigen die im Zusammenhang mit der vorliegenden Untersuchung erhobenen Fallstudien KER. und MAC., daß die Zerstörung dieser erhofften Aussicht auf weitgehende Wiederherstellung durchaus negative Folgen haben kann. KER. bricht seine

8) Tamara Dembo, Gloria Ladieu-Leviton, Beatrice A. Wright: "Acceptance of Loss-Amputations". In James F. Garrett: "Psychological aspects of physical disability", Rehabilitation Service Series Number 210, U.S. Government Printing Office, Washington 1953.

9) R. G. Barker: a.a.O., S. 94 ff.

10) Karl A. Menninger: Psychiatric Aspects of Physical Disability. In James F. Garrett: "Psychological Aspects of physical disability", Rehabilitation Service Series Number 210 U.S. Printing Office, Washington 1953.

11) Karl A. Menninger: a.a.O., S.14.

Bemühungen im Gegensatz zu den ähnlich gelagerten Fällen GAN. und ORT., mit Stützvorrichtungen erneut das Laufen zu lernen, frühzeitig ab und MAC. verbringt den Tagesablauf weitgehend unter der Furcht von Schwierigkeiten, die ihm während der stationären Behandlung im Voraus dargestellt wurden. Andere, z. B. ETZ., die sofort nach Eintritt der Behinderung erschüttert eine schwere körperliche Beeinträchtigung und weitgehende Abhängigkeit von anderen für die gesamte Zukunft erwarten, machen nach der Entlassung aus dem Lazarett die gleichen inneren Schwierigkeiten durch, wie sie bei anderen Körperbehinderten zu beobachten sind.

Auch meine persönliche Erfahrung spricht dafür, die These, der Körperbehinderte müsse zunächst mit "realistischer" Überlegung die Hoffnung auf eine seinem früheren Zustand ähnliche Wiederherstellung aufgeben, nicht zu einer Faustregel für den Rehabilitierenden zu machen.

Ist der Körperbehinderte in den Zustand des "Sich-Abfinden-müssens" gebracht, so ist, das ist zuzugeben, die Berufungsvermittlung erleichtert. In vielen Fällen jedoch bestimmt das Bedürfnis nach beruflichem Aufstieg oder vermehrter beruflicher Orientierung die seelische Situation des Körperbehinderten.

Warum sollen z. B. die Fälle ZOW., IRL., MES. einsehen, daß ihr Bestreben nach einer den Nichtbehinderten adaequaten oder überlegenen beruflichen Leistung sich im Rahmen einer nur "scheinbaren Unabhängigkeit" (pseudo-independent, Menninger) abspiele?

Wir müssen den Blick vielmehr auf die Thematik der einzelnen Persönlichkeit richten, damit uns der Weg des Körperbehinderten zur weiteren inneren Ermöglichung des Daseins einsehbar wird. Unter diesem Gesichtspunkt wird sich die noch sehr junge Beverly, deren Fall Barker als das Beispiel von Fehlanpassung verwendet¹², solange durch Ausweichen vor der gegebenen Lage zu behaupten suchen, bis ein Kompromiß oder die Möglichkeit zu Leistungen oder auch zur intellektuellen Abwertung als besonders sinnvoll für die Daseinsermöglichung von ihr aufgegriffen wird. Und auch diese Handlungsweisen werden im Falle einer Absicherung vor einer existentiellen Notlage wiederum einen Wandel erfahren. Sie werden, befreit von dem Zwang zur Daseinsbehauptung, sich um andere "bestimmte tonangebende Werte gruppieren und in dieser Gruppierung zu Daseinsthemen gerinnen" (Thomae)¹³. Derartigen Erscheinungsweisen wird im zweiten Abschnitt dieser Arbeit nachgegangen werden.

Die bisher gewonnenen Einsichten auf dem Gebiete der Reha-

12) R. G. Barker: Adjustment to Physical Handicap and Illness, S. 94 ff.

13) H. Thomae: Persönlichkeit, S. 142.

bilitationsforschung können immerhin den Befund sichern, daß Körperbehinderung mit einer Wirkung auf das seelische Gesamtgefüge des Betroffenen in Zusammenhang steht. Es gilt allerdings nun, angesichts der Vielartigkeit der mit einer Behinderung verbundenen seelischen Erscheinungsweisen, die verschiedenen Formen und das Ausmaß der seelischen Beeinträchtigung zu differenzieren. Mit dieser Untersuchung wird versucht, an diesem Problemkreis anzusetzen. Die Frage ist zunächst zu stellen, wie tief der durch die körperliche Schädigung bedingte Einschnitt in den gesamten Lebensaufbau des Betroffenen einzudringen vermag, d.h. in welchem Grade Körperbehinderung eine psychische Umstrukturierung verursacht.

In Verbindung mit diesem Gedanken verwendet Hagmeier¹⁴ bereits den von Thomae eingeführten Begriff "Lageschema als das in Fleisch und Blut übergegangene Wissen um die Lage des Menschen, seines leiblichen und sozialen "Ich", seiner Stellung in Zeit und Geschichte, vor Lebensberuf und Tod"... "mit seiner selten bewußten Erscheinungsweise, mit seiner umso prägnanteren Wirkung auf Verhalten, Stimmung und Selbstgefühl sowie mit seinen mannigfachen Bedingtheiten durch Konstitution und Umwelteinwirkung"... "der Inbegriff der einverleibten, ernst genommenen, verarbeiteten oder des Verarbeitens für nötig befundenen Umwelt"¹⁵.

Im ersten Teil der vorliegenden Arbeit wird also versucht, der Frage der umstrukturierenden Wirkung einer körperlichen Schädigung auf dieses eingefleischte Wissen um die eigene Lage nachzugehen.

In einem zweiten Teil kommt es darauf an, die Formen der Reaktion auf die veränderte Lage im Lageschema darzustellen. In der konkreten Situation stellt der Körperbehinderte, um mit seinem Schicksal fertig zu werden, bestimmte Aktionssysteme in den Dienst seines Bestrebens, sich das Dasein erneut lebenswert zu machen: Die Weisen der Daseinsermöglichung (Daseinstechniken). Mit ihnen bezeichnet Thomae "das strukturell deponierte Ergebnis zahlreicher Bemühungen um Abstoßung ungeeigneten, vor allem sozial nicht gebilligten Verhaltens, und um Bevorzugung "erfolgreicher", d.h. das Dasein von innen und außen her ermöglichender Aktions- und Reaktionssysteme"¹⁶.

14) E. Hagmeier: a.a.O., S. 34.

15) H. Thomae: Das Wesen der menschlichen Antriebsstruktur, Leipzig 1944.

16) H. Thomae: Persönlichkeit, S. 141.

2. Methoden der Untersuchung

Von insgesamt 50 Fallstudien, sämtlich nach den Prinzipien der Biographischen Methode¹⁷ erhoben, wurden 46 in einer industriereichen Kleinstadt des Rheinlandes (35 000 Einwohner) und deren Umgebung vorgenommen. Bei den restlichen 4 Fällen handelt es sich um Studenten zweier Universitäten. Der Erhebungszeitraum erstreckt sich von Ende 1953 bis Ende 1957. Innerhalb dieser Zeit wurden für das Gespräch über den Verlauf des einzelnen Lebensschicksals im Durchschnitt etwa 15 bis 20 Stunden aufgewendet. Rund 30 Fallstudien konnten durch Nacherhebungen 3 Jahre lang verfolgt werden. Schwierigkeiten, einen ersten Kontakt mit den Probanden zu bekommen, wurden häufig durch Vermittlung Bekannter vermieden. Etwa die Hälfte der Befragten war mir bereits vor der Übernahme der Arbeit bekannt.

Aus der folgenden Tabelle kann entnommen werden, auf welchen Wegen der Kontakt mit den Körperbehinderten zustande kam:

Kontaktnahme mit den Körperbehinderten	Anzahl	n = 50
Kontakt wurde zur Erhebung hergestellt	14	
Kontakt bestand bereits vor Erhebung durch Kb-Organisa- tion	13	
Kontakt war bereits vor Erhe- bung zufällig zustande gekom- men	12	
Kontakt kam durch Vermitt- lung von Fallstudien oder Be- kannten zustande	11	

Von den 14 Probanden, mit denen der Kontakt eigens zur Erhebung hergestellt werden mußte, konnten 10 im Rahmen von Veranstaltungen einer Körperbehindertenorganisation von mir zur Mitarbeit gewonnen werden. Auf der Ebene dieser Organisation sind also insgesamt 23 Kontakte zur Erhebung zustande gekommen. Der Einwand, den Barker¹⁸ gegen die leider in Deutschland nicht er-

17) H. Thomae: Die biographische Methode in den anthropologischen Wissenschaften, Stud. Gen. 5 (1952). J. Dollard: Criteria for the Life History, New Haven 1935. W. Beck: Die biographische Methode in der Sozialpsychologie, Psychol. Rdsch. 3 (1952).

18) Barker: a.a.O., S. 128.

reichbare Untersuchung von LANDIS und BOLLES erhob, im Rahmen von Körperbehindertenorganisationen gewonnenes Material sei nicht repräsentativ für die Gesamtheit der Körperbehinderten, träfe also hier nicht zu, da mehr als die Hälfte der untersuchten Personen auf privater Ebene von mir angesprochen wurde. Außerdem handelt es sich, wie schon Hagmeier¹⁹ herausgestellt hat, bei den Körperbehindertenorganisationen in Deutschland in der überwiegenden Anzahl der Fälle um Zusammenschlüsse von Interessenten. Identifikationen mit speziellen Gruppenwertigkeiten fehlen bei den Mitgliedern fast völlig. Ein gemeinsames Gruppenziel wäre allenfalls die materielle Stabilisierung der Familie durch Sicherung der Rentenansprüche. Bei besonders aktiven Mitgliedern kommen derartige Identifikationen durchaus zustande. Unter den hier vorliegenden Fallstudien üben jedoch nur 6 Körperbehinderte eine Funktion innerhalb einer derartigen Organisation aus.

Weitere Daten über die Gesamtheit der Fallstudien sollen in den folgenden Tabellen wiedergegeben werden. Es ergibt sich statistisch folgende Altersaufgliederung:

Alter (1957)	Anzahl der Angaben	n = 50
20 - 29 Jahre	3	
30 - 39 Jahre	23	
40 - 49 Jahre	13	
50 - 59 Jahre	6	
60 - 70 Jahre	5	

Wegen der Folgen des vergangenen Krieges war eine das Alter betreffende Schwerpunktbildung bei den Jahrgängen zwischen 1910 und 1927 zu erwarten. Bei den älteren Fällen über 50 Jahre liegt der Zeitpunkt des Eintritts der Körperbehinderung zumeist um Jahrzehnte zurück (1. Weltkrieg).

Eine durchgängig gleichaltrige Population, die für statistische Zwecke nutzbar zu machen wäre, konnte für diese Arbeit also nicht gefunden werden. Für ein repräsentatives Sample wäre auch die Berücksichtigung eines möglichst gleichzeitigen Eintritts der Körperbehinderung notwendig geworden. Einer derartigen Untersuchung standen jedoch nicht die erforderlichen Mittel zur Verfügung.

Die vorliegende Arbeit verzichtet also auf eine statistisch gesicherte Repräsentanz, die sich erübrigt, wenn die Untersuchung

19) Edith Hagmeier: Die Rehabilitation Körperbehinderter als psychologisches Problem, H. Bouvier & Co., Bonn 1955.

lediglich auf Feststellungen über die Weisen der Bewältigung von Lebensschicksalen beschränkt bleibt.

Nach der amtlich festgestellten Minderung der Erwerbsfähigkeit ist das Ausmaß der körperlichen Beeinträchtigung von Fall zu Fall ebenfalls unterschiedlich. Bei der Auswahl der für die Untersuchung infrage kommenden Personen wurde lediglich auf eine von seiten der Versorgungsbehörde festgesetzte Höhe der Minderung der Erwerbsfähigkeit (M. d. E.) über mindestens 50 % geachtet. Im einzelnen gibt folgende Übersicht Aufschluß über die Höhe der M. d. E. der 50 Fallstudien:

Minderung der Erwerbsfähigkeit	Anzahl der Angaben	n = 50
50 %	9	
60 %	3	
70 %	6	
80 %	10	
90 %	6	
100 %	16	

Es handelt sich also größtenteils, und zwar bei 32 Fällen, um schwerste Behinderungen. Insgesamt ergibt sich ein Mittelwert von 79,8 % M. d. E. Die amtliche Richtzahl für Schwerstbeschädigung liegt bei 80 % M. d. E. und darüber.

Bei der Auswahl der Probanden wurde auch die Art der Behinderung nicht berücksichtigt. Fälle mit schweren oder leichten Folgen einer Poliomyelitis sind gleicherweise in die Untersuchung einbezogen worden wie Fälle von Amputationen unterer oder oberer Extremitäten und andere. Nun bestätigen Ergebnisse von Barker²⁰, daß die Art der Behinderung nicht die psychologisch relevante Reaktion auf die Situation spezifiziert. Körperbehinderung, so können diese Ergebnisse zusammengefaßt werden, ruft bei ihrem Eintritt allgemein eine bestimmte Lage hervor, der die Einzelpersonlichkeit, unabhängig von dem Ausmaß der Ursache, auf verschiedene Weise begegnet.

In nachstehender Übersicht sind die Behinderungen der hier untersuchten Fälle zusammengestellt:

20) Roger G. Barker and Beatrice A. Wright: "The Social Psychology of Adjustment to Physical Disability, In James F. Garret: "Psychological aspects of physical disability", Rehabilitation Service Series Number 210, U.S. Government Printing Office, Washington 1953, S. 18.

Behinderungen der Fallstudien	Anzahl der Angaben	n = 50
Folgen von Poliomyelitis		
Querschnittslähmung	7	
Oberschenkelamputation	6	
Oberarmamputation	6	
Unterschenkelamputation (davon Doppelamputation: 3)	6	
Hirnverletzung	6	
Versteifung oder Lähmung an oberen Extremitäten (davon beidarmig: 1)	5	
Ohnhänder bzw. Amputation aller Finger	4	
Tuberkulose	3	
Versteifung eines Beines	3	
chron. innere Krankheiten (Lungenemphysem, Herzfehler)	3	
Verlust des Kehlkopfes	1	

Als Folge von Poliomyelitis ist in zwei Fällen völlige Gehunfähigkeit, in drei Fällen außerordentlich starke Gehbehinderung und in zwei weiteren Fällen leichtere bis mittlere Gehbehinderung eingetreten.

Zu den in obiger Tabelle aufgeführten hauptsächlichen Körperschäden kommen bei 22 Probanden die in der folgenden Übersicht zusammengestellten weiteren körperlichen Beeinträchtigungen hinzu:

Weitere Körperschäden von 22 Fallstudien	Anzahl der Angaben
Versteifung, Lähmung, Bewegungseinschränkung, Verkürzung an unteren Extremitäten	12
Versteifung, Lähmung, Bewegungseinschränkung an oberen Extremitäten	8
Amputation aller Finger oder Zehen bzw. der Füße einschließlich Mittelfußknochen	3

Weitere Körperschäden
von 22 Fallstudien

Anzahl der Angaben

Teilseitenlähmung, Gleichge-
wichts- und Gehörstörungen (inf.
Hirnverletzung)

3

Kieferverletzung, Facialisläh-
mung

2

Hüftgelenk- und Schlüsselbein-
resektion

1

Osteomyelitis

1

Lungentuberkulose

1

Gehirnprellung infolge Kontusion

1

Es handelt sich also um eine Reihe weiterer zum Teil eben-
falls schwerer körperlicher Beeinträchtigungen, die jedoch, da
ein noch schwererer Körperschaden besteht, nicht so sehr in den
Vordergrund rücken.

Das berufliche Niveau der untersuchten Fälle liegt überwie-
gend im Bereich des unteren Mittelstandes. Dies geht aus der
nachstehenden Liste hervor:

Berufe

Anzahl der Angaben

Angestellter, unterer Beamter

17

Pförtner, Bote, Telefonist

6

ohne Beruf, Rentner

6

Vorarbeiter, Facharbeiter,
Kranführer

4

Hilfsarbeiter, Postfacharbeiter

4

Händler

3

Techniker

3

selbst. Geschäftsmann, Gastwirt

2

Student

2

Arzt

1

Vertreter

1

Heimarbeiter

1

Das dieser Arbeit zugrunde liegende Fallstudienmaterial setzt sich, insgesamt gesehen, demnach vorwiegend aus Schwerekörperbehinderten im Alter zwischen 30 und 50 Jahren zusammen, die in der Überzahl der Fälle unteren bis mittleren Berufsschichten angehören.

Zur Ergänzung der biographischen Methode wurde bei der Hälfte der Probanden ein strukturierter Fragebogen erhoben, dessen Auswertung jedoch einer späteren Arbeit überlassen bleiben muß.

Schwierigkeiten ergeben sich hinsichtlich der Wiedergabe der 50 Fallstudien, die durchweg wenigstens je 15 Seiten für sich beanspruchen würden. Aus diesem Grunde kann ein Teil dieser Fallstudien lediglich in tabellarischen Übersichten Berücksichtigung finden oder nur in kleinen Auszügen angeführt werden. Auch die im folgenden als geschlossene Beispiele wiedergegebenen Fallstudien müssen aus räumlichen Gründen gekürzt werden, z. B. bei der Darstellung der Auswirkung der Behinderung auf die physische Mobilität oder den Schilderungen über den Vorgang der Erhebung.

Bei den Untersuchungen über die Umstrukturierung des Lage-schemas können fünf Fälle, und zwar CON., FRO., KRO., LED. und SAN. nicht berücksichtigt werden, da die körperliche Schädigung bereits während der Kindheit eintrat und die Erinnerung der Probanden an diese für den Gegenstand wichtige Lebensphase nur unvollständiges Material zu liefern vermag.

I. HAUPTTEIL

Die Umstrukturierung des Lageschemas

Der Begriff Lageschema umfaßt nach THOMAE¹ global das in der Auseinandersetzung mit dem Weltstoff gewonnene und in jedweder Situation aktuelle Wissen um die eigene Lage. Er betrifft die Erfahrung potentiellen Könnens, das sichere und unsichere Hier und Jetzt einer innegehaltenen Stellung in der sozialen Dimension wie die in die Zukunft gerichteten Ziele oder Wünsche.

Er erweitert den Begriff "mitbewußte Inhalte" (ROHRACHER) insofern, als das schlechthin Mitbewußte eine gewisse Art von Fakten, Erfahrungstatsachen zu betreffen scheint, das Lageschema jedoch die gesamte, etwa von Erfolgs- oder Versagungserlebnissen auch gefühlsmäßig durchtönte Erfahrungsgrundlage meint. "Mitbewußt" ist dem geübten Autofahrer, daß er beim Einbiegen in einer bestimmten Entfernung von der Kurve das Winkersignal bedienen oder daß er bei einer Verringerung des Abstandes zwischen seinem und dem vorausfahrenden Wagen die Geschwindigkeit verringern muß. Zu seinem Lageschema gehört es darüber hinaus zum Beispiel, daß er überhaupt Autofahren kann, Besitzer eines schnittig wirkenden Kleinautos und damit seinem auf ein Fahrrad angewiesenen Arbeitskollegen gegenüber im Vorteil ist.

Es schließt auch die von SCHILDER² unter dem Begriff "Körperschema" zusammengefaßten Erscheinungsweisen ein, wenn von der eigentlichen Theorie des Autors vom Körperimago als basalem Zentrum einer personsimmanenten (somatopsychischen) geistigen Ausformung abgesehen wird. Die Selbstgewißheit über eigene körperliche Kraft etwa oder über die Ausdrucksfähigkeit des eigenen Körpers, die Gewißheit über eine bestimmte Weise der Beherrschung des kinaesthetischen Gefüges mitsamt dem durch Bewegungsphantasie (Palagyi) eingespielten physischen Aktionsvermögen bildet einen substantiellen Teil des Lageschemas. Dies, vor allem jedoch die Auffassung, daß der Begriff "Körperschema" zur psychologischen Interpretation der Körperbehinderung nicht ausreicht, machen auch WINKLER und LENSLEDER geltend: "Um diese Zusammenhänge zu beschreiben und zu erfassen, genügt nicht mehr der Begriff vom Körperschema". Sie ziehen den Begriff "Persönlichkeitsschema" von E. KRETSCHMER heran: "Dieses Persönlichkeitsschema wandelt und differenziert sich normalerweise

1) H. Thomae: Das Wesen der menschlichen Antriebsstruktur, Leipzig 1944.

2) Paul Schilder: Das Körperschema, Ein Beitrag zur Lehre vom Bewußtsein des eigenen Körpers. Berlin 1923.

allmählich im Laufe des Lebens im Zusammenhang mit den Reifungsvorgängen und Schwellensituationen"³.

HAGMEIER⁴ hat nun bereits herausgestellt, daß der Eintritt einer Körperbehinderung einen mehr oder minder desorientierenden Einfluß auf den bisherigen Bestand des Lageschemas ausübt. "Die alten Formen, sich das Leben von innen und außen gesehen "lebenswert" zu machen, sind (nach Eintritt der Behinderung) nicht mehr adaequat, eingeschliffene Bahnen des Verhaltens und Reagierens sind versperrt. . . Sowohl von der persönlichen als auch von der sozialen Seite her wird die Veränderung als Minderung der Möglichkeit verstanden, als eine Verschiebung zum Negativen hin erlebt".

Von dieser Desorientierung des Lageschemas - man spricht hier allerdings allgemein von "insecurity of the disabled" - ist auch bei BARKER, DEMBO u. a. immer wieder die Rede: "In einer Reihe von Situationen sieht er (der Körperbehinderte) sich vor wesentlich größere Ungewißheiten gestellt als Nichtbehinderte, z. B., ob er, um seine Ziele erreichen zu können, die notwendigen Bewegungen, Handgriffe und Wahrnehmungen ausführen kann"⁵.

MENNINGER⁶ kommt in diesem Zusammenhang zu folgenden Feststellungen: "In diesem Prozeß können sich bei den Patienten langvergessene Konfliktlagen und Assoziationen mit emotional schmerzlichen Inhalten aus der Vergangenheit einstellen und der Erfolg wird die Regression zu unreifen Verhaltensmustern der Kindheit sein". Der Behinderte befinde sich im "Niemandland der Verwirrung, der Angst, des Zweifels, der Unentschiedenheit, der Furcht, manchmal der Panik".

Eine derartige Lage ist jedoch keineswegs zwangsläufig mit der Körperbehinderung verbunden. Die vorliegenden Fallstudien bieten die Möglichkeit, diesen Vorgang näher zu beleuchten. Infolge der spezifischen Artung der Antriebsstruktur oder aufgrund einer substanziellen Getragenheit setzt in einer Reihe von Fällen sofort nach Eintritt der körperlichen Schädigung eine gezielte, verarbeitende Aktivität ein bzw. tritt eine innere Stabilisierungskraft in Wirkung, so daß von einer anfänglichen Desorientierung nicht die Rede sein kann.

Damit ist nicht gesagt, daß der zukünftige Lebensvollzug in seinem ursprünglichen Vorhaben durch den Eintritt der Behinderung nicht infrage gestellt werde. (Im zweiten Abschnitt der vorliegenden Arbeit wird die existentielle Notlage, in der auch diese

3) Walter Th. Winkler und Anton Lensler: "Beitrag zur Psychotherapie des Phantomschmerzes", Zeitschrift für Psychotherapie und Mediz. Psychol., 4. Jahrg., Heft 1, 1954.

4) E. Hagmeier, a.a.O., S. 35

5) R. G. Barker and B. A. Wright: "The Social Psychology of Adjustment to Physical Disability, in Garrett, a.a.O., S. 25.

6) Karl A. Menninger: a.a.O., S. 12 und 14.

Fälle stehen, deutlich zu machen sein.). Vielmehr stellen sich diese Probanden mit Aktivität einer Desorientierung des Lageschemas entgegen, um unmittelbar dessen Umstrukturierung einzuleiten.

In der Mehrzahl der Fälle freilich zeigt sich jene innere Verwirrung, von der bei den oben zitierten Autoren die Rede ist, in der Folge der körperlichen Beeinträchtigung sehr deutlich. Sorge, Angst, starke Selbstreflektion mit Merkmalen des Selbstmitleids, Unsicherheit und Inaktivität läßt sich deutlich erkennen. Mit der einbrechenden Schädigung scheint das gesamte Persönlichkeitsgefüge zunächst in starke Desorientierung geraten zu sein. Nicht nur die in die Zukunft gerichteten Strebungen, die Realisierbarkeit von persönlichen Anliegen und Zielen stehen für diese Fälle infrage; selbst die bisher - meistens in mühsamer Weise - im Lageschema gesicherten Bestände scheinen mit dem Körper auf das Schwerste getroffen und gefährdet zu sein.

Von einer Desorientierung des Lageschemas muß auch in den Fällen gesprochen werden, die die durch den Eintritt der Körperbehinderung neu entstandene Lage verdrängen. Bei ihnen zeigt sich ein retentives Reagieren, d.h., sie versuchen, die seither im Lageschema gesicherten Bestände ohne Rücksicht auf die wahre innere und äußere Lage aufrecht zu erhalten.

Im Zusammenhang mit dieser Reaktionsform zeigen sich in einzelnen Fällen Anzeichen einer "Hospitalitis", also eines Gefühls der Geborgenheit in der Lage als Patient.

Fassen wir die bestimmten Formen der durch Eintritt einer Körperbehinderung eingeleiteten Umstrukturierung des Lageschemas bei 45 Fallstudien (5 Probanden können hier, wie oben erläutert wurde, nicht einbezogen werden), tabellarisch zusammen, so ergibt sich folgendes Bild:

Umstrukturierung des Lageschemas	Anzahl
starke Desorientierung:	
sorgenvolle, unsichere, irritierte, selbstbemitleidende, ängstliche usw. Reaktionen	22
retentive Reaktionen bzw. Anzeichen von "Hospitalitis"	11
Auffangen der Desorientierung:	
aktive Verarbeitung	7
substantielle Getragenheit	5

Diese verschiedenen Formen der Umstrukturierung des Lageschemas sollen in den folgenden Kapiteln an konkreten Beispielen interpretiert werden.

1. Auffangen der Desorientierung durch aktive Verarbeitung

Es gibt Fälle, die ihrer Körperbehinderung in einer durchaus echten Einstellung sozusagen kaum einen Zoll breit Boden innerhalb ihres Orientierungsfeldes lassen. Die Fallstudien SER. und ZOW. handeln von derartigen Fällen. Bei beiden ist der gesamte Lebensentwurf in einer Weise auf berufliche Ziele bzw. auf ein Erfolgsstreben hin aktiviert, daß auch von einer zeitweisen Dominanz eines das Lageschema beeinträchtigenden Auseinandersetzungsstoffes nicht die Rede sein kann. So äußert sich SER. über seine ersten Gedanken an eine mögliche chronische Verfestigung seiner Lungenkrankheit:

"Da habe ich eigentlich gedacht: du wirst das Leiden nicht mehr los. Das habe ich aber nicht tragisch genommen. Nicht daß ich gedacht hätte: jetzt ist alles verändert. Ich sagte mir: du wirst eben eines Tages daran draufgehen und alt wirst du damit nicht werden."

Eine umfassendere Stellungnahme zu dem Eintritt seiner Krankheit war für SER. nicht bedeutsam. Nach seiner Entlassung nützt er sogleich die Möglichkeit des beruflichen Aufstieges innerhalb des Betriebs aus, in dem er auch vor Beginn der körperlichen Schädigung mit Erfolg tätig war. Obwohl er bei bestimmten Entscheidungen, jedoch mehr rationalisiert, seine körperliche Lage begründend anführt, ist eindeutig ersichtlich, daß z.B. berufliche Aktivität oder auch berufliche Umorientierung von festen thematischen Dominanten motiviert werden.

In ähnlicher Situation befindet sich ZOW. nach Verlust eines Beines (Oberschenkelamputation). Aus der gesamten Lebensgeschichte - die im folgenden wiedergegeben wird - ist ersichtlich, daß ZOW. sich von jung auf innerhalb von Provisorien einzurichten hatte. Das Lageschema ist darauf eingestellt, Beschränkungen äußerer Art in Kauf zu nehmen. Als eine derartige äußere Beeinträchtigung wird auch der Verlust des Beines von ZOW. aufgenommen. Sie findet im Gefüge des Lageschemas auf diese Weise sogleich ihre Einordnung, d.h. die Verarbeitung ist sozusagendem endgültigen Eintritt der Behinderung vorweggenommen. In diesem Sinne drückt sich ZOW. auch aus, wenn er sagt, man habe als Soldat mit einer Verwundung rechnen müssen.

Ein ähnlicher Befund tritt auch bei REM. zutage. Auch hier wird die Behinderungssituation bereits vorweggenommen: sie fügt sich bei ihrem Eintritt zunächst ohne weiteres in das Lageschema

ein. Die Situation kompliziert sich für REM. jedoch bei einer Totallähmung infolge Diphtherie.

Diese Krankheit würde, so zeigt sich deutlich, in diesem Falle eine ernsthafte Beeinträchtigung des Lageschemas zur Folge haben. Im Hinblick auf die verhältnismäßig leicht vonstatten gehende Überwindung und weitgehend konfliktlose psychische "Einverleibung" des entstandenen Körperschadens dürfte somit bei allen bisher angeführten Beispielen auch der Grad der Behinderung von Bedeutung sein. Das situativ gegebene Lageschema ermöglicht es diesen Fällen, ein bestimmtes Ausmaß an körperlicher Schädigung zu akzeptieren. Eine andere situative Lage, d. h. auch eine veränderte Struktur im Lageschema, führt jedoch unweigerlich zu einer anderen Reaktion. Dies wird am Fall REM. selbst deutlich, der 8 Jahre nach der Lazarettentlassung - durch Eheschließung und berufliche Erfolge in einer ganz anderen Situation als 1945 - die Amputation seines Unterschenkels vornehmen lassen muß. Die Situation läßt hier eine leichte Verarbeitung der Schädigung keineswegs mehr so ohne weiteres zu. Sie ließ sich, obwohl bewußt geplant, auch nicht in dem Maße wie während der Kriegszeit für REM. vorwegnehmen, da die Reaktion seiner Frau und der Umwelt überhaupt völlig neue Gegebenheiten darstellen.

EIM. legt es nach Eintritt der ersten wie der zweiten körperlichen Schädigung (Poliomyelitis), darauf an, Meister der Situation zu bleiben. Mit einem beträchtlichen Aufwand an Aktivität sucht er selbst über die ungewöhnliche Belastung, die ihm die Ehescheidung während der Lazarettzeit auferlegt, Herr zu werden.

In dem ebenfalls schweren Fall von Körperbehinderung bei IRL. (Unterschenkeldoppelamputation) wirkt sich die Desorientierung nur kurzfristig aus. IRL. findet in einer auf die Sache gerichteten Verarbeitung einen Standpunkt zu der neu entstandenen Lage. Mit bewußter Konzeption setzt er sich sofort bestimmte, der Neuorientierung dienliche Ziele.

Zur Konkretisierung dieser Befunde über die Dominanz innerer Aktivität trotz körperlicher Schädigung werden im folgenden die Fallstudien IRL. und ZOW. wiedergegeben.

Fallstudie IRL.

Geboren: 1913

Früherer Beruf: Maschinenbautechniker

Heutiger Beruf: Tätigkeit eines Berechnungsingenieurs.

M. d. E.: 80 %

Ursache: Verlust beider Unterschenkel durch Splitterverletzung und Erfrierung.

Auswirkung: Besonders beschränkter Aktionsradius durch

Stumpfbeschwerden. Infolge statischer Verlagerungen Rückenschmerzen beim Sitzen und Gehen; Miniskusschäden in beiden Kniegelenken durch Prothesentragen - Knie springt bei Unebenheiten aus dem Gelenk. Starke Witterungsempfindlichkeit, damit verbunden Erregbarkeit und Überempfindlichkeit. Seit 4 Jahren berufliche Betätigung im Sitzen möglich: mangels Ausgleichbewegungen stark schmerzende Muskelverhärtungen im Rücken.
Vorgang der Erhebung Anfang 1956

Von Bekannten hatte ich erfahren, daß IRL. in seinem Beruf sehr tüchtig und ungewöhnlich arbeitsam sei. Trotz seiner körperlichen Schwierigkeiten leiste er mehr als die meisten anderen, die selbst schon bis an die Grenzen ihrer Kraft ausgelastet seien.

A. Elternhaus und Verlauf der Jugend

Das patriarchalische Gepräge gab der elterlichen Familie eine feste Geschlossenheit. IRL. hatte mit seinem jüngeren Bruder jede Anordnung seiner Eltern widerspruchslos zu respektieren und zu befolgen. Der Vater war der strengere Elternteil, er setzte die Strafen.

Oft wurden die Söhne, insbesondere IRL. im väterlichen Unternehmen, einem Isoliergeschäft mit Vertrieb von Betonwaschöfen etc. eingesetzt, wenn einer der meist acht Bediensteten nicht zur Verfügung stand.

Leichtathletik, Handball und Schwimmen in dem dicht bei der Wohnung gelegenen Sportstadion der Großstadt gehörten zu den Interessen IRLs.

In der Volksschule gehörte IRL. zu den besten Schülern der Klasse.

"Vor der Schulentlassung hatte ich keine klaren beruflichen Vorstellungen. Mir schwebte vor, im elterlichen Geschäft zu arbeiten. Mein Vater ließ das aber nicht zu; ihr müßt was lernen! Mich interessierte, Maschinen zu bauen. Dieses Interesse hatte sich wohl im Geschäft gebildet. Durch Glück bekam ich dann auch eine gute Lehrstelle."

In einem mittleren Betrieb der Maschinenindustrie wurde ein Diplomingenieur zu seinem Lehrer, der, hauptsächlich mit seinen Auswanderungsplänen beschäftigt, IRL. nur generelle Anweisungen über die zu verrichtende Arbeit gab. Für informierende Nachfragen und technische Auskünfte blieb er dabei aufgeschlossen, legte sogar Wert darauf. IRL. wandte sich mit aller Intensität seinen Berufsarbeiten zu.

"Mit Antritt der Lehrstelle lag mein Hauptinteresse auf beruflichem Gebiet, wenn ich auch den Sport noch weiter betrieb. Indem er mich fast frei schalten ließ, hat mich der Diplomingenieur sofort zur Selbständigkeit im Beruf erzogen. Er gab mir bereitwillig jede Auskunft und

dann konnte ich selbst schaffen. Ich habe das auch getan. Solch eine Lehrstelle findet einer so schnell nicht wieder."

Nach Ausscheiden dieses vorgesetzten Ingenieurs aus dem Betrieb - IRL. befand sich im Beginn des 3. Lehrjahrs - übernahm der Oberingenieur die weitere Ausbildung des Lehrlings. Dessen allgemein gebräuchliche Lehrmethode brachte IRL. von Anfang an in Opposition.

Bei einer Auseinandersetzung zwischen IRL. und seinem neuen Vorgesetzten - er hatte sich geweigert, Lichtpausen anzufertigen, eine Arbeit, die dem Stift zukam und außerhalb seines Lehrgebietes lag - nahm der vom Betrieb herbeigerufene Vater eindeutig Partei für seinen Sohn.

"Wenn von außen etwas an unsere Familie herankam, hielten wir zusammen wie Pech und Schwefel. Das sind Eindrücke, die ich von zu Hause mitgenommen habe und heute noch für mich wirksam sind. Vor allem habe ich mich daran gewöhnt, in jeder Beziehung die Wahrheit zu sagen."

Wegen einer Reihe ähnlicher Vorfälle kündigte IRL. gleich nach Beendigung der Lehrzeit dem Betrieb (1932).

Während der Lehrjahre hatte er an einem Vorbereitungslehrgang für das Maschinenbaustudium teilgenommen.

"Ich habe nicht eine dieser 8 Wochenstunden, von 20-22 Uhr und oft länger, versäumt. Ich war begeistert von den Lehrern und den Mitschülern. Die Jungs waren alle enorm bei der Sache. Man wurde angeregt zu besonderen Leistungen durch Theaterkarten und dergleichen. Durch meine selbständige Arbeit im Betrieb in Verbindung mit dieser Schule wurde ich früh zum selbständigen Denken erzogen."

Nach bestandener Aufnahmeprüfung an einer Maschinenbauschule wurde wegen Rückgangs des väterlichen Geschäfts der Beginn einer Ausbildung an einer höheren technischen Lehranstalt verschoben.

Bis 1935 nahm IRL. Arbeit bei seinem Vater auf. Ein Jahr zuvor hatte die Verbindung mit Frau IRL. begonnen und sich sehr schnell gefestigt. IRL. richtete sich nun darauf ein, sich beruflich zu sichern und zu vervollkommen. Unstimmigkeiten zwischen ihm und seinem Vater traten in mannigfacher Form auf. Der Vater setzte sich durch, IRL. richtete eine Reihe von Bewerbungsschreiben an mehrere Großbetriebe.

"Ich wollte was anderes machen, und weil es mir mit den Bewerbungsschreiben zu lange dauerte, ließ ich mich von einem Werbeplakat der Landespolizei anlocken. Ich hatte die verrückte Idee, da vielleicht aufzusteigen. Das habe ich sofort nach der Annahme bereut. Denn dann kamen die Angebote von Demag und Borsig usw. Man muß Lehrgeld zahlen."

Auch dem nach militärischem Muster aufgezogenen Leben in der Polizeikaserne konnte IRL. kein Gefallen abgewinnen. Gelang

es ihm schon, einige Schwierigkeiten auf recht findige Weise zu lösen - einmal hatte er bei einem Appell seinen vergessenen Brustbeutel durch eine Streichholzschachtel ersetzt und deswegen vom Offizier vom Appellplatz weg Sonderurlaub erhalten - so sah er sich doch immer wieder besonderen Strafmaßnahmen unterworfen.

"Was ich schlecht konnte: mich unterordnen! Es kommt darauf an, ob man sich angesprochen fühlt oder nicht, auf die Persönlichkeit, der man sich auch unterordnen kann. Sonst lernmäßig machte mir das da gar keine Schwierigkeiten. Aber bei den Vorgesetzten war ich als schwarzes Schaf angeschrieben."

Sofort nutzte er nach einem Jahr (1936) trotz günstiger Angebote die Möglichkeit aus, die 4-jährige Dienstverpflichtung rückgängig zu machen.

Noch in Uniform besuchte er seine Braut. Sie veranlaßte ihn, sich sogleich in einem nahegelegenen Großbetrieb der Schwerindustrie vorzustellen.

"In der Uniform wollte ich nicht hingehen. Du bist feige, sagte sie mir. Nach 2 Tagen hatte ich die Zusage."

IRL. wurde als Konstrukteur eingestellt. 7 Monate arbeitete er als Teilkonstrukteur, dann wurde er zu verantwortlichen Arbeiten herangezogen.

Nach dieser beruflichen Festigung heiratete IRL. (1937). Zwei Jahre später wurde er zum Kriegsdienst eingezogen.

"Ich habe den Kommiss von der negativen Seite kennengelernt. Meine Vorgesetzten waren moralisch verkommene Subjekte. Die guten wurden versetzt. Der Kompaniechef war homosexuell, die ganzen Tagesabläufe waren vom Sexualbereich bestimmt. Der Spieß brüllte morgens bestimmte Sexualfragen und wir hatten bestimmte Sexualantworten im choris zurückzubrüllen, um nicht gescheucht zu werden. Mit diesem Haufen bin ich auch nach Rußland gekommen."

B. Eintritt der Körperbehindertensituation

"Wie die Sache kam, weiß ich nicht. Bei einem Angriff habe ich Schläge in meine Beine bekommen. Es blutete. Ich spürte, ich bin verwundet. Kein Schmerz. Man brachte mich zurück. Dann muß ich bewußtlos gewesen sein. Ich fand mich daliegend mit einem auch verwundenen Feldweibel. Man hatte uns liegen lassen. Ich wußte nicht, was eigentlich los war. Aber ich hatte kein Gefühl mehr in den Füßen. Ich bin mit dem anderen aus den Stellungen auf Armen und Knien weggekrochen, um uns in Sicherheit zu bringen. Wir sind 3 Tage gekrochen. Auf einen russischen Spähtrupp haben wir mit Pistolen geschossen, als sie uns entdeckt hatten. Ich habe nicht nachgegeben. Der Feldweibel sagte: 'Komm, wir wollen Feierabend machen.' Wohlweißlich habe ich darauf geachtet, daß wir nicht einschliefen wegen des starken Frostes. Unsere Wunden

waren zugefroren. Ich habe an nichts gedacht, nur: wieder nach Hause kommen! Es hat an einem seidenen Faden gehangen. Ich habe meinen Lebenswillen behauptet. An Schmerzen kann ich mich nicht mehr erinnern. Die Nervenanspannung war zu groß, ich habe gar nicht darauf geachtet. Ich dachte nur sowas wie: zurück, zurück! Anschluß zur Truppe. Was ich mir vornehme, führe ich mit einer Beharrlichkeit durch! Über meine Verfassung, als ich plötzlich einen deutschen Stahlhelm vor mir auftauchen sah, kann ich nichts sagen."

Im Februar 1942 wurde IRL. verwundet. Auf sein ungestümes Fragen bei der ersten medizinischen Behandlung, ob er amputiert werden müsse, beruhigte ihn der Arzt: es komme alles wieder in Ordnung. Schienung beider Beine bis zur Hüfte. Hohes Fieber; Prontosiltabletten. Nach vier Tagen, in denen er sich häufig gegen nachlässige und unzureichende Behandlung wehrte und Verlegungen durchsetzte, Einlieferung in ein Feldlazarett in Polen. Er hatte hier das Gefühl, ausgezeichnet versorgt zu werden.

"Die Ärzte hatten phantastische Erfolge, trotz allen Behelfs bezüglich Unterkunft und Medikamenten. Der Chefarzt war ein Vorbild. Da wußte man, daß das Beste mit einem gemacht wurde."

Novokaininjektionen zweimal täglich beiderseits der Wirbelsäule zur Förderung der Durchblutung der unteren Extremitäten. Später wegen Stauungen im rechten Bein Hautschnitte unterhalb des Kniegelenks. Durch die Andeutung des Arztes, die Unterschenkelamputation links sei unvermeidlich, sei er "nicht aus der Fassung gekommen."

"Ich schrieb das meiner Frau und sie antwortete: gottseidank, der Krieg ist aus! Da war ich denn beruhigt, vor allem, weil ich früher auch schon gesehen hatte, daß Leute mit einer Prothese gut zurecht kamen.

Dann kam der Arzt eines Tages: ist nichts mehr zu machen, wir müssen beide Unterschenkel abnehmen. Da war ich zuerst natürlich vollkommen verdattert. Da wurde ich plötzlich aus dem Gleichgewicht gebracht: Mensch, warum hast du nicht Schluß gemacht, dein ganzes Leben sollst du jetzt als Krüppel rumlaufen! Aber nach einer Stunde hatte ich mich damit abgefunden. Ich dachte an die Familie: es wird sich schon irgendein Weg finden lassen. Da konnte ich schon wieder klare Gedanken fassen. Die Ungewißheit ist für mich immer spannungsgeladen. Werde ich aber vor eine Tatsache gestellt, dann werde ich schnellstens damit fertig, mitunter schneller, als ich es vorher überhaupt für möglich gehalten habe.

Außerdem hatte ich in meinem Großvater, der schwerverwundet aus dem 1. Weltkrieg gekommen war, ein Vorbild. Durch ihn wußte ich auch von Anfang an, wie wenig Hilfe man als Kriegsbeschädigter vom Staat erwarten konnte, und daß die Reden, man würde für den Kriegsversehrten alles tun, lediglich Propaganda waren. Andererseits war es für mich immer imponierend, daß dieser Mann trotz seiner körperlichen Beeinträchtigung seine eigene Note behielt und sich durch nichts beirren ließ.

Ich war, als man mich in den Operationssaal fuhr, vollkommen ruhig. Ich hatte mich damit abgefunden; nicht zu ändern, Pech gehabt. An die Zukunft dachte ich noch gar nicht weiter. Erst gesund werden! Das andere kommt dann. Man hatte mir sofort gesagt, daß ich nach einer Nachamputation, etwa in einem Jahr, Prothesen tragen und wieder laufen könnte. Ich müßte einen Stock haben, Berge steigen könnte ich nicht mehr und mein Aktionsradius wäre beschränkt. Ich sagte: das ist klar."

Die Amputation beider Unterschenkel im unteren Drittel wurde im März 1942 ausgeführt, Guter und schneller Heilungsverlauf. In Erwartung einer bestmöglichen Wiederherstellung legt IRL. jeder medizinischen Maßnahme besondere Bedeutung bei. Zunächst Salbenverbände, später Bewegungsübungen, Heilbäder.

"Einmal noch, als man mir das goldene Verwundetenabzeichen überreichte, habe ich noch gedacht: wenn das die äußere Anerkennung sein soll, so würde ich darauf lieber verzichten. Aber sonst war ich passiv."

Die Ungewißheit über die Reaktion seiner Frau auf die Nachricht von seiner Doppelamputation verstärkte sich in IRL. außerordentlich durch einen Brief, den ihm sein Bettnachbar, ein Oberschenkelamputierter, zum lesen gab. Dessen Ehefrau, nicht imstande, die Ehe mit einem derart Verwundeten fortzusetzen, verlangte in dieser kurzen Mitteilung die Scheidung.

"Es war aber nicht anzunehmen, daß sich bei mir dasselbe abspielen würde."

Frau IRL. versuchte sofort nach Empfang der Nachricht von der Verwundung ihres Mannes vergeblich, eine Anreisebescheinigung für ihren Besuch zu erwirken. Erst Mitte April gelang es ihr, IRL. aufzusuchen. Er selbst hatte sie inzwischen gebeten, zu kommen.

"Ich wußte, daß meine Frau sofort kommen würde, mietete ein Zimmer für sie und besorgte mir einen Drahtkorb. Ich dachte mir, dann sieht man nichts von den Stümpfen, wenn die Decke drüber ist. Aber ich war, als meine Frau kam, ausgerechnet im Bad und wurde vor ihren Augen wie ein hilfloses Bündel ins Bett gelegt. Meine Frau weinte nicht. Im Gegenteil, das erste was sie sagte, war: 'Du lachst ja! Ich dachte, das hättest Du verlernt. Dann ist alles gewonnen.' Meine Frau gewinnt dem Leben immer die positive Seite ab. Ich habe dann gesagt: 'wie wird das später bloß mit uns werden?' Meine Frau: 'wenn du bloß erst mal zu Hause bist! Wenn du nicht mehr arbeiten kannst, werde ich schon für den Lebensunterhalt sorgen.' Es war noch alles so unklar. Aber ich sagte: so weit ist es ja noch nicht. Kommt Zeit, kommt Rat."

Abschluß der ersten Behandlungsphase im September 1942.

"Nachdem ich nun Doppel- und Dreifachamputierte gesehen hatte und einige mit amputierten Ober- und Unterschenkeln gehen sah, wußte ich alles klar: daß ich mich wieder selbst bewegen konnte. Es kam nun darauf an, nun auch eine gute orthopädische Versorgung zu erhalten. Ich

hörte von einer hervorragenden Orthopädischen Werkstatt und drängte auf eine Verlegung dorthin."

Im September 1942 unter Athernarkose Nachamputation, auf seinen eigenen Wunsch an beiden Stümpfen gleichzeitig. Verheilung innerhalb 5 Wochen. Ende Oktober Versorgung mit Prothesen.

"Die waren tadellos. Das Anpassen war schon im Rohbau sehr gründlich gewesen. Nach 4 Wochen sprach man schon von meiner Entlassung, so war ich mit dem Vorwärtsbewegen fortgeschritten."

In Begleitung von anderen Körperbehinderten verließ IRL. Ende November zum ersten Mal das Lazarett.

"Draußen auf der Straße hatte ich keine Hemmungen. Da liefen Mengen von Verwundeten herum, das war nicht viel anders als im Lazarett. Als ich aber ein Lokal allein betrat und die Leute plötzlich alle zum Eingang auf mich stierten, wurde ich doch was weich in den Knien. Ich war ja nun nach der langen Lazarettzeit etwas weltfremd geworden. Wenn man dann noch mit kaputten Gliedern wieder in die Welt hineingerät, ist es schlimm für einen. Ich nahm hier gleich am Eingang an einem Tisch Platz und wartete, bis sich das Lokal etwas geleert hatte und ging dann schleunigst wieder. Ich bin dann nur noch zweimal ins Kino gegangen."

Mitte Dezember erhielt IRL. Urlaub und konnte ohne Begleitung nach Hause fahren.

"Während der Fahrt hielt ich mich allen Mitreisenden gegenüber zurück. Ich war von dem Gedanken beherrscht, möglichst schnell nach Hause zu kommen. Alles andere, was die Leute dachten, interessierte mich nicht.

Zu Hause war dann die Freude groß. Alle staunten, daß ich nicht auf allen Vieren ankam, daß ich schon wieder so lief. Zu Hause wurde ich dann so behandelt wie früher auch, als ich im Vollbesitz meiner Kräfte war. Das muß ich meiner Frau hoch anrechnen, daß sie sich nie so verhielt, als ob ich von jetzt ab besonders behandelt werden müßte. Dadurch hatte ich sofort das Gefühl, genauso zu sein wie früher."

Nach 2 Wochen wegen Zellengewebssentzündungen an beiden Stumpfen Einlieferung im Heimatlazarett. Entfernung eines Granatsplitters aus der rechten Wade. Massage, Bewegungsübungen, Gehschule.

C. Orientierungsverlauf

In Mitteilungen für die Truppe und aus Tageszeitungen hatte IRL. sich seit einiger Zeit über die Möglichkeit informiert, als Kriegsversehrt eine staatlich subventionierte Ausbildung zum Maschinenbauingenieur absolvieren zu können. Solchen Aussichten ging er nach und als er Anfang 1943 vom Fürsorgeoffizier zwecks Berufsberatung zur Heeresentlassungsstelle befohlen wur-

de, brachte er, sich auf diese Mitteilung berufend, einen entsprechenden Antrag vor. Im Dienstzimmer befanden sich außer IRL. und dem Fürsorgeoffizier noch zwei Berufsberater und eine Sekretärin. Die sich abspielende Debatte schildert IRL. folgendermaßen:

"Da sagte der zu mir: 'Sie sind doch verheiratet. Glauben Sie, daß der Fiskus Ihre Familie unterhält?' Außerdem müßte ich, wenn ich schon 8 Tage in einem Beruf gearbeitet hätte, diese Arbeit wieder aufnehmen.

Ich machte deswegen meine Bedenken geltend: Entfernung zwischen Wohnung und Arbeitsplatz; ich wüßte gar nicht, wie es mit den Beinen würde, also auch nicht, ob ich meinen Beruf als Konstrukteur weiter ausüben könnte.

Darauf der Fürsorgeoffizier: 'Sie gehen zu Ihrem früheren Arbeitgeber und sagen dem, Sie müßten vom Betrieb mit einem Fahrzeug zur Arbeit geholt und später wieder nach Hause gefahren werden.'

Ich antwortete ihm: 'Ich bin froh, wenn ich mit meiner Körperbehinderung vom Arbeitgeber wieder einen Arbeitsplatz erhalte und soll sofort mit solchen Anliegen aufwarten? Das können Sie von mir nicht verlangen!'

Da sagte der mir: 'Wenn Sie Hemmungen haben, brauchen Sie nicht mehr ins Zivilleben zurückzugehen.'

Hier schalteten sich dann die Berufsberater ein: sie hätten einen doppelamputierten Zahnarzt betreut, der, mit einem Spezialschemel versehen, besser arbeitete als vorher.

Ich sagte: 'Ich verbitte mir Ihre Einmischung, Sie können sich über meinen körperlichen Zustand überhaupt kein Bild machen,' und forderte von dem Hauptmann so lange ihre Entfernung aus dem Zimmer, bis er sie herausgehen ließ. Ich war erregt. Durch all diese Äußerungen war alles in mir in Wallung gekommen. Noch wenn ich jetzt daran denke, kocht noch alles in mir. Ich wurde daraufhin von dem Hauptmann abgefertigt. 'Fräulein', sagte er zu seiner Tippse, 'notieren Sie: Der Unteroffizier IRL. nimmt seine Arbeit versuchsweise wieder auf.' Dann zu mir: 'Wenn Sie noch Fragen haben, wenden Sie sich an Ihren örtlichen Fürsorgeoffizier. Ich könnte Ihnen Auskunft geben. Aber der Nächste bitte.'

Unmittelbar nach dieser Auseinandersetzung traf IRL. einen früheren Kriegskameraden, der, nunmehr als Parteifunktionär tätig, dem deprimierten IRL. Hilfe zusagte. IRL. folgte nur zögernd der Aufforderung, den Betreffenden auf die "Dienststelle" zu begleiten. In dem pompös eingerichteten Dienstzimmer schlug IRL. die aus einer Sortimentschachtel angebotenen Rauchwaren aus und lehnte das Angebot, für die Partei tätig zu werden, rundweg ab.

"Der erzählte mir da vom "guten Leben", das ich führen könnte und sowas. Ich weiß nicht, mit welcher Arbeit er sich diese Vorteile erkaufte. Mir waren die ganze Art und der Mann zuwider. Ich hatte schon

im Lazarett erlebt, wie die Kreisleiter kamen und sich die Leute, die kurz vor der Wiederabstellung standen, förmlich kauften, um sie dann wohl für ihre Machenschaften zu benutzen. Daher wußte ich auch hier sofort, woher der Wind wehte."

Sofort anschließend erhielt IRL. einen dreimonatigen Gene-sungsurlaub. Zu Hause deprimierte ihn die Mitteilung des Leiters der örtlichen Fürsorgestelle, ebenfalls ein Schwervkörperbehinderter, die Frau des Kreisleiters habe sich inoffiziell geäußert, Kriegsbeschädigte seien Faulenzer, Drückeberger und Parasiten.

"Da wußte ich das auch, wie das so angesehen wird."

Eine Zellengewebseนต์zündung und Kreislaufstörungen wurden vom Hausarzt behandelt. Diese Erkrankung hinderte ihn, nach Ablauf seines Urlaubs die Heeresentlassungsstelle, zu der er beordert worden war, aufzusuchen. Ein Verfahren wegen unerlaubter Entfernung von der Truppe wurde ihm angedroht. Trotz Attest und Einspruch des Hausarztes erhielt er sofort die Nachricht, daß seine Unterhaltsbezüge gesperrt und die weiteren Regelungen des Versorgungsamtes abzuwarten seien. Erst nach Wochen konnte IRL. seine Rente beziehen.

"Meine Frau heulte vor Wut. Wir hatten keine finanziellen Schwierigkeiten. Aber wenn das gewesen wäre, hätte ich sofort arbeiten müssen. Ob krank oder nicht, kein Hahn krächte mehr danach."

"Nach diesem dramatischen Abschluß war mein Selbstbewußtsein stark ins Wanken geraten. Der Weg zum Personalchef meines früheren Betriebs war mir ein schwerer Gang. Aber er hat es fertig gebracht, mein Selbstbewußtsein so zu stärken, daß ich die Arbeit ohne Hemmungen und Belastungen wieder aufgenommen habe."

Im August 1943, sogleich nach der Unterredung mit dem Personalchef, nahm IRL. die Arbeit wieder auf. Gegenüber seinem früheren Verdienst erhielt er eine wesentliche Gehaltsaufbesserung. Per Kraftwagen wurde er, nicht selten vom Personalchef selbst, zum Betrieb und wieder nach Hause befördert.

"Dem Mann habe ich ja außerordentlich viel zu verdanken, weil er alles, was Schwierigkeiten bringen konnte, schon von vornherein beseitigte und das in einer so netten und unauffälligen Art, daß ich nie das Gefühl hatte, bemitleidet zu werden. Vor allem auch, weil er meine Leistungen finanziell entsprechend bewertete.

Der Abteilungsleiter machte es dagegen falsch. Seine Fürsorge, die er gut gemeint hat, war für mich irgendwie peinlich. Man läßt sich nicht gerne helfen. Dann vor allem: seine Fürsorge vor den anderen übertreiben, war nicht das Richtige für mich. Die Arbeitshilfen waren mir fast zu viel."

Bis 1952 arbeitete IRL. als Konstrukteur. Als Leiter einer Arbeitsgruppe konstruierte er 3 Großanlagen, die im Ausland montiert wurden.

"Die Arbeit war rein körperlich oft gar nicht so leicht, da mit ihr

z. T. auch Baustellen- und Werkstättenbesuche verbunden waren. Das bewirkte, daß man am Tage insgesamt doch eine Menge Gehbewegungen machen mußte. Aber das war ja mein Beruf und ich hatte ja auch Erfolge."

Als IRL. 1952 die Tätigkeit eines Berechnungsingenieurs aufnahm, sprach ihm der Leiter eines ausländischen Kraftwerkes persönlich seinen Dank aus.

"Er bedauerte, daß ich nun in der Berechnung tätig wäre und keine weiteren Konstruktionsarbeiten mehr ausführte. Und das sind Kapazitäten, diese Leute."

Die Verantwortung, die IRL. als leitender Konstrukteur für seine Arbeitsgruppe zu tragen hatte, belastete ihn zeitweise bis auf das Äußerste. Hier wirkten sich die mit seiner körperlichen Lage verbundenen Schwierigkeiten häufig sehr beeinträchtigend aus.

"Durch die Nervenschmerzen war mein ganzer Körper oft in einem Erregungszustand, daß ich mich nur noch mühsam in der Gewalt hatte. Da war es oft gut, wenn ich zu Hause durch meine Frau den Hinweis bekam, daß man sich nicht einfach gehen lassen kann. Z. B. klingelte ich einmal abends bei der Rückkehr von der Arbeit ungestüm und verärgert zu Hause, weil mir die Haustür nicht sofort aufgemacht wurde. Meine Frau sagte mir dann, als sie mir aufmachte: 'ein gewisser Herr IRL. ist hier schon jahrelang völlig umsonst versorgt worden.' Ich muß sagen, daß es gut ist, jemanden zu haben, daß man kein Recht dazu hat, sich mit seiner eigenen Lage im Vorteil gegenüber anderen zu setzen. Auch eine Körperbehinderung billigt einem keine mildernden Umstände zu, wenn man sich gehen läßt. In meinem Betrieb haben sie alle was, die mehr Verantwortung tragen müssen: Gallen-, Magen-, Herzleiden oder sonst was. Aber keiner hat dadurch besondere Vorrechte, auch nicht im Familienleben."

Am meisten belastete es IRL., für die Arbeiten der Mitarbeiter seiner Gruppe die volle Verantwortung zu übernehmen.

"Ich arbeite lieber alleine. Ich bin mir selbst am zuverlässigsten. Man kann einfach nicht alles kontrollieren, was die anderen machen. Auch mit meiner Frau hatte ich oft darüber gesprochen, daß es besser für mich wäre, eine andere Arbeit zu übernehmen. Eine dauernde innere Unruhe war eben doch nicht immer so ohne weiteres zu überbrücken."

Heute fühlt sich IRL. nur noch selten den Beobachtungen anderer Menschen ausgesetzt. Er findet, daß Nachbarn und Mitarbeiter ihn inzwischen mit seinen körperlichen Schwierigkeiten kennen und gelernt haben, ihn richtig einzuschätzen. Nachdem sein Tagesablauf, das Zusammensein und Zusammentreffen mit anderen Menschen zu mehr oder minder festen gewohnten Gegebenheiten wurden, tritt er jedem seine Körperbehinderung betreffenden Verhalten anderer mit größerer Gelassenheit gegenüber denn je.

Dennoch ist es ihm sehr angelegen, seine körperlichen Schwierigkeiten nach außen hin möglichst zu verbergen.

"Heute bin ich ja stur: einerseits lebt man in einer Abgeschlossenheit - wir meiden jeden Verkehr, leben ziemlich abgeschlossen, sind mit drei Familien etwas befreundet -, andererseits haben sich die Leute, die mit mir zur Arbeit und zurück gehen, daran gewöhnt. Sie stören sich nicht mehr daran, sehen sich nicht mehr um usw. Es ist ja auch so, daß es kaum auffällt. Sicher, ich habe einen kleinen Gehfehler. Ist aber auch alles."

Trotz der Kritik seiner Frau vermeidet er es immer wieder, bei Glatteis etc. einen Wagen des Betriebs in Anspruch zu nehmen.

"Ich weiß nicht, ich kann nicht darum bitten, so schwer mir das Gehen den Berg herunter und herauf auch fällt, so sehr ich Angst habe, zu fallen. Ich kann es nicht fertigbringen, besondere Ansprüche zu stellen."

Das Familienleben ist einfach und geregelt, ohne besondere äußere Abwechslung. Nicht selten liest IRL. nach Feieraabend Fachbücher. Neuerdings leisten sich IRLs. jährlich eine Ferienreise nach Süddeutschland.

"Die Familie ist für mich der Ort, wo ich jederzeit entspannen kann. Alles Unangenehme lassen wir draußen. Wir haben alles geregelt, finanziell ist alles in Ordnung. Das Einzige: man bemüht sich, so lange wie möglich gesund zu bleiben.

Durch die Körperbehinderung ist ja eine gewisse Umstellung bei uns und vor allem bei mir erfolgt. Denn das Leben ist nicht mehr so oberflächlich dahingeflossen. Es gibt keine Situation im Hinblick auf die Verwundung, als daß man nicht auch hier Werte finden könnte, die sonst nicht in Erscheinung getreten wären. Nicht etwa materiell. Sondern durch die Verwundung ist ideell eine Umstellung erforderlich gewesen. Ich war zuerst ja, z. B. beim Sport, den ich früher ja aktiv betrieben hab, Zaungast. Aber weil ich das aktive Teilnehmen nun nicht mehr haben konnte, sind die Interessen verlagert worden. Das Familienleben hat sich ganz auf meine Situation zugeschnitten. Wir interessieren uns für Dinge, die vorher nur am Rande existierten: Spaziergänge, Gesang eines Vogels, wo ich früher dran vorbeigegangen wäre. Wir haben Sonntage verlebt, regelrechte Höhepunkte, ohne einen Pfennig Geld auszugeben. Man macht eben aus der Situation das, was noch zu machen ist."

Fallstudie ZOW.

Geboren: 1918

früherer Beruf: aktiver Offizier

Zwischenberufe: stud. jur.; stud. rer. nat., Hilfsarbeiter in Spielwarenfabrik. Banklehrling.

heutiger Beruf: Bankangestellter.

M. d. E.: 80 %

Ursache: Oberschenkelamputation rechts.

Auswirkung: Wegen Kürze des Stumpfes (15 cm) bisher noch keine gut sitzende Oberschenkelprothese zur Verfügung; starke Gehbehinderung, bei längerem Gehen Schmerzen durch Wundstellen am Stumpf.

Vorgang der Erhebung: Nach einer telefonischen Verabredung besuchte ich die Familie ZOW. in ihrer geräumigen 5-Zimmer-Wohnung. ZOW. wirkte - im Gegensatz zu seiner temperamentvollen, etwas leicht erregbaren Ehefrau - beruhigend, ausgeglichend, selbstbewußt. Interessiert nahm er am Gespräch teil, griff geschickt ein, korrigierte und festigte die Position seiner Frau.

Ich besuchte die Familie Anfang 1956 viermal. Die Nacherhebung wurde Anfang 1957, ebenfalls in der Wohnung der Familie ZOW. durchgeführt.

A. Elternhaus und Verlauf der Jugend

Die 9 Kinder der Adelsfamilie verloren ihren Vater, der als aktiver Offizier dem Kriegsdienst nachkam, als ZOW., der Jüngste, zwei Monate alt war. Die Mutter, nahezu mittellos, sah sich nicht in der Lage, ihre Kinder ohne Hilfe von außen zu ernähren und ausbilden zu lassen. Annoncen im Adelsblatt vermittelten ihr Pflegestellen für alle Kinder.

ZOW. wurde mit 5 Jahren von einem Gutsbesitzer in Pommern, fern von seiner Thüringer Heimat, aufgenommen. Er fand wenig Kontakt mit seinen Pflegeeltern und fühlte sich häufig hinter dem leiblichen Sohn der Familie zurückgestellt.

Die Gründe für den Wechsel der Pflegestelle im darauffolgenden Jahr sind ZOW. nicht mehr bewußt.

"Hier hatte ich sofort Sympathie, sagte, wie man mir nachher erzählte, sofort "Vater" und "Mutter", obwohl ich aufgefordert wurde, "Onkel" und "Tante" zu sagen.

Dort habe ich nichts entbehrt. Mit dem Sohn, der mit mir fast gleichaltrig war, lebte ich allerdings andauernd auf Kriegsfuß, während ich mich mit der jüngeren Tochter immer blendend verstand. Die zog mich aber auch vor ihrem Bruder vor."

Zum Pflegevater gewann ZOW. ein enges Vertrauensver-

hältnis. Dieser habe ihn mehr geschätzt als seinen eigenen, die Ordnung der Familie dauernd durchbrechenden Sohn.

Das Verhältnis zur Pflegemutter blieb dagegen etwas befremdend für ihn.

"Einmal stand ich nachts auf und erschien im Nachthemd im Zimmer, warum, weiß ich gar nicht. Aber ich wurde von der Pflegemutter, die da saß, in einer ganz eigenartigen Weise behandelt, nicht etwa streng, mehr fassungslos-ablehnend, daß ich schleunigst wieder in meinem Bett verschwand."

ZOW. erhielt einen vierjährigen Grundschulunterricht gemeinsam mit seinen Pflegegeschwistern von einer Privatlehrerin. Die Schulferien verbrachte er regelmäßig bei seiner Mutter.

Während der Pflegezeit sei er stets als verschlossen und zurückhaltend charakterisiert worden.

"Das war ich auch irgendwie, warum, weiß ich gar nicht. Heute bin ich es ja wohl nicht mehr."

Von 1929 bis 1934 besuchte ZOW. gemeinsam mit seinem Pflegebruder vom Pflegehaus aus das Gymnasium.

Aus finanziellen Überlegungen kehrte ZOW. 1934 zu seiner Mutter zurück. Seine Ausbildungskosten wurden vom Pflegevater weiterhin getragen. Er habe sich über diese Lösung gefreut, besonders, da sein Bruder ebenfalls von einer Pflegestelle zur Mutter zurückkehrte.

Er betätigte sich aktiv an leichtathletischem Sporttraining, trat in die Flieger-H. J. ein.

"Das war der Club der oberen 10 000, der Intelligenzler. Zum mindesten diese Zeit, von 1934 bis 1937, fasse ich als eine glückliche Zeit auf. Der Zusammenhalt in der Klasse hat sich bis heute erhalten. Wir machten alles Mögliche gemeinsam: jeden Abend trafen wir uns zum Bummeln auf der Hauptstraße, die Landschulaufenthalte waren etwas Besonderes für mich."

Bei seinen Berufsplänen achtete er darauf, möglichst schnell unabhängig zu werden: Berufsoffizier schien ihm wegen der geringen Ausbildungskosten die beste Lösung zu sein, er habe möglichst bald seine Mutter unterstützen wollen. Unter anderen finanziellen Umständen würde er, aufgrund seiner Erfolge in den mathematischen Schulfächern, das Studium eines technischen Fachs aufgenommen haben. 1947 nach dem Abitur, diente ZOW. ein halbes Jahr als Arbeitsdienstangehöriger. "Ziemlich begeistert" habe er an den nationalsozialistischen Organisationen und deren Gedankengängen teilgenommen. 1938 begann für ihn eine einjährige Kriegsschule, im August 1939 wurde er zum Leutnant, 1941 zum Oberleutnant befördert.

B. Lazarettssituation

Bei der Überprüfung einer Artilleriestellung Mitte 1941 schlug ein Granatwerfersplitter das rechte Bein ZOWs. unterhalb des Knies ab.

"Gedacht habe ich gar nichts - na, ist ab! mehr nicht. Man mußte ja damit rechnen, daß es eines Tages dazu kommen konnte. So wußte ich denn nichts anderes als: jetzt geht alles automatisch seinen geregelten Gang: verwundet - Lazarett."

Die geöffnete Schlagader wurde abgebunden.

"Ich hatte gar keine Zeit, mich näher um die Verwundung zu kümmern, auch Schmerzen zu haben hatte ich keine Zeit, weil ich den Wagen, der mich zurückbrachte, durch das Gelände dirigieren mußte, um nicht in die feindliche Linie zu geraten. Deswegen mußte ich dauernd aufmerksam sein. Aber ich habe doch daran gedacht: 'vielleicht ist es nicht so schlimm!' So irgendwas in der Richtung. Man hat ja immer noch eine gewisse Hoffnung, es könnte anders sein."

Tetanusinjektion auf der Bataillonssanitätsstelle, Rücktransport zum HVP., Amputation des Unterschenkels. Transportunfähigkeit wegen starken Blutverlustes.

"Ich weiß nicht genau, wann die Amputation gemacht wurde. Ich hatte immer noch den Gedanken, daß das Bein vielleicht doch noch dran ist. Ich fragte deswegen schließlich den Arzt, ob es nun wirklich ab ist."

ZOW. vermied es trotz seines Zustandes zunächst möglichst, irgendeine Hilfe von Sanitätern oder anderen zu beanspruchen. Es sei ihm unangenehm gewesen, jemanden um Hilfe zu bitten.

Nach zwei Tagen wurde Gasbrand diagnostiziert: Amputation des rechten Beines im Oberschenkel. Bluttransfusion.

"Der Arzt fragte mich: 'geht es Ihnen jetzt besser?' Um ihn zu beruhigen, sagte ich: 'jawohl!'. Aber es ging mir noch nicht gut. Doch ich bin bei der ganzen Sache nie ins Sinnen gekommen, etwa daß ich sterben könnte. Dazu ist man viel zu lebensstüchtig. Daß man verwundet würde, hatte man berechnet. Als vaterlandsliebender Mensch hatte man keine weiteren Bedenken. Man war irgendwie überzeugt, daß der Staat einem irgendwie helfen würde: Ehrenbürger der Nation und so. In den jungen Jahren damals dachte man so."

Durch Bekannte arrangierte ZOW. mehrmals seine Verlegung aus Feldlazaretten, in denen er eine ungenügende Behandlung und Betreuung erfahren mußte.

"Mir ging es gut, blendend. Keine Schmerzen, habe sie jedenfalls nicht gemerkt. Vielleicht bin ich eine Natur, die Schmerzen nicht bemerkt, obwohl welche da sind. Ich konnte bloß mein Bein nicht riechen, so irrsinnig hat das gestunken."

20 Tage nach der Verwundung Verlegung per Lazarettzug in ein süddeutsches Reservelazarett. Extensionsverbände zwecks Überziehen der Haut über die Oberschenkelwunde. Freude an "viel

Unsinn" und den "schönsten Geschichten" im fidelen Verein mit anderen Patienten habe die körperliche Schwäche in den Hintergrund treten lassen. Durch Operation Entfernung eines Kronensequesters, gleichzeitig Nervenkorrektur. Verheilung bis auf kleine, fistelartige, noch lange Zeit eiternde Wunde.

Im November 1941 erste, sehr schnell erfolgreiche Gehversuche.

"Beim Militär zu bleiben hatte ich damals schon aufgegeben. Ich wäre ja immer das fünfte Rad am Wagen gewesen. Aber daß ich irgendwas verloren gegeben hätte, war nicht der Fall. Ich hatte ja immer meinen Kopf noch."

Im Dezember 1941 ließ sich ZOW. in ein Speziallazarett nach Berlin verlegen, um von hier aus die Pflegeeltern besuchen zu können. Nach dem Tode seiner Mutter sei das Pflegehaus für ihn zum "ruhenden Pol" geworden.

In diesem Lazarett lernte ZOW. seine Frau kennen, die hier als Krankengymnastin tätig war. Nach drei Monaten, in denen ZOW. einen vierwöchigen Erholungsaufenthalt in Italien verbrachte, verlobte er sich.

Verheilung des Oberschenkelstumpfes erstmals im Frühjahr 1942. Massage, Bewegungsübungen. Im Sommer 1942 probierte ZOW. seine erste Prothese.

"Die ersten Laufversuche waren katastrophal. Ich war nach kurzem Lauf völlig erledigt. Aber was die anderen konnten, konnte ich auch. Es war bloß eine maßlose körperliche Anstrengung. Auf Krücken konnte ich laufen wie nichts. Deswegen habe ich auch oft die Prothese ausgelassen, wenn wir irgendwohin gingen, ins Theater oder sonstwohin in der Stadt. Da wollte ich mich nicht mit der Prothese herumquälen. Man wollte ja einmal wieder mit seiner Verwundung zu Ende kommen, das Leben wieder in normale Bahnen bringen."

Während der Sommermonate 1941 übte ZOW. das Prothesengehen ein. Durch eine im Lazarett durchgeführte Berufsberatung ließ er sich über die Voraussetzungen seiner beruflichen Zukunftspläne informieren.

"Schließlich kam ich zum Jurastudium, weil andere sich dafür entschlossen und jeder nicht recht wußte, was er machen sollte. Wir waren so 'ne Klique, die das machte."

C. Orientierungsverlauf

ZOW. immatrikulierte zum Wintersemester 1942/43 an der juristischen Fakultät der Berliner Universität. In beiden Semestern bis zum Sommer 1943 stand er unter dem Einfluß der stark behindernden Folgen der Amputation und der durch die Heirat im Frühjahr 1943 bedingten Sorgen um das Wohl seiner Familie. Seine Frau, die ein Kind erwartete, wurde besonders stark von den

Auswirkungen der verstärkten Bombenangriffe belastet. Durch Umzug in eine weiter ostwärts gelegene Großstadt suchte er sich mit seiner Familie zunächst in Sicherheit zu bringen. Hier belegte ZOW. ein weiteres Semester Jura.

"Nun kam noch die Frage: was machst du eigentlich mit Jura? Ist es überhaupt lohnend, Jura zu studieren? Das kam, weil bei uns - wir waren immer noch zu drei Lazarettkameraden - die Meinung vorherrschte, daß die Wehrmacht nach dem Krieg etwas abgeschossen würde. Deswegen hielten wir einen weniger politischen Beruf wie der eines damaligen Juristen, einen zivilen Beruf für besser. Ein Freund hatte nämlich erzählt, daß Richter, um politische Delinquenten, die an sich keine waren, vor dem KZ. zu bewahren, mit einigen Monaten Gefängnis bestraften, damit die Parteiführung beruhigt war. Außerdem kriegte man einen Parteimann damals schon immer an die Seite gestellt und das war ja dann nicht so erstrebenswert."

Von der Berufsberatungsstelle des OHK wurde ihm der Wechsel zum Maschinenbaustudium bewilligt.

Ab Sommersemester 1944 bis Januar 1945 belegte ZOW. an der Technischen Hochschule.

ZOW. folgte Anfang 1945 seiner Frau, die beim Näherrücken der Front mit dem im März 1944 geborenen Sohn in eine kleinere Stadt geflohen war. Mit ihnen erreichte ZOW. nach einigen Tagen Eisenbahnfahrt das Gut seiner Pflegeeltern, die jedoch bereits nach Westen geflohen waren. Weitere Reisen durch Norddeutschland waren den Umständen entsprechend äußerst beschwerlich. Das Ziel, die eingerichtete Wohnung in seiner Heimatstadt zu erreichen, gab er wegen gefährlicher Fliegerangriffe auf.

"Meine Behinderung ist mir in dieser Zeit allerdings zugute gekommen. Sie verschaffte mir Vorteile, ich wurde überall bevorzugt bei dem mehr oder minder immer noch organisierten Reiseverkehr. Die H. J. - Jungens halfen mir. Man fühlte sich doch bevorzugt gegenüber den anderen als Kriegsversehrter. Man fühlte sich damals etwas als Ehrenbürger der Nation, schon im Berliner Lazarett hatte man Ehrenkarten für's Theater bekommen usw."

Die Familie traf bei den Schwiegereltern ein. Kurz vor dem Einrücken der russischen Truppen konnte ZOW. einen Personenkraftwagen chartern und drängte die gesamte Familie zum Aufbruch zu Verwandten nach Hamburg.

"Aber da meine Schwiegereltern nicht zu bewegen waren, wurde es nichts. Nun, wir standen auf dem Standpunkt: wir teilen dann eben Freud und Leid, und sagten uns: mein Gott, so schlimm kann's beim Russen auch nicht sein. Vielleicht, wenn ich rücksichtslos gewesen wäre, wäre ich doch losgegangen. Hinzu kam noch ein Fünkchen Hoffnung, das von der Propaganda geschürt wurde. Man konnte ja eigentlich gar nicht begreifen, daß man den Krieg verlieren sollte."

Nach dem Einzug russischer Truppen konnte ZOW. als Ver-

schrter und seine Frau, die das zweite Kind erwartete, als Krankenschwester in einem Lazarett unterkommen.

"Da hat mir meine Behinderung wieder Vorteile gebracht. Der russische Kommandant des Lazaretts ließ keinen Russen rein, nichts wurde geklaut, es geschah nichts. Außerdem wurden wir ausgezeichnet versorgt."

Seine Frau konnte im Mai 1945 in diesem Lazarett ihren zweiten Sohn zur Welt bringen.

Im August 1945 verließ die Familie, bedingt durch die Umwandlung des Lazaretts in eine Isolierstation, ihren Unterschlupf und kehrte zu den Eltern der Frau zurück.

Die 60-stündige Reise mit der Familie im Dezember 1945 in die Heimatstadt ZOWs. - er hatte die Möglichkeit, in seinem Elternhaus zu wohnen, zuvor ausgekundschaftet - wirkte sich vor allem für die Kinder nahezu katastrophal aus. Beide mußten nach der Ankunft in ein Krankenhaus eingeliefert werden. War auf diese Weise eine Wohnmöglichkeit gewonnen, so blieb doch die gesamte Lage der Familie äußerst gespannt. Als ehemaliger Offizier wurde er in der Öffentlichkeit besonders abgewertet. Er erhielt keinen Arbeitsplatz.

ZOW. zog mit Rucksack an Krücken über Land und versuchte, Lebensmittel für seine Familie zu ergattern. Ab Januar 1946 wurde die Familie außerdem durch Pakete mit Nahrungsmitteln von Verwandten im Ausland unterstützt.

"Ich hamsterte alles, was es gab, verkaufte meinen Ledermantel und den Kaffee aus den Paketen. Dadurch kamen wir zu Geld, daß wir wenigstens das kaufen konnten, was es auf Marken gab. Dann hatten wir den Garten, in dem ich fleißig arbeitete. Das mußte gehen! Wir haben uns damit durchgemogelt, uns wenigstens über die Not hinweggeholfen.

Da es sehr vielen genauso ging, hat man gar nicht so empfangen, besonders hintendran zu stehen. Meine ganzen Freunde hatten eine ähnliche Situation. Wir haben das Ganze als Übergang aufgefaßt."

"Es mußte ja nun mal irgendwas geschehen. Ich habe mich orientiert, ob irgendwo Möglichkeit zum Arbeiten wäre. Dabei habe ich natürlich meine Körperbehinderung als besonderen Ballast empfunden, weil mir ja nun nicht mehr alles offen stand."

Im Mai 1946 wurde ZOW. als Lackierer in einer kleinen Spielwarenfabrik eingestellt. Er tauschte, um seine Arbeitsstätte überhaupt erreichen zu können, seinen Fotoapparat gegen ein Fahrrad. Der Vater eines Schulfreundes wies ihn dann auf Entwicklungsmöglichkeiten als Bankkaufmann hin. ZOW. bewarb sich als Banklehrling und wurde im Juli 1946 eingestellt. Er habe besonderen Wert auf grundlegende Ausbildung gelegt, um "später immer etwas damit anfangen zu können".

Das Lehrverhältnis machte es nötig, die finanziellen Schwierigkeiten der Familie auf besondere Art zu beseitigen.

"Wir haben nur geschoben. Kaffee verkloppt. Sonst wär's gar nicht möglich gewesen. Aber ich bin zu sehr Mensch, der optimistisch ist. Alles ging bei mir nach dem Motto: es wird schon irgendwie gehen. Und es ging ja auch."

Die Arbeiten für den neuen Beruf und für den Lebensunterhalt der Familie ließen ZOW. während der zweieinhalbjährigen Lehrzeit keine Möglichkeit für andere Tätigkeiten.

"Ich habe, das ist ja mein Prinzip, den Platz, den ich innehave, auszufüllen. Da kann ich mir gegenüber keine Rücksicht nehmen, die Körperbehinderung darf dabei keine Rolle spielen. Ich habe ja auch in der ganzen Zeit drüben den Garten versorgen müssen. Es war natürlich manchmal nicht ganz einfach, nun als Älterer da Lehrling zu sein. Vor allem gegenüber den jüngeren Angestellten. Aber es mußte eben gehen. Und an sich waren die Leute da recht rücksichtsvoll. Da kann keiner was sagen."

Anfang 1949, nach Beendigung der Lehrzeit, wurde ZOW. von der Bank ins Angestelltenverhältnis übernommen.

Noch im Jahre 1949 besuchte ZOW. Verwandte in Westdeutschland, um hier mit Hilfe ihrer Verbindungen zu Bankunternehmen die Möglichkeiten eines beruflichen Aufstiegs zu erkunden.

"Ich hatte aus einer Lebensorientierung heraus immer das Bedürfnis, in den Westen zu gehen. Aber das konnte ich nicht auf blauen Dunst. Entwicklungsmöglichkeiten waren für mich im Osten, das stellte sich ja nun heraus, als ehemaliger Offizier nicht vorhanden, weil ich auch mit der kommunistischen Idee nicht konform gehen konnte. Aber ich mußte dort bleiben. Hier schienen vorläufig keine Chancen zu bestehen."

Bis Mitte 1952 blieb ZOW. Buchhalter in seinem Lehrbetrieb. Eine staatliche Verfügung, diejenigen Staatsangehörigen, die den politischen Anforderungen nicht entsprachen, aus den Grenzkreisen zu entfernen, betraf auch ZOW. als Angehörigen der liberalen Partei. In diesem Zusammenhang vorgenommene Deportationen beunruhigten die Familie. Er erhielt seine Versetzung an eine Bank einer 60 km ostwärts gelegenen Stadt.

"Und das war natürlich nicht durchführbar für mich. Man verfuhr noch ziemlich human mit mir und zwar, wie ich vermute, auf Grund meiner Beschädigung."

Er fand nach einer Reihe Bemühungen noch eine Anstellung an einer privat geleiteten Bank.

"Das kam im letzten Moment. Da lebte ich mich aber recht schnell ein und fand da eine recht angenehme Stelle. Ich hatte da die Buchhaltung und die ganze Korrespondenz unter mir und modelte da die Organisation des Arbeitsverlaufs um. Und da war ich doch sehr mein eigener Herr. Der Mensch strebt doch wohl danach, etwas Herr spielen zu können.

Ich wurde dann auch in die Betriebsgewerkschaftsleitung gewählt. Ich habe da die politische Schulung gemacht. Es blieb mir nichts ande-

res übrig. Ich habe da irgendwas geredet, an Hand von Schulungsbriefen frei von der Leber weg.

Acht Tage lang machte ich auch eine Seelenquetsche mit. Ich verstand, mich zu fassen. Man sagte mir am Schluß, ich könnte Ortsgruppenleiter werden."

Im September 1954 erreichte ZOW. eine Zusage für eine Anstellung bei einer Bank in Westdeutschland. Er teilte seinem Vorgesetzten, dem Leiter der Bank, die Absicht mit, umzusiedeln.

"Der sagte: 'ich gehe auch, dann können Sie aufrücken und hier die Leitung übernehmen!' Ich zog aber den Westen vor; erstens war meine Lage so, daß ich finanziell nicht zurecht kam; zweitens kam ich nicht weiter; auf Grund einer Verordnung lehnte man mich als ehemaligen Offizier grundsätzlich ab; drittens kam ich mit der politischen Situation nicht überein."

Im Oktober 1954 kündigte ZOW. sein Angestelltenverhältnis und reiste legal in die Bundesrepublik. Im Dezember meldete er sich persönlich auf legalem Wege an seinem Heimatort ab. Auf diese Weise erhielt er sich die Möglichkeit, seine Frau und seine drei Söhne - der jüngste war 1950 geboren worden - sowie seine Wohnungseinrichtung zu gegebener Zeit auf rechtlicher Basis nachziehen zu lassen. Im Wege des Ermessens wurde er in der Bundesrepublik aufgenommen.

"Dabei spielte, scheint mir, meine Körperbehinderung auch eine gewisse positive Rolle, Das war dramatisch! Man wollte mir keine Genehmigung geben. Ich wurde sehr böse darauf und mir wurde dann Aufnahme gewährt, als ich eine Wohnmöglichkeit für meine Familie nachweisen konnte."

Vereinbarungsgemäß blieb Frau ZOW. mit den Kindern bis zur Beschaffung einer neuen Wohnung im bisherigen Wohnort. Bis 1956 bemühte sich ZOW. vergeblich um Unterkunft für seine Familie in der Nähe seiner neuen Arbeitsstätte. Den Gedanken, ein Eigenheim zu bauen, gab er auf.

"Ich wollte mich eben nicht binden, weil ich eben nicht wußte, ob ich nun ewig hier bliebe. Es können sich ja plötzlich ganz andere Möglichkeiten in beruflicher Hinsicht ergeben."

Anfang 1956 konnte die Familie mit ihren eigenen Möbeln eine moderne Fünf-Zimmer-Wohnung beziehen.

Private Beziehungen hatten ZOW. zu einer Anstellung in einer Filiale eines Bankunternehmens verholten. Geplant war ein Durchlaufen mehrerer Abteilungen dieser Zweigstelle; ZOW. sollte sich durch Gewinnung möglichst vielartiger Erfahrungen die Eignung für eine verantwortliche Stellung, etwa bei einer Kopfstelle des Unternehmens, erwerben. Er strebt heute die Versetzung in die Organisationsabteilung einer Kopfstelle an.

ZOW. wurde bald nach Antritt seines neuen Arbeitsverhältnis-

ses als Buchhalter beschäftigt und befindet sich noch heute auf diesem Arbeitsplatz.

"Seitdem ich in dieser Stelle bin, renne ich zum Chef, weil ich da weg will, weil ich da nichts mehr lernen kann. Aber es ist im Moment nicht ganz einfach, einen Wechsel durchzuführen. Aber damit ist mir ja nicht geholfen, daß ich das einsehe."

Im Januar 1956 begann ein Oberbeamter von sich aus ein Gespräch mit ZOW. über dessen berufliche Zukunft. Er legte ihm die Übernahme der Stelle im Sekretariat und Auskunftswesen nahe, die bisher von einer weiblichen jungen Kraft besetzt wird. Schwierigkeiten im Maschinenschreiben könne er, ZOW., auf dieser Stelle sicherlich überbrücken.

"Ich habe mich sehr gefreut, daß er sich von selbst Gedanken macht über meine Umbesetzung. Er sagte mir, man müßte ja nun auch meine Körperbehinderung in Betracht ziehen, ich müßte einen Posten haben, der ruhiger ist und mich nicht rumspringen ließe. Das ist an sich von dem Mann nett gedacht, aber nichts, was uns entgegenkommt. Denn man möchte ja nun irgendwie auch als vollwertiger Mensch angesehen werden. Er glaubte, fürsorglich zu denken. Aber er tat es meines Erachtens nicht im Sinne des Schwerbeschädigten. Ich fürchte, es ist die Idee des Oberbeamten, mich dahin zu setzen, um mich für mein Leben zu versorgen. Er hat es mir gesagt, um mir zu helfen, aus schlechten Motiven auf keinen Fall. Aber es ist wohl doch das, was ich an sich nicht suche, daß man nämlich meint: damit haben wir für diesen Fall das Richtige gefunden."

Ich möchte nicht das Gefühl haben: Gott, der kommt auf diesen Posten und damit hat sich seine Laufbahn erledigt. Es ist ja an sich auch bei älteren Angestellten, zu denen ich altersmäßig schon irgendwie gehöre, so, daß sie einfach da sitzen bleiben, wo sie hingesetzt werden. Ich habe es mir anders vorgestellt: daß man doch eher etwas mehr erreichen könnte. Die Jugend wird doch enorm mehr gefördert. Wenn der Krieg gewonnen worden wäre, so hätte man wahrscheinlich gesagt: diese Leute, wie wir, müssen nun einmal besonders gefördert werden. An mir krankt ja irgendwie die Zeit: sie ist ja nun eben nicht mehr da wie bei den Jungen."

Der Gedanke an eine Änderung der ihn jetzt einschränkenden Gegebenheiten für einen beruflichen Aufstieg bewegt ZOW. ständig. Er beabsichtigt, seine Verbindungen zu der Führungsspitze des Unternehmens weiterhin auszunutzen oder, bei Ergebnislosigkeit solcher Bemühungen, den Betrieb zu wechseln.

"Ohne Beziehungen erreicht man hier ja gar nichts. Ich fühle mich aber keineswegs mit der Bank verheiratet. Wenn sich Günstigeres bietet, wäre ich gerne bereit, zu wechseln. Vor einem Jahr hatte ich schon solch eine Möglichkeit. Ich konnte aber nicht darauf eingehen, weil ich zunächst die Familienverhältnisse, den Umzug etc., sicherstellen mußte. Bei einem Wechsel wird meine Körperbehinderung auch in vielen

Fällen eine Rolle spielen, ebenso mein Alter. Diese Dinge könnten den Wechsel erschweren. Deswegen wurde, scheint mir, auch meine Bewerbung auf eine Annonce vor 3 Monaten bei einem Schreibmaschinenwerk abgelehnt, weil es sich vermutlich um eine Vertretersuche handelte."

ZOW. findet an der Arbeit seiner jetzigen Berufstätigkeit kein Genüge:

"Die Bankarbeit ist doch in vielen Abteilungen rein schematisch, ohne besondere Abwechslung. Mein Abteilungsleiter z. B. hakt den ganzen Tag über Zahlen gegeneinander aus. Das ist ja tödlich. Ich liebe mehr, daß man an einer Sache mehr überlegen und herumtfteln muß, bis man denn nachher einen persönlichen Erfolg sieht. Andere Ideen hineinbringen! Ich interessiere mich eben mehr für organisatorische Fragen, Rationalisierung etc.: nicht morgens schon wissen: jetzt mußst du das und das machen. Andere Situationen, mit anderen Leuten reden usw., sind überhaupt nicht da."

Der Haushalt und die Erziehung der Kinder beansprucht tagsüber alle Kräfte seiner Frau. ZOW., der, eine betriebliche Regelung ausnutzend, das Mittagessen mit seinen Arbeitskollegen einnimmt, kommt erst abends nach Hause zurück. Das Familienleben steht dann für ihn im Vordergrund. Seine Frau und die lebhaften Kinder erzählen von den Tagesereignissen. ZOW. überprüft nach dem Abendbrot die fertigen Schulaufgaben der beiden Ältesten. Mit Geschick und Geduld führt er sie zur Lösung zu schwer befundener Aufgaben. Später sitzen die Ehepartner allein zusammen. ZOW. studiert die Frankfurter Allgemeine Zeitung oder ein Buch, etwa eins aus Rowohlt's Enzyklopädie, informiert dabei seine mit Näharbeiten beschäftigte Frau über das Gelesene. Sonntags gibt's was Besonderes zum Essen, nachmittags Kuchen und einen ausgedehnten Spaziergang.

D. Nacherhebung im April 1957

Zur Forcierung seines beruflichen Aufstiegs hat ZOW. Sonderarbeiten übernommen. Frau ZOW. sagt:

"Mein Gott, haben wir Klimmzüge gemacht! Den ganzen Monat Januar, jeden Abend. Ich war völlig abgemeldet für ihn. Und wie sah er aus hinterher!"

ZOW. berichtet lächelnd, mit einer entsprechenden, einheimisenden Handbewegung.

"Ich habe die ganze Jahresabrechnung an mich gerissen! Aber das muß man ja, wenn man vorwärtskommen will. Nun, so schlimm war's ja nun auch wieder nicht, es ging mir allezeit blendend. Ich muß meiner Frau immer sagen, daß ich noch viel mehr aushalten kann."

"Ich hoffe, daß sich bald etwas für meine Weiterentwicklung tut. Ich habe meine Beziehungen noch mal angestrengt und werde auch nicht lok-

ker lassen. Die Aussichten auf baldige Änderungen sind immerhin gewachsen."

Die Eltern sind stolz auf die guten Schulzeugnisse ihrer ältesten Söhne. Der Älteste ist der Primus der Klasse, der Mittlere guter Durchschnitt. Der Jüngste tritt nach Ostern in die Grundschule ein.

Die Stabilität des Lageschemas gepaart mit einer sogleich nach Eintritt der Behinderung einsetzenden Aktivität vermag also insgesamt gesehen einer möglichen Desorientierung entgegenzuwirken. Die körperliche Beeinträchtigung als solche wird, soweit sie zunächst den Anlaß zur Desorientierung darstellte, mehr und mehr aus dem Zentrum des Auseinandersetzungsprozesses verlagert. Der Distanzierungsprozeß führt den Betroffenen auf direktem Wege zu Ansatzpunkten einer Neuorientierung.

2. Auffangen der Desorientierung durch substantielle Getragenheit

Einige der untersuchten Probanden bringen der körperlichen Schädigung von Anbeginn an eine weitgehend unerschütterte Haltung entgegen. Innere substantielle Kräfte werden in diesen Fällen zum "Träger" der Gesamtlage, mag diese noch so starke Eingriffe durch eine schwere körperliche Schädigung erfahren haben. Widerstand in Form von verarbeitender Aktivität und Distanzierung braucht der Desorientierung nicht entgegengestellt zu werden. Vielmehr läßt der innere Halt, die Erlebnisgrundlage, "daß das eigene Dasein nicht isoliert und auf sich gestellt einer feindlichen Umwelt gegenübersteht, sondern daß der Mensch getragen, gehalten, gefördert ist durch eine Fülle von Ordnungen, Mächten, Wesenheiten"⁷, den Gedanken an einen mit dem Körperschaden verbundenen Wertverlust zunächst gar nicht zu. Weniger das Streben etwa nach beruflichen Erfolgen, als das Vertrauen auf ein Verwachsen sein mit "übergeordneten Lebenseinheiten" (THOMAE) bestimmt diese Haltung der Körperbehinderung gegenüber. Bezeichnend ist in diesem Zusammenhang die Äußerung des am Oberschenkel amputierten HOF!:

"Ich habe in schweren Stunden immer starke Kräfte. Bei mir ist der Geist nicht so durchgelaufen wie bei manchen anderen, die da Ver-

⁷) H. Thomae: Persönlichkeit, S. 75.

zweiflungsanflle kriegten. Ich bin gut darüber hinweggekommen. Ich habe das kommen lassen, wie es kam. Beruflich habe ich nichts bedacht. Im Lazarett hieß es: die Industrie muß uns nehmen! Und es wurde auch da schon für gesorgt. Das war eine Beruhigung."

Diesen Fällen kommt es auch nicht darauf an, durch medizinische oder Schulungsmaßnahmen eine möglichst optimale Wiederherstellung zu erfahren. Dies zeigt sich bei den Fallstudien TUR., BER. und ENS. sehr deutlich. Sie halten es für eine Selbstverständlichkeit, daß ihre körperliche Lage bei Mängeln an ihren Fähigkeiten Berücksichtigung findet. TUR. und BER. kommt es lediglich darauf an, das zur Sicherung ihrer beruflichen Position erforderliche Quantum an Arbeit zu verrichten. Daneben aber liegt für sie die größere Bedeutsamkeit in dem Innwerden von übergeordneten Gehalten in der mitmenschlichen Gebundenheit. Bei BER. allerdings wird die innere Getragenheit durch den Tod der Ehefrau und die Vertreibung aus der Heimat auf das empfindlichste gestört. Zum Zeitpunkt dieser Ereignisse liegt jedoch die Erfahrung körperlichen Geschädigtseins bereits so weit zurück, daß sie sich nicht mehr umstrukturierend auf das Lageschema auswirken kann.

Eine ähnliche innere Beunruhigung zeigt sich auch bei ENS., nachdem er 6 Jahre nach dem Verlust seiner Hände weitere körperliche Beeinträchtigung hinnehmen muß. Zunächst aber kann der Verlust der Hände durch den Fortbestand sicherer familiärer Werte, die bei ihm das Gefühl einer ausgeprägten Getragenheit fundieren, das Lageschema nicht störend beeinflussen. Bei einem relativ niedrigen Anspruchsniveau kommt der Art seiner Berufstätigkeit nur eine akzidentielle Bedeutung zu. In der Gewißheit, daß der Lebensprozeß als solcher immer wieder zu einer positiven Wendung für ihn fhrt, setzt sich seine Getragenheit auch in der schwierigen Lage während der Gefangenschaft durch.

Fallstudie ENS.

Geboren: 1910

früherer Beruf: Anstreicher

Zwischenberuf: (nach Kb.) Fahrradwchter

heutiger Beruf: Händler mit Seifenkurzwaren.

M. d. E.: 100 %

Ursache: Amputation des linken Unterarmes im zweiten Drittel, der Finger 2 bis 5 einschließlich der Mittelhandknochen rechts.

Auswirkung: Wegen dieser körperlichen Beeinträchtigung kann ENS. seinen erlernten Beruf nicht mehr ausüben. Nach jahrelangem Training gelang ihm die Wiedererlernung vieler alltäglichen

notwendiger Hantierungen. Jedoch ist er nicht selten auf die Hilfe seiner Frau angewiesen.

Vorgang der Erhebung: Ich besuchte ENS. in seiner Wohnung. Seit der Eheschließung bewohnte er die 3 in einem Hinterhausanbau gelegenen Räume.

Das Partnerschaftsverhältnis ist offensichtlich sehr harmonisch. ENS. respektiert den Aufgabenbereich seiner Frau, Frau ENS. bringt Verständnis für seine kaufmännischen Versuche auf, mit denen er, so weiß sie genau, lediglich verhindern will, in berufliche Abhängigkeit zu geraten. Die letzte Nacherhebung wurde Anfang 1957 im neuen Eigenheim von ENS. vorgenommen.

A. Elterliche Familie und Verlauf der Jugend

Nach ununterbrochenem, anstrengenden Arbeitseinsatz von vierzig Jahren als Hammerschmied fiel es dem Vater von ENS. schwer, seinen Beruf wegen körperlicher Beschwerden zu wechseln. Er legte Wert darauf, weiterhin als Arbeiter tätig zu sein und ließ sich von seinem bisherigen Arbeitgeber als Härter beschäftigen. Erst mit 68 Jahren, "als es wirklich nicht mehr anders ging", ließ er sich in das Pfortnerhaus "abschieben", wo er noch zwei Jahre seinen Dienst ableistete.

Neben seiner beruflichen Arbeit versorgte er gemeinsam mit seiner Frau der finanziellen Aufbesserung wegen eine Kleinlandwirtschaft mit einigem Vieh und baute, zum Teil durch Selbstarbeit, ein eigenes Haus. Die häusliche, sorgsame Mutter widmete sich mit besonderem Verständnis für kindliche Wünsche ihren beiden eigenen und dem angenommenen Pflegekind. Noch heute herrscht, auch innerhalb eines weiter gezogenen Kreises der Familie, ein besonders enger Kontakt, wobei jeder einzelne mit seinen Lebensproblemen bei den übrigen Familienmitgliedern Interesse und, falls notwendig, auch Hilfsbereitschaft findet.

"Wenn man solch eine Familie, solch ein Elternhaus und vor allem solch eine Mutter hat, kann man wohl zufrieden sein."

Nach regulärer Volksschulabildung kam ENS. seinem Wunsch gemäß in die Anstreicherlehre. Im Jahre 1929, nach vierjähriger Lehrzeit, legte er die Gesellenprüfung ab. Anschließend arbeitete er einige Monate in einem anderen Geschäft - "man muß sich ja mal verändern." - um jedoch wegen Arbeitsmangels wieder zu seinem Lehrmeister zurückzukehren. Während des Jahres der Arbeitslosigkeit (1931/32) ließ er sich als Unterstützungsempfänger freiwillig bei Arbeiten eines Kulturamtes (Umlegeverfahren, Wegebauten etc.) einsetzen.

1933 wurde er erneut bei seinem Lehrmeister eingestellt.

"Als dann wieder alles lief, habe ich immer Arbeit gehabt. Wenn der eine Meister nichts mehr zu tun hatte, wußte ich genau, wer der Meister mit Arbeit war. Und ich wurde immer eingestellt, weil sie wußten, daß ich gut arbeitete."

Schon im Jugendalter beteiligte ENS. sich an sportlichen Übungen. Inzwischen war er in die erste Fußballmannschaft seines Heimatsportvereins aufgerückt und widmete nun den Hauptteil seiner Freizeit dem sportlichen Training.

Bei der Durchführung einer Geschäftsrenovierung fand er mit seiner Zuneigung zu einer Verkäuferin entsprechende Antwort (1937).

"Das war meine schönste Zeit bisher: wenn man so zuerst freien geht, zusammen alles aussucht für die eigene Wohnung, sich Gedanken macht, wie man alles schön machen will, wenn die Liebe zuerst da ist, das hat mir Freude gemacht."

Kurz vor seiner Einberufung wurde, nachdem das Brautpaar gemeinsam eine Hinterhauswohnung, "eine Räuberhöhle", in einen bewohnbaren und gemütlichen Zustand versetzt hatte, geheiratet. Anfang 1940 wurde ENS. Soldat. Während einiger Urlaube, die ENS. bis zu seiner Verwundung 1944 zu Hause verleben konnte, stand die Geselligkeit vor allem im Kreise der jüngeren Verwandten im Vordergrund. Es gab viel Fröhlichkeit, es wurde getrunken und auf einer durch Zusammenstellen der Möbel improvisierten Tanzfläche getanzt.

1944 wurde eine Tochter, 1945 ein Sohn geboren.

B. Die Lazarettssituation

Im August 1944, durch Fehlzündung einer Handgranate Abriß der linken und Zertrümmerung der rechten Hand. Sofortige operative Wundversorgung auf dem H. V. P.: Korrektur der Abrißwunde links und Amputation der Finger 2 bis 5 einschließlich der Mittelhandknochen rechts. Der rechte Daumen konnte erhalten werden. Nach acht Tagen Feldlazarett Rückverlegung in Reservelazarett. Nach vier Wochen fast völlige Verheilung der Wunden.

"Daß es mir schlecht ging damals, kann ich eigentlich nicht sagen. Ich konnte nichts machen, mußte gefüttert, gebadet, rasiert werden, alles, wie das so war. Das war eben nicht zu ändern. Aber ich bin ausgegangen, ins Kino, bin Berge geklettert und habe alles mitgemacht. Dadurch bin ich sofort wieder richtig ins Leben hereingekommen. Es mußte aber immer einer dabei sein. Allein ging ich nicht aus dem Bau. Dazu war alles noch zu neu."

Die nach der Nachricht über die Verwundung von ENS. auftretende Bestürzung in der Familie wich nach Tagen gemeinsamen

Überlegungen aller engeren Verwandten, wie stark ENS. selbst von dem Ausmaß seiner Verletzung deprimiert sein müsse und auf welche Weise man helfend eingreifen könnte. Frau ENS.:

"Unser Kind war damals ein halbes Jahr alt, und weil es mir so über die Sache hinweghalf, dachte ich, es ist am besten, wenn ich mit dem Kind einmal zu ihm fahre."

Während ihres 4-wöchigen Besuchs erlebte sie ihren Mann jedoch in der gewohnten Gelassenheit und Unbekümmertheit, die keinen Unterschied zu früher erkennen ließen. Auf ihre teilnehmende Besorgnis reagierte er ermutigend; mit dem verbliebenen Daumen könne er nach Bestätigung des Arztes später durchaus wieder vieles verrichten; außerdem sei links eine Kruckenbergoperation, rechts durch Knochen- und Hauttransplantationen die Bildung eines kleinen Fingers vorgesehen; über den Fortgang der medizinischen Behandlung wolle er jedoch während ihres Besuchs nicht nachsinnen; irgendwie werde sich alles augenblicklich noch Schwierige wieder einigermaßen beheben.

"Ich dachte damals überhaupt nicht an die Zukunft, weil ja Krieg war. Da konnte man gar nichts sagen. Ich habe es darauf ankommen lassen."

Ebenso verhielt sich ENS. nach der Verlegung ins Heimatlazarett (November 1944) seinen Verwandten gegenüber. Eine Fachuntersuchung hatte ergeben, daß die Ausführung der oben erwähnten Spezialoperationen erst nach kräftigerer Vernarbung und größerer Unempfindlichkeit der Stumpfglieder möglich sei.

Im Heimatlazarett wurde ENS. ambulant behandelt. Die zur Mobilisierung des rechten Daumens verordnete Massage lehnte er nach einmaliger Ausführung ab:

"Das tat mir verflixt weh. Ich sagte: nichts wird gemacht! Wofür? - Es ist auch alles so geblieben: die Beweglichkeit des Daumens ist von selbst wiedergekommen."

Anfang 1945 reichte der behandelnde Arzt des Heimatlazarets einen Antrag zur Verlegung von ENS. in ein Verteilungslazarett für Schwerbeschädigte ein. Von hier aus sollte die Weiterverlegung zur Spezialbehandlung geregelt werden.

Frau ENS.:

"Wir haben gedacht: Wir wollen gut machen, was noch gut zu machen ist."

ENS.:

"Es war ja egal. Ich wollte mal sehen, was noch getan werden kann."

Drei Monate später, noch vor Eintreffen eines Bescheides aus dem Verteilungslazarett, rückten amerikanische Truppen im Heimort von ENS. ein.

C. Der Orientierungsverlauf

Zwischen ENS. und den Einwohnern seines kleinen Heimatortes stellten sich schon kurz nach seiner Rückkehr die gewohnten Kommunikationsverläufe wieder her. Auf bedauernde Äußerungen und neugierige Nachfragen reagierte er mit einem geduldischen, ausgleichenden Verhalten und bagatellierte gleichzeitig die Auswirkungen seiner Behinderung durch Hinweise auf operative Verbesserungsmöglichkeiten und eine im Verlauf der Eingewöhnung zurückkehrende Selbständigkeit.

"Die Wunden waren damals, wenn sie auch verheilt waren, noch empfindlich. Deshalb konnte ich sie kaum gebrauchen. Essen aber konnte ich schon wieder allein, indem ich mir einen Löffel in den Verband stecken ließ. Da dachte ich: später kannst du auch noch mehr. Und eines Tages, als ich wieder so darum saß, hab ich gedacht: ha! bin in den Schuppen gegangen, da gefiel mir das nicht und das nicht, hier mußte ein Brett und da ein Pflock hin usw. Ich habe die Briketts aufgeräumt, dann nochmal umgeräumt, bis ich alles so hatte, wie es mir am besten gefiel. Wenn etwas nicht klappte, habe ich meine Frau geholt, aber sofort wieder weggeschickt, wenn ich alleine weitermachen konnte.

Indessen erwartete Frau ENS. ihr zweites Kind. ENS. nahm ihr die beschwerlichen, mit langem Anstehen verbundenen Einkäufe in der nahegelegenen (15 Minuten) Stadt ab. Bereitwillig übernahm er auch Einkäufe für Nachbarn und Verwandte, die ihn auf Grund seiner Sondervergünstigungen als Schwerbeschädigter, wie bevorzugte Abfertigung an Arbeitsstellen und in Geschäften, darum ersuchten. In der Stadt stand ENS. allerdings zunächst einem anderen, ungewissen Umweltgefüge gegenüber als in seinem Wohnviertel:

"Das Einkaufen war mir zuerst unangenehm. Die Leute sahen zu, wenn mir die Sachen in meine Tasche gepackt wurden. Dann wollten sie mir helfen, beim Bezahlen oder so. 'Nee, das mach' ich allein', sagte ich. Und dann klappte das nicht. Es war zum Davonlaufen. Hier im Ort war es mir egal, wenn mir einer half. Hier kennt man die Leute. Aber da, unter Fremden, brach mir der Schweiß aus. Das war eben damals alles noch neu und ungewohnt für mich. Heute bin ich firm in allem, man weiß wieder, wie man das macht und dann das macht und man ist auch nicht mehr so empfindlich."

Von einem Einkaufsgang wurde ENS. von den kurz zuvor eingerückten amerikanischen Truppen unvermittelt in ein Gefangenenlager abtransportiert. Ohne Hilfe und Hilfsmittel stand er plötzlich allein in einem Riesencamp völlig unübersichtlichen Gruppenordnungen gegenüber und sah sich vor die Aufgaben weitgehender Selbsthilfe gestellt. In der bekannten Unordnung dieser Massenzimmer sah er sich bei der Rücksichtslosigkeit der übrigen Insassen,

selbst, als er von einer Gruppe aufgenommen wurde, dauernd hint-
an gesetzt. Er eignete sich hier eine Reihe von Fertigkeiten an.

"Da hielt man dann immer die Augen offen, wo man etwas Günstiges
herausschlagen konnte. Nach 14 Tagen in diesem Dreck sah ich dann,
daß viele Amputierte in dem Lazarettzelt verschwanden. Ich meldete
mich auch krank, der Arzt schickte mich weg. Am nächsten Tage mel-
dete ich mich wieder krank, und der andere Arzt nahm mich auf. Da la-
gen dann alles Amputierte im Zelt. Einer hat dem anderen geholfen."

Mit 15 anderen Körperbehinderten schloß er sich zu einer
Verpflegungs- und Kochgemeinschaft zusammen.

"Es war furchtbar. Alle waren gereizt, hatten Angst vor einer lan-
gen Gefangenschaft oder vor dem Hungertod. Sie waren alle verrückt:
verscheuerten ihre Uhren für ein paar Zigaretten. Da war ich so stur
wie nur was. Ich sagte zu den Kumpels: 'Mich können sie hier nicht ver-
rückt machen! Meinetwegen können sie den Stacheldraht so hoch zie-
hen wie sie wollen. Arbeiten können wir ja nicht: sie müssen uns ja en-
lassen, das kommt ganz von selbst'."

Nach neun Wochen wurde ENS. nach Hause entlassen.

Die völlig mittellose Familie war auf Wohlfahrtunterstüt-
zung angewiesen. Unter Beihilfe seines Schwiegervaters ver-
schaffte ENS. sich Brennholz, zersägte es in einem selbsterdach-
ten Arbeitsgang ohne Hilfe, konnte es nach einiger Zeit sogar
selbst zerspalten.

"Als ich aus der Gefangenschaft kam, konnte ich vieles. Und nun kam
immer mehr dazu. Ich habe schließlich alles am Hause gemacht, Nägel
in die Wand geschlagen, das Dach repariert und immer wieder probiert
und wieder probiert. Meine Frau hat mir geholfen. Mit ihrer Hilfe ha-
be ich dann zu Weihnachten schon ein Auto für unseren Sohn gebestellt.
Nachdem ich die linke Armprothese bekommen hatte, habe ich das Fahr-
radfahren wieder angefangen. Ich wollte alles probieren: das hast du
früher gekonnt, das mußt du auch jetzt können. In der schlechten
Zeit, bei den schlechten Verkehrsverbindungen, kam man ohne Fahr-
rad nie richtig zurecht. Ich habe angefangen wie ein Neuling. Heute
fahre ich! Ob ich 50 oder 60 Pfd. raufgeladen habe, spielt keine Rol-
le."

Die Lebenshaltungskosten mußten von dem Wohlfahrtsunterstüt-
zungsbetrag von RM 150, -- monatlich bestritten werden.

"Wir mußten eben sehen, daß wir mit dem Geld zurecht kamen. Es
war damals ja sowieso nichts wert. Aber schließlich war ich es leid, von
der Wohlfahrt zu leben. Ich dachte: das geht nicht mehr."

Seit Anfang 1946 hatte er bereits an einer geeigneten Beschäf-
tigungsmöglichkeit gesucht. Ein selbständig tätiger Fahrradwäch-
ter, der sein Geschäft wegen Alters aufgab, bot ihm die Weiter-
führung an. Mitte 1946 nach Ausstellung eines Gewerbescheins,
übernahm ENS. die Fahrradbewachungsstelle.

"Das war wieder Verdienst. Ich nahm bei Halbtagsarbeit mehrere hundert Mark im Monat ein. Ich bin damit ganz gut fertig geworden. Meinen Daumen konnte ich wieder gut gebrauchen: Geld einkassieren und wechseln ging ohne weiteres."

Nach der Währungsreform 1948 gingen die Einnahmen rapide zurück. Die Möglichkeit einer weiteren Ausnutzung seines Gewerbescheines brachte ihn dazu, einen Seifenkurzwarenhandel zu beginnen.

"Was sollte ich anders machen. In meinem Beruf konnte ich nicht mehr anfangen. Die Fahrradwache brachte mir schließlich nur noch 60, dann 40, dann 30 Mark und noch weniger. Da habe ich mir gesagt, als ich im Winter tagelang ohne ein Fahrrad herumstand: 'jetzt flöt' ich ihnen was. ' Ich hatte meinen Handel schon angefangen, nachmittags ging ich zu meinen Leuten: Verwandte und Bekannte und immer mehr dazu. Ab Januar 1949 habe ich dann den ganzen Tag dafür gearbeitet, bis sich der Kreis geschlossen hat und ich sagen konnte: Ich hab' zu tun. "

Daneben aktivierte sich ENS. wiederum beim Sport. Er spielte in einer Reservefußballmannschaft. Außerdem half er seiner Frau bei der Haushaltsführung, nahm ihr z. B. Einkaufsgänge ab, vor allem, nachdem Frau ENS. an einer, eigens zu diesem Zweck beschafften Strickmaschine Aufträge für Strickarbeiten ausführte.

"Im allgemeinen gibt es bei uns keine Langeweile. Man hat dauernd seine Springerei. "

1951 brach sich ENS. bei Ausbesserungsarbeiten am Dach seiner Hinterhauswohnung durch Sturz von der Leiter den linken Arm im Schultergelenk. Während des Heilungsverlaufs traten Komplikationen mit Versteifungen auf. Es blieb bis heute eine Bewegungseinschränkung im Schultergelenk zurück.

"Dadurch bin ich heute nicht mehr so einsatzfähig wie früher. Seitdem mache ich auch keinen Sport mehr. Aber wenn einer will, kann er schon was. Ich muß was unter den Händen haben. Es ist zwar anstrengend für mich, den Leuten die Sachen hinzuschleppen, die sie bestellt haben. Aber ich bin froh, daß ich das noch habe, daß ich von zu Haus weg muß, damit ich hier die Leute nicht ärgere. Ich habe nicht jeden Tag zu tun; wenn ich dann zu Hause sitze, ärgern mich die Fliegen an der Wand. Ich habe früher immer gerne gearbeitet, das muß ich auch heute haben. Ich bin ja an sich gesund."

Nach der Armfraktur wurde ENS. unzufriedener und unruhi-ger. Kleine Unstimmigkeiten im Tagesverlauf können ihn in Aufregung versetzen, auf informierende Fragen seiner Frau reagiert er dann gereizt und abweisend, ein freudiger Übermut seiner Kinder erregt seinen Ärger.

"Seit der Armbruchgeschichte bin ich so mit den Nerven herunter. Vor allem nachts kriege ich oft keine Luft mehr, als ob ich es am Herzen hätte. Ich schlafe oft die ganze Nacht nicht, wandere herum, kann es unter der Decke einfach nicht mehr aushalten. Der Arzt verschreibt Beruhigungsmittel, aber es wird davon auch nicht besser.

Das alles mag auch damit zusammenhängen, daß es mir nicht so liegt, so an den Türen herumzugehen, die Sachen da zu verkaufen und mit meinen Armen so dazustehen."

Das Partnerschaftsverhältnis wird durch dieses Verhalten des Mannes nicht gefährlich gestört. Frau ENS. gab ihre anfängliche Gegenwehr gegen die Mißgestimmtheiten ihres Mannes auf. Sie sagt:

"Ich habe es nun einmal auszubaden, daß er blitzig wird. Er hat ja auch viel mitgemacht und es ist ja auch nicht einfach, nur mit einem Daumen bei Wind und Wetter die Sachen zu den Leuten zu bringen."

Das Familienleben ist weitgehend ausgefüllt durch die Aufgaben, für die die einzelnen Ehepartner in Funktion stehen. Abends interessiert ENS. sich für Reisebeschreibungen über andere Länder, seine Frau arbeitet neben ihm sitzend an der Strickmaschine, seit der Aufbesserung der Rente allerdings fast nur noch für den Familienbedarf. Meist versucht sie dann vergebens, ihren Mann zum Vorlesen zu bewegen. Manchmal spielt sie, nicht gerade zur Freude ihres Mannes, auf dem Harmonium, einem Familienerbstück.

Neben dem Einsatz für die Aufrechterhaltung eines geregelten Haushalts, neben der Hilfe, die Frau ENS. ihrem Mann bei der Durchführung einiger Tätigkeiten, wie Ankleiden oder etwa Ausbesserungsarbeiten an der Wohnung, geben muß, finden die Ehepartner vor allem noch eine Gemeinsamkeit in der Beobachtung der Entwicklung ihrer Kinder, in deren Erziehung und Förderung.

Außerdem nehmen beide Partner mit besonderer Freude an "bunten Abenden" im Verwandtschaftskreise oder unter Körperbehinderten teil. Nicht selten arrangieren sie selbst zum Wochenende einen kleinen Tanzabend mit Verwandten; die Küche wird ausgeräumt und in eine Tanzfläche verwandelt und der eigens zu diesem Zweck angeschaffte Plattenspieler in Betrieb gesetzt. 1952, 1953 und 1954 nahm ENS. mit seiner Familie an Campingfahrten einiger Verwandter nach Österreich, in die Schweiz und nach Italien teil.

Das in seinem Heimatort geerbte Grundstück will ENS. nun bebauen. Bereits 1950 ging er einen Vertrag mit einer Bausparkasse ein.

"Es ist uns zu eng hier zu Hause mit den beiden Kindern."

Die Verwandten helfen ihm beim Ausschachten, um die Baukosten zu verringern. Er selbst greift zu wo er kann.

"Weiche Erde kann ich auch noch schaufeln, wenn auch langsam.

"Das Leben geht weiter. Ich kann mich so nicht beklagen. Aber ich hätte Lust nach einer anderen Arbeit. Ich hätte 1949 vom Arbeitsamt eine Pfortnerstelle oder sowas kriegen können. Aber das liegt mir nicht; so wie eine Lusche dastehen. Man war Handwerker früher, daran mag viel liegen; man meint, man müßte mit der Hand arbeiten, obwohl das nicht mehr geht.

Da meint man auch, die Ausgleichsrente würde einem abgezogen, wenn man in ein Arbeitsverhältnis einträte. Das ist ja jetzt schon beinahe so; ich habe meine Schlepperei und immer wieder, ob Winter, ob Regen, denselben Weg, den ich pünktlich gehen muß, sonst kaufen die Leute woanders. Dabei muß man noch vorsichtig sein, daß man nicht zuviel verdient, sonst kriegt man das gleich von der Rente abgezogen.

Wenn ich aber Aufsicht oder sowas machen könnte, wo ich unter anderen Menschen sein könnte, schmiß ich die Brocken hin, die ich jetzt habe. Aber ich habe wohl keine Aussicht, sowas zu finden. Man sieht's ja auch in den Betrieben: da werden Schwerbeschädigte wie ich als Bote eingestellt, da ist man dann nur noch so ein Halber; nee, das ist nichts, einkaufen oder sowas für die anderen Betriebsangehörigen. Da schleppe ich lieber meine Sachen und bin mein eigener Herr. Das ist ja auch viel wert."

D. Nacherhebung Anfang 1956

Zum Jahreswechsel konnte ENS. sein neues Haus, ein Siedlungshaus mit Einliegerwohnung, beziehen.

Kurz zuvor hatte seine Frau das dritte Kind, einen Sohn, geboren. ENS.:

"Das stand auch nicht im Plan. Der ist uns dazwischen gekommen. Aber jetzt, wo er mal da ist, haben wir doch viel Spaß an ihm."

ENS. hat seine neue Parterrewohnung recht gemütlich einrichten können. Aus dem Wohnzimmerfenster kann er den größten Teil der Stadt überblicken.

Vor etwa 4 Wochen stürzte er auf dem Wege zu seinen Kunden - wegen des vollgeladenen Fahrrades mußte er zu Fuß gehen - auf vereister Straße so unglücklich, daß er wegen eines Milzrisses ins Krankenhaus eingeliefert werden mußte. Die Extradation der Milz war unvermeidlich.

"Was soll ich nun machen? Das ist eine Frage! So langsam fange ich bald wieder an. Ob ich alles so schaffe wie vorher, weiß ich noch nicht. Aber es muß ja gehen. Denn jetzt habe ich gebaut, jetzt muß ich auch bezahlen. Ich weiß, daß diese Arbeit nicht so ganz das Richtige für mich ist. Meine Frau ist auch jetzt noch mehr deswegen mit mir am predigen als früher. Aber ich will nichts anderes annehmen, weil

das ja doch Kappes ist. Außerdem ziehen sie mir dann von der Rente ab, die ich aber ganz brauche, wenn ich alles bezahlen will."

E. Nacherhebung Anfang 1957

ENS: "Ich hab immer noch meinen Kram. Von meiner Milz merke ich gar nichts mehr, nur wird es mir im ganzen jetzt oft schwer, z. B. einen Berg raufzukommen oder so. Aber ich bin eigentlich genauso in meiner Arbeit wie früher auch. Man muß was tun."

Fallstudie TUR.

Geboren: 1918

früherer Beruf: Buchdrucker (Gesellenprüfung)

heutiger Beruf: Verwaltungsangestellter.

M. d. E.: 80 %

Ursache: Unterarmfraktur rechts, Radialis- und Ulnarislähmung, Oberschenkelfraktur links, 3 cm Beinverkürzung, Peroneuslähmung, Lendendurchschuß rechts, Amputation sämtlicher Zehen. Auswirkung: Die Behinderung wirkt sich bei der Ausübung des Berufs nicht aus. TUR. schreibt trotz Teillähmung eine lesbare Schrift mit der rechten Hand. Die meisten Schreibarbeiten kann er einer Schreibkraft überlassen.

Lange Wegstrecken, z. B. der Weg zum Büro und zurück, verursachen Gehbeschwerden.

Vorgang der Erhebung

TUR. war sofort bereit, mir seinen Beitrag für meine Arbeit zu liefern. Zigarren rauchend erzählte er: manchmal ein Dickschädel, aber meist offen und freimütig, seiner Urteilskraft gewiß, mit seinen bisherigen Leistungen zufrieden. Einzig schien ihn das Körperliche zu beeinträchtigen: der Bewegungsmangeldadurch bedingte Dickleibigkeit und entsprechende Gesundheitsstörungen.

A. Elternhaus und Verlauf der Jugend

TUR. wuchs in einem Stadtteil mit dörflicher Prägung auf. Hier hatten die Eltern vor dem ersten Weltkrieg eine Wohnung gemietet.

Der Vater arbeitete als Schlossermeister in einer Fabrik und geriet während seiner Arbeitslosigkeit von 1929 bis 1933 mit seiner Familie in eine Notlage.

"Meine Jugend war nicht rosig. Wir hatten zwar ein sehr gutes Familienleben und die Eltern erzogen uns nicht mit dem Knüttel. Wir bekamen schon mal Strafe, aber wir hatten unter der Erziehungsmethode nicht zu leiden. Aber wir hatten Schulden über Schulden. Die hat mein Vater aber sämtlich zurückbezahlt, als er wieder Arbeit hatte.

Es war bei uns also nicht so, daß wir, wie in mancher Familie, wo finanzielle Schwierigkeiten sind, Krach zu Hause gehabt haben. Auch brauchten wir Kinder nach der Schule nicht zu arbeiten. Wir konnten spielen gehen."

Besonders der Vater förderte jeden Gedanken an einen sozialen Aufstieg bei seinen Kindern. Besonders schien ihm TUR. mit seinen guten Schulleistungen zu entsprechenden Hoffnungen zu veranlassen. Seine Arbeitslosigkeit verhinderte jedoch die geplante Weiterbildung des Jungen.

"Du könntest Architekt werden, wenn ich das Geld dazu hätte, sagte mir mein Vater. Alles, was mit Raumberechnung und geometrischen Zeichnungen zusammenhing, konnte ich gut. Aber an der Aufbauschule lehnten sie eine Freistelle für mich ab. Mein Lehrer hat sich vor und nach der Schulentlassung bald die Beine für mich krumm gelaufen."

Dreiviertel Jahr volontierte TUR. am örtlichen Kreisbauamt, mußte dann mit der Einsicht, daß sein Vater die Ausbildungsmitel nicht werde aufbringen können, seinen Plan, Architekt zu werden, endgültig aufgeben. Er nahm die zufällig angebotene Lehrstelle in einer Buchdruckerei an und machte vorschriftsgemäß eine vierjährige Lehrzeit durch, legte 1937 die Gesellenprüfung mit guter Note ab und blieb bis zu seiner Einberufung zum Militärdienst im Jahre 1938 als Geselle in seinem Lehrbetrieb. Seine Freizeit widmete TUR. bis auf den Samstagabend, an dem er meist mit Freunden Skat spielte, fast ausnahmslos dem Sport: Fußball und Turnen. Drei Abende in der Woche verbrachte er vom 15. Lebensjahr an beim Training in der Turnhalle, ein weiterer Abend war für die Spielerversammlung festgelegt. Sonntags spielte er Fußball in der Jugendmannschaft.

"Ich war nicht gerne Soldat. Der Drill, das sinnlose Schikanieren gefiel mir nicht. Von zu Hause aus waren wir auch nicht sehr für die Nazis, obwohl wir ja auch aufatmen konnten, als es wieder Arbeit gab und alles aufwärts ging ab 1933."

B. Lazaretsituation

Im Februar 1942, bei 35° Kälte, erhielt TUR., Obergefreiter, in einem schweren Gefecht nacheinander zunächst vier Weichteilverletzungen, Durchschüsse durch Mund, Gesäß, Ellenbogen und Schulter.

"Aber jetzt wurde es mir zu doll. Ich lief so 20 m zurück und schoß wieder. Als ich aufsprang, kriegte ich einen durch die Lunge. Was man da denkt, in dem Moment, weiß man ja gar nicht. Das ging im Kopf ja alles blitzschnell, es ging um Sein oder Nichtsein. Man mußte eben schießen. Nun war mir aber klar: es gibt nur noch eins: zurück! Beim Zurücklaufen kriegte ich ein Explosionsgeschloß in den rechten Unterarm. Zwei Kameraden kamen zum Abbinden und wurden neben mir erschossen, als sie gerade damit fertig sind. Da bin ich aufgesprungen und laufen gegangen. Dabei kriegte ich dann noch einen durch den Oberschenkel und fiel direkt in einen Granattrichter. Ich wäre im Schnee erstickt, wenn ich mich nicht mit ungeheurer Arbeit herumgelegt hätte. Ich ließ es auch schließlich, in die Höhe zu kommen, was ich in den ersten Stunden immer versucht habe, weil ich doch weg wollte. Als ich Russen an mir vorbeilaufen sah, nahm ich die Pistole: wenn sie zu dir kommen, schießt du dir eine Kugel durch den Kopf. Ich lag dann die ganze Nacht da, immer bei klarem Verstand. Die rechten Finger rieb ich immer mit der linken Hand. Mehrere Male habe ich versucht, Selbstmord zu machen, aber da fehlte denn doch die letzte Überwindung. Was ich da durchgemacht habe, das stellt sich kein Mensch vor. Ich habe mit nichts mehr gerechnet. Aber man klammert sich ja immer wieder an den letzten Strohalm."

TUR. wurde am anderen Morgen von einem Spähtrupp zurücktransportiert. Sanitärerbehandlung, Notverband, erster Wunsch: Zigarette.

"Wahnsinnige Schmerzen hatten sofort angefangen, als sie mich zurückbrachten. Ich war bloß noch ein Elendswürmchen."

H. V. P.: Bluttransfusion, erste Behandlung des Oberschenkel-schußbruchs 10 cm oberhalb des Knies, sowie der Erfrierung an beiden Füßen. Beckengips beidbeinig, rechts gefensterter Armgipsverband, linker Arm geschient. Über zwei Tage Bewußtlosigkeit.

Rücktransport nach zwei Wochen. TUR. wurde in einen Güterzug eingeladen.

"Der rückte an und ich schrie auf vor Schmerzen. Da wäre ich kaputt gegangen. Und da hat mir meine große Schnauze wieder geholfen. Ich habe so gewettert, habe mir den Zugführer kommen lassen, daß ich wieder ausgeladen wurde und mit dem Flugzeug nach Ostpreußen kam. Da wurde ich wie ein König empfangen. Da fehlte mir natürlich zunächst nichts."

Lungendurchschuß-, Schulterdurchschuß-, Ellenbogensteckschuß- und Oberschenkeldurchschußwunden verheilten in 2 bis 4 Wochen. Rücktransport nach Mitteldeutschland.

"Bis dahin hatte ich kaum je was gegessen. Ich konnte nicht. Ich wog noch 78 Pfund. Als sie mir dann noch alle Zehen abnahmen, wurde es noch schlimmer. Das war deswegen so schlimm für mich, weil mir Tage, Wochen und Monate immer wieder der eine Gedanke durch den Kopf

ging: jetzt kannst du keinen Sport mehr machen. Das war das Schlimmste für mich. Aber so mit und mit fing ich denn doch wieder an, aufzuleben. Schließlich hatte ich solch einen Hunger, daß sie es kaum auf- und beibringen konnten."

Im Juni Entfernung des Beckengipses, Gehübungen an Achselrücken. Linkes Kniegelenk wurde in Halbnarkose beweglich gemacht. Massagebehandlung.

"Nach einiger Zeit fing ich dann wieder an, frech zu werden. Da kam mir der Gedanke, daß mein Beruf auch hin wäre bei der Verwundung, gar nicht so schlimm vor. Buchdrucker, das sah ich nun an dem Arm, konnte ich ja nicht mehr machen. Aber ich dachte direkt an eine Bürotätigkeit."

Nur kurzzeitig folgte TUR. der Anweisung des Arztes, sich an einem Linksschreibkursus zu beteiligen.

"Ich ließ das nach einigen Versuchen, weil ich mir sagte: Quatsch, du fängst rechts wieder an! Dann habe ich trainiert, einfach allen Quatsch hingeschrieben. Und dann ging es auch. Natürlich ist die Schrift heute schlecht."

Im April 1943 wurde TUR. in ein Nervenspeziallazarett verlegt. Die hier vorgenommene Nervennaht am rechten Unterarm verlief zum Teil erfolgreich.

Im September 1943 Verlegung in ein Heimatlazarett. Entlassung nach Hause im Frühjahr 1944, ambulante Weiterbehandlung bis Mitte 1944.

C. Orientierungsverlauf

"1943 schon, als ich ins Heimatlazarett kam, ging es nun ernstlich an den Beruf: was sollte ich machen? Man kannte doch keinen, hatte keine Beziehungen. Da sprach denn mein Vater beim Bürgermeisteramt vor und das klappte auf Anhieb. Noch während der Lazarettbehandlung, im Dezember 1943, war ich da schon angenommen."

Zu Hause und auf seinem neuen Arbeitsplatz fand sich TUR. sehr schnell zurecht.

"Ich hatte keine Hemmungen vor anderen Leuten. Noch nie gehabt! Ich habe mir immer gesagt: wer das an mir nicht sehen will, der soll doch einen anderen Weg gucken. In der Beziehung habe ich keine Schwierigkeiten gehabt. Das bißchen Hinken ist ja heute überhaupt bald bei jedem zu sehen.

Schwierig war für mich das Schreiben in meinem Beruf. Da mußte man eben mal großzügiger mit mir sein. Und abgesehen daß der eine oder der andere mal eine komische Bemerkung gemacht hat, auf die er auch immer eine passende Antwort kriegte, abgesehen davon ist man mir entgegengekommen. In jahrelanger Übung habe ich diese Schwie-

rigkeiten dann überwunden. Das Schreiben ist ja auch nicht das Wichtigste. Die Hauptsache ist, daß man was von seiner Arbeit versteht. Heute schreibt eine Schreibkraft für mich."

TUR. wurde 1943 von der Stadtverwaltung als Bürolehrling eingestellt. 1946 wurde er als Angestellter fest eingestellt. 1950 legte er mit Erfolg die erste Prüfung für Verwaltungsangestellte ab, um Beamter zu werden.

"Ich bin zufrieden mit meinem Beruf. Jetzt stört mich meine Verwundung auf keinen Fall mehr in meinem Dienst. Ich fühle mich durchaus vollwertig und arbeite wie jeder andere auch.

Nur eins ist schwierig für mich: der Weg zur Arbeit und zurück, zweimal 25 Minuten. Ich habe deswegen laufend Beschwerden an den Füßen. Wo andere Nervenschmerzen haben, habe ich Hühneraugenschmerzen. Da wird einem jeder Schritt zuviel."

1947 lernte TUR. eine gleichaltrige Kriegerwitwe kennen, beide planten ab 1949 die Eheschließung. Zuvor jedoch sollte zur Lösung des Wohnungsproblems ein Haus gebaut werden. TUR. sparte sein gesamtes Monatsgehalt. Seine Eltern nahmen ihn in dieser Zeit in ihren Haushalt auf, ohne eine Abgabe zu fordern. Die Ehefrau erhielt nach der Heirat eine Rentenabfindung. Mit diesem Kapital richteten sich die Eheleute den Hausstand ein. Nach der Fertigstellung des Hauses, TUR. ist Besitzer einer Wohnungseinheit in einem Reihnhaus, wurde geheiratet.

"Ich habe bis heute noch nicht bereut, diese Frau geheiratet zu haben. Was das Besorgen des Haushalts und den Frieden und die Ruhe zu Hause anbetrifft, konnte ich bestimmt keine bessere Frau finden. Und daß die Kinder da sind, macht mir nichts aus. Das Mädchen ist heute 16 Jahre alt und geht schon zur Arbeit. Ein paar Jahre und beide sind selbständig; der Junge ist auch schon 10. Und ich selbst will keine Kinder. Kein Stück! In so 'ner dollen Welt bloß keine Kinder, wo es doch bald wieder ans Totschießen geht! Außerdem wäre ja meine Frau abhängig von dem Kind, wenn wir Samstags ausgehen wollen."

TUR. hält sein Interesse für sportliche Aktivität weiterhin aufrecht. In seinem früheren Turnverein, dem er die Treue gehalten hat, betätigt er sich ehrenamtlich als Schriftführer. Keine der recht zahlreichen Vereinsversammlungen versäumt er: hier bringt er, meist mit seiner Frau, wenigstens zweimal im Monat den Samstagabend zu.

"Sonst unternehmen wir nichts. Ich kann eben nicht mehr herumrasen mit meinen Füßen, wenn ich den Weg vom Büro abends hinter mir habe. Außer, wir gehn rüber zum Nachbarn."

Fast täglich kommt TUR. mit seinem in der Nachbarschaft wohnenden Arbeitskollegen zusammen. Man spricht über Tagesereignisse, vor allem betreffs der Behörde.

D. Nacherhebung Anfang 1957

Beruflich, familiär, in bezug auf seine Freizeitbetätigung hat sich bei TUR. nichts verändert.

"Wenn ich mal mit dem Haus über den Berg bin, schaffe ich mir vielleicht einen Wagen an. Aber dann komme ich überhaupt nicht mehr ans Laufen. Ich bin ja schon so dick geworden durch die Bewegungsschwierigkeiten. Wenn ich die Beine noch in Ordnung hätte, wäre ich nicht so dick, würde Sport usw. betreiben. So habe ich jetzt alle möglichen Störungen, kriege keine Luft mehr, wenn ich den Berg raufgehe und sowas. Im Garten kann ich ja auch nicht arbeiten. Das ist für mich unmöglich mit den halben Füßen und der Hand. Und Schwimmen ist auch nichts. Da hat man ja doch eine Scheu vor, sich so den Blicken der Leute auszusetzen, daß sie sich alle über einen aufhalten.

Insgesamt gesehen gibt eine wesenhafte Getragenheit diesen Fällen zum Zeitpunkt des Eintritts der Körperbehinderung eine derartige Stabilität, daß eine Desorientierung des Lageschemas aufgefangen werden kann. Dennoch tritt, besonders nach der Lazarettentlassung, auch bei diesen Probanden eine bemerkenswerte Aktivität hervor, die sich, im Unterschied zu den im ersten Abschnitt interpretierten Fällen, jedoch nicht in einer verarbeitenden oder sich distanzierenden Weise auf die Behinderung selbst richtet, sondern bemüht ist, sich mit der körperlichen Schädigung im Dasein wieder zum Zuge zu bringen und sich die für die innere Existenz notwendigen Sicherungen zu verschaffen. Dieser Vorgang, der mit einer Desorientierung des Lageschemas nicht im Zusammenhang zu stehen braucht, wird im zweiten Hauptabschnitt dieser Arbeit näher beleuchtet werden.

3. Formen der Desorientierung

Bei der überwiegenden Anzahl der Fallstudien wird eine massive Desorientierung als Zwang einer erheblichen Veränderung des Lageschemas erlebt. Weder eine aktive, die Behinderung als eine Besonderung des Körpers von der eigenen Persönlichkeit abgrenzende Verarbeitung der neu entstandenen Lage, noch eine Vertrauensgrundlage, daß ein vom eigenen Zutun unabhängiger Prozeß das eigene Leben trotz der Schädigung weiterhin tragen wird, kann von den Betroffenen dieser Gruppe zum Auffangen der Desorientierung eingesetzt werden. Die körperliche Beeinträchtigung tritt für sie als bleibender, den gesamten Lebensentwurf durchkreuzender Eindruck auf und bildet einen Unsicherheitsfaktor, durch den sich die Persönlichkeit existentiell gefährdet zu fühlen scheint.

Diese mit dem Eintritt der Körperbehinderung entstehende Lage setzt einen oft weit über die Lazarettzeit dauernden inneren Auseinandersetzungsprozeß in Gang, von dem die beiden anschließend folgenden Fallstudien MES. und SEM. ein Beispiel geben sollen:

Fallstudie MES.

Geboren: 1921

früherer Beruf: Maschinenschlosser

Zwischenberuf: (nach Kb.): Landarbeiter, Schweißer, Schlosser, Handlanger, Teilnehmer an einem Umschulungslehrgang.

heutiger Beruf: Techniker.

M. d. E.: 60 %

Ursache: Herzleiden

Vorgang der Erhebung: Ich ließ MES. durch einen Bekannten bitten, mit mir zusammenzutreffen. Er zeigte sich bei der ersten Sitzung Ende 1954 bereits sehr aufgeschlossen und schien seinen Lebensweg als typisch für einen Schwerbeschädigten zu halten. Immer wieder diente seine körperliche Lage zur Begründung für die ihm begegnenden Komplikationen. Er machte einen empfindsamen Eindruck, war, wenn er im Verlauf des Gesprächs nicht Verständnis bei mir registrierte, leicht aus der Fassung zu bringen. Die letzte Nacherhebung wurde 1957 vorgenommen.

A. Elternhaus und Verlauf der Jugend

Der Vater von MES., ein tatkräftiger und sehr eigenwilliger Mann, von Beruf Förster, nutzte 1933 durch Übernahme eines ererbten 80 ha großen Landwirtschaftsbetriebes die Möglich-

keit, politischen Schwierigkeiten aus dem Weg zu gehen, die ihm als Beamten entgegengestellt wurden. Er verkaufte einen Teil des Gutes, um seinen Bruder als Miterben abzufinden.

"Sein Bruder war ein moderner Mensch, Offizier, der keine Zeit für zu Hause hatte und nach der Richtschnur lebte: leben und leben lassen."

Die Kinder, zwei Söhne und zwei Töchter, von denen MES. der jüngste war, wuchsen unter der betont strengen Erziehung des Vaters auf.

"Meine Mutter hat nie ein böses Wort zu uns oder überhaupt zu jemandem gesagt. Sie versuchte immer noch ein gutes Wort bei meinem Vater einzulegen. Vor ihm hatten wir Respekt. Er liebte unheimlich die Ordnung. Wenn die da war, konnte man von ihm haben, was man wollte. War was nicht in Ordnung, so schimpfte er los. Prügel bekamen wir nicht, ganz, ganz selten; statt dessen vier Wochen Hausarrest und so was. Er nahm uns sofort die Vergünstigungen, wenn was vorgekommen war. Und das haben wir auch hingenommen, weil wir auch wußten, daß wir etwas verbrochen hatten. Aber ich hatte früher oft das Gefühl, er drangsaliert uns."

Bis abends 19 Uhr war der Tag für die Kinder ausgefüllt mit Arbeiten vornehmlich für die Schule bzw. mit den vom Vater für gut und lobenswert befundenen Tätigkeiten: Musikunterricht, Teilnahme an Veranstaltungen des Sport- und des Reitvereins.

"Wir waren ein musikalisches Haus und hatten in der Beziehung alles, was wir wollten. Wir mit der Musik waren voll davon. Mit 10 Jahren habe ich schon öffentlich auf der Bühne gestanden.

Ich war ein komischer Kauz, war immer sehr allein. Freunde hatte ich nicht, weil die Kinder in der Nachbarschaft nicht dafür infrage kamen. Hatte auch keine Zeit: dienstags hatte ich Geigenunterricht, mittwochs und freitags Klavierunterricht. Dann war ich im Sportverein und im Reitverein.

Einmal knallte ich mit Schrot die Fensterscheiben bei uns zu Hause kaputt. Wie das kam, weiß ich nicht mehr. Da gab es Prügel, das einzige mal, wo ich Prügel bekommen habe."

MES. blieb auch in der Mittelschule, die er vom 13. bis 16. Lebensjahr besuchte, trotz aller zu Haus vorgenommenen Gegenmaßnahmen ein Durchschnittsschüler. Die Mutter half ihm manchmal bei den Schulaufgaben.

"Aber wir waren schon von selbst so ehrgeizig, daß wir das möglichst gar nicht in Anspruch nahmen. Wir mußten eben lernen und üben und nochmal lernen und üben. Wenn's dem Menschen gut geht, meutert er, wenn's ihm schlecht geht, arbeitet er."

Irgendeine Unselbständigkeit, etwa ein zurückhaltendes Betragen in der Öffentlichkeit, regte den Vater auf. Tanzten die 15-jährigen Kinder nicht, wenn er sie mit auf eine Tanzveranstaltung genommen hatte, so bestrafte er sie.

Der Vater schickte den 16-jährigen MES. während der Ferien, um dessen Selbständigkeit zu vergrößern, allein in ein Bad. MES. fand hier jedoch keinen Anschluß an andere Menschen, verbrachte den Tag mit Spaziergängen und bei Kurkonzerten.

MES. hatte den Plan, Maschinenbauingenieur zu werden. Er strebte damit eine Anstellung auf dem in der Nachbarschaft des elterlichen Hauses gelegenen Versuchsgutes an.

Anfang 1939 schloß er die nach dem Besuch der Mittelschule 1936 begonnene Schlosserlehre in einer Maschinenfabrik mit der Gesellenprüfung ab. Dann wartete er ein Jahr, in dem er sich auf dem Gut des Vaters betätigte, auf die Aufnahme durch die überfüllte technische Lehranstalt, mußte schließlich Soldat werden (1940).

Der Kriegsdienst brachte MES. neben körperlicher Überbelastung auch starke seelische Auseinandersetzungen, die vor allem durch das Verhältnis zwischen ihm einerseits und seinen Vorgesetzten bzw. seinen Kameraden bedingt waren. Er nahm unter den anderen eine Sonderstellung im negativen Sinne ein.

"Ich war nicht gern Soldat. Ich wäre lieber heute als morgen nach Hause zurückgegangen."

B. Lazarettssituation

Im Mai 1942 wurde MES. wegen Scharlach ins Lazarett eingeliefert. Nach Abklingen einer Schilddrüsenschwellung stellte sich akuter Gelenkrheumatismus ein: völlige Versteifung sämtlicher Extremitäten: Ichtjolgelenkpackungen, Schwitzkuren, Kurzwellenbestrahlungen, Strophantin- und Traubenzuckerinjektionen. Mehrmals periodisch neues Anschwellen mit hohem Fieber. Appetitlosigkeit, starke Abmagerung. Linderung der Schmerzen und allgemeine Zustandsbesserung nach drei Monaten. Badekuren und Massagen wurden verordnet.

"Die Schmerzen waren furchtbar. Dann auf einmal - so wie's gekommen war - klang's auch wieder ab. Der Arzt sagte: für Sie ist jetzt der Krieg aus, Sie können jetzt nach Hause fahren. Das hat mich damals nächtelang beschäftigt."

"Ich mußte jetzt wieder anfangen zu laufen wie ein kleines Kind. Die Kräfte waren völlig weg."

"Ich habe viel an die Zukunft gedacht: jetzt haben sie dich fertig gemacht, du kommst jetzt nach Hause und bist das fünfte Rad am Wagen. Ich dachte, ich müßte so dahinsiechen, so als ein Kriegsoffer. Dabei hatte ich einen Bestimmten aus dem Dorf daheim vor Augen, der sein Lebtag mit solch einem Rollstuhl herumgefahren werden mußte und dem man immer als etwas Schlimmem gegenüberstanden hatte. Da wußte

man, was einem jetzt für's Leben bevorstand, weil der Arzt gesagt hatte, ich könnte auch jetzt nach Hause."

In Sorgen über seine berufliche Zukunft bat MES. um eine Unterredung mit dem Wehrmachtsfürsorgeoffizier, der ihm eine Stellung zur besonderen Verwendung bei der Wehrmacht in Aussicht stellte.

"Aber das war nicht in meinem Sinne. In meinem Sinne war eigentlich noch gar nichts. Ich wollte erst mal nach Hause, um zu sehen, was eigentlich mit mir los war, damit ich mich darauf einstellen konnte. Denn ich wußte bis jetzt ja nur, daß ich für das Militär untauglich geworden war."

Im Frühjahr 1943 wurde MES. in ein Heimatlazarett verlegt und von dort sofort zu einer Herzkur in ein Bad geschickt.

"Der Herzspezialistklärte mich da zum ersten Male über meine Krankheit auf und machte mir auch Vorschriften wie ich leben mußte: nicht rauchen, nicht trinken, keine Aufregung und nur sitzende Beschäftigung. 'Dann können Sie hundert Jahre alt werden', sagte er. In 2 Jahren hätte ich sicher wieder Lebensmut."

Nach 8-wöchiger Kur wurde MES. mit dem Befund nach Hause entlassen: Herzvergrößerung, Muskelschaden, mittelschwerer Basedow, doppelter Mitralklappenfehler.

C. Orientierungsverlauf

Im August 1943 traf MES. wieder zu Hause ein.

"Damals ging's mir noch mau. Ich war schlapp, mußte erst noch an Krücken, dann am Stock gehen. Wenn wir zu Hause nicht so gut situiert gewesen wären, wäre ich bestimmt verloren gewesen.

Was mich aber immer wieder bedrückte, war, daß man sich wie ein Halber vorkam. Der Gemeindevorsteher hatte mich mit den Worten empfangen: 'Du hast es ja gut verstanden, dich vor dem Soldatsein zu drücken.' Ich konnte ja doch wirklich nicht mehr! Die Rücksichtslosigkeit der Andern ist oft schwerer zu überwinden als die Krankheit selbst."

Die Behandlung wurde vom Hausarzt fortgesetzt. Traubenzucker- und Strophantininjektionen, Sympathol und Kardiazol, Elektrotherapie. Ganze Flaschen Baldriantinktur auf einmal nahm MES. häufig zur Beruhigung ein.

Tagsüber spazierte er in Begleitung seiner Mutter verordnungsgemäß durch die nähere Umgebung seines Wohnortes. Außerdem führte er die Wirtschaftsbücher für seinen Vater.

Mitte 1944 wurde ihm, nachdem ein weiterer sechswöchiger Kuraufenthalt von der Versorgungsbehörde bewilligt worden war, die Anerkennung seiner Krankheit als Versorgungsleiden mitgeteilt: Versehrtenstufe II, Monatlicher Rentenbezug 45,- Mark.

"Nun wollte ich meinen Eltern nicht auf der Tasche liegen, sondern mich langsam wieder an etwas gewöhnen, was ich leisten konnte. Was aber, das wußte ich damals noch nicht."

Er begann versuchsweise mit Arbeiten in der Werkstatt, die sein Vater zur Reparatur seiner Landmaschinen eingerichtet hatte.

"In der ersten Zeit wollte mir das gar nicht schmecken. Aber mit Zähigkeit habe ich das durchgesetzt, immer wieder habe ich was angefangen. Vielleicht hat meine Liebe zu dem Beruf, in dem ich nun einmal war, dazu beigetragen, trotz aller Beschwerden, daß ich es durchgesetzt habe. Ich konnte aber nur im Sitzen arbeiten, Feilen ging überhaupt nicht. Na, da mußte ich nun einsehen, daß es in meinem Beruf kein Weiterkommen für mich gab. Ich wollte aber das Ende des Krieges abwarten, bis ich neue Schritte unternahm, weil man das Technikum damals nicht besuchen konnte und mein Vater auch sagte: warte erst ab, bist ja versorgt zu Hause."

Im Mai 1945 wurde der in Schlesien gelegene Hof bis auf ein kleines Nebengebäude von der Besatzung beschlagnahmt. MES. wurde zu Arbeiten, Straßenbau, Entschärfen von Granaten u. a. eingesetzt.

"Fast ein Jahr haben wir so gefristet. Für mich war's ein Mordkommando, aber da wurde nicht nach gefragt. Auch einen Arzt gab es nicht. Ich mußte mir selbst helfen, hatte ja Erfahrung. Vor allem mußte ich jeden Moment zur Ruhe ausnutzen. Habe gedacht, sie können mich! Habe meine Arbeit gemacht, was nicht heute, das morgen."

Im Frühjahr 1946 wurde MES. mit Mutter und Schwester - der Vater war inzwischen gestorben - nach Westdeutschland ausgewiesen.

In Norddeutschland arbeiteten Mutter und Schwester bei Bauern. Auch MES. versuchte sich einzusetzen, um sich Lebensmittel oder eine Mahlzeit zu verdienen: Pferde putzen, Ställe säubern, Sand laden etc. Er habe jedoch die damit verbundene körperliche Anstrengung nicht ausgehalten.

Bis zur Währungsreform Mitte 1948 lebte MES., nachdem er von einem Arzt invalidiert worden war, von Wohlfahrtsunterstützung. Ab Mitte 1947 bezog er außerdem eine Versorgungsrente von 30,- Mark, Anfang 1948 wurde seine M. d. E. auf 60 % festgesetzt.

"Es war ein schwerer Fehler, daß ich in meiner Schulzeit kein Abitur gemacht hatte. Damit hätte ich jetzt eine ganz andere Ausgangsbasis gehabt."

Nach der Währungsreform begann MES., sich um eine berufliche Lösung zu bemühen. Vom Arbeitsamt wurde ihm ein Arbeitsplatz als Schweißer auf einer Schiffswerft vermittelt.

"Das habe ich andern Stellen vorgezogen, weil da viel zu verdienen war. Denn ich wollte Geld zurücklegen für das Technikum; ich wollte raus aus diesem Elend. Aber nach 5 Monaten war es aus; ich war völlig fertig mit Herz und Nerven."

Bis Ende 1949, im ganzen 3/4 Jahr, setzte MES. wegen Krankheit mit jeglicher Berufsarbeit aus.

"Teils mußte ich liegen, es ging sehr schlecht alles, konnte das Wetter nicht vertragen."

In dieser Zeit trat er einer Körperbehindertenorganisation bei. Durch sie wurde er auf Umschulungsmöglichkeiten hingewiesen. Auch konnte ihm Anfang 1950 zum Übergang eine Arbeitsstelle in einer Maschinenschlosserei für landwirtschaftliche Maschinen vermittelt werden, deren Besitzer ebenfalls ein Körperbehinderter war.

"Der Meister hatte großes Verständnis für mich. Er sagte mir: Gewöhnen Sie sich erst mal ein. Wir haben mehrere Arbeiter. Sie brauchen nicht die schwere Arbeit zu tun. Damals habe ich zum ersten Male wieder Zuversicht gefaßt. Ich konnte dort wohnen, wurde dort gepflegt, war endlich von meinen Angehörigen los. Ich meinte, daß ich wieder zurückfinden könnte. Wo ich meine Arbeit so einrichten konnte, hatte ich ja auch Erfolg."

Die engere Bekanntschaft mit dem gleichaltrigen Sohn des Meisters festigte das gute Verhältnis zu seinem Arbeitgeber.

Die Körperbehindertenorganisation verschaffte ihm eine Aufstellung über Umschulungsmöglichkeiten. Ohne deren Hilfe, sagt MES., habe er sich nicht zurechtfinden können.

"Ich wußte ja zunächst gar nicht, wie meine weitere Zukunft aussehen würde, ob ich denn nun weiter als Schlosser arbeiten sollte oder was das alles war."

Mitte 1951 reichte er einen Antrag auf Umschulung zum Maschinenbautechniker ein. Diese Wahl hatte er an Hand der Aufstellung und vermöge anderer Informationsschriften über Umschulungsmöglichkeiten getroffen. Im Frühjahr 1952 erreichte ihn der Bescheid einer Umschulungsstätte, daß seine Teilnahme an einem Umschulungslehrgang ab Oktober 1952 möglich sei. Er wurde über die einzelnen Unterrichtsfächer informiert und darauf aufmerksam gemacht, daß der endgültigen Teilnahmeberechtigung eine Eignungsprüfung vorausgehen würde; an Hand dieser Sachlage möge er sich entscheiden, ob er seinen Plan durchzuführen gedenke. MES. brach sofort die Tätigkeit als Schlosser ab:

"Ich zog mich zurück, um meine Mittelschulkenntnisse aufzufrischen. Das ist nämlich ein Problem für einen Kranken, das man sich als Gesunder nicht so vorstellen kann: man hat auf einmal wieder etwas vor sich, ein Ziel, und fragt sich: wirst du das jetzt schaffen? Man sagt

sich: Du bist jetzt bald 30 Jahre, bald mußt du etwas werden. Ich war ja in den Jahren zuvor nahezu zum Analphabeten geworden. Deswegen hab' ich mich schwer reingekniet. Ich hatte Angst, ich würde die Prüfung nicht bestehen."

Die Eignungsprüfung im August 1952 verlief erfolgreich, im Oktober konnte MES. mit der viersemestrigen Umschulung zum Maschinenbautechniker beginnen. Er sei sich wie ein "kleiner Schüler vorgekommen". Erste Kontakte mit den übrigen Lehrgangsteilnehmern hätten ihm gezeigt, daß auch sie "alle Minderwertigkeitskomplexe hätten".

Mit den übrigen Umschülern kam MES. relativ schnell in Kontakt. Mit seinen Vorkenntnissen war er den meisten im Stoff voraus. Er konnte andern weiterhelfen.

"Im Ganzen gesehen war die Klasse ein richtiger molliger Haufen. Die Lehrer hatten ausgezeichnetes Verständnis für uns. Es war schön, wie wir alle auflebten, es wurden richtig neue Kräfte frei bei uns allen. Es war ein allgemeines Aufleben, obwohl es im Anfang doch sehr, sehr schwer war. Aber wir merkten dann auf einmal, wie man von Tag zu Tag weiterkam.

Aber auch für mich gab es Schwierigkeiten. Ich hatte oft, besonders im ersten Jahr, Angst; jetzt geht's nicht mehr! Mensch, wie schaffst du das jetzt weiterhin? Ein besonderes Gefühl der Unsicherheit hatte ich immer dadurch, daß kein Arzt da war, vor allem im Winter, wo meine Beschwerden immer am stärksten sind."

Verwandte veranlaßten MES., sich bereits während der Umschulung um eine Arbeitsstelle zu bewerben. Er hatte sofort Erfolg mit einer Bewerbung als technischer Zeichner bei einem Großbetrieb der eisenverarbeitenden Industrie, der bereit war, MES. nach der Umschulung, zunächst allerdings auf Probe, einzustellen. Der Direktor der Umschulungsstätte stellte sich diesem Schritt von MES. anfangs jedoch entgegen, da die Umschüler nach seiner Ansicht durch die Umschulungsstätte bzw. durch das zuständige Landesarbeitsamt vermittelt werden müßten.

Im September 1954 bestand MES. die von der Industrie- und Handelskammer abgenommene Abschlußprüfung mit gut.

Er versuchte nun, von der für ihn zuständigen Schwerbeschädigtenvermittlungsstelle weiterhin betreut zu werden. Dort wurden ihm jedoch mit dem Hinweis, daß er sich bereits selbständig einen Arbeitsplatz beschafft habe, seine Personalien ausgehändigt.

"Ich sträubte mich dagegen! Ich wußte doch gar nicht, ob ich auf dieser Stelle bleibe. Man ist doch unsicher, es ist doch alles ungewiß, ob man es schafft, ob es einem gefällt, wie die Verhältnisse sind. Es war doch ein Risiko, hierhin zu gehen; ich hatte wenig Geld. Wenn es nicht klappte, lag ich auf der Straße."

Im Oktober 1954 trat MES. seine Stelle als technischer Zeichner an. Bereits während der Probezeit konnte er sich weitgehend auf die neue Lage umstellen, jedoch bereitete es ihm Schwierigkeiten, die im Betrieb übliche Arbeitsweise zu übernehmen, die sich grundsätzlich von der von ihm erlernten Industrienorm unterschieden habe.

"Wenn allerdings was aufgetragen wird, wo ich nicht ganz sicher bin, aber auch den Mitarbeitern gegenüber, da bin ich oft unsicher. Ich werde aufgeregt, der Schweiß bricht mir aus und ich bekomme Herzbeschwerden. Aber es ist dann im Grunde immer halb so schlimm wie man zuerst befürchtet und deswegen geht's eben weiter."

MES. beabsichtigt, in einiger Zeit nach sicherer Befestigung seiner beruflichen Lage, eine Bekannte aus seinem Heimatdorf zu heiraten, die zur Zeit noch in einer von seinem Wohnsitz weit entfernten Stadt als Krankenschwester tätig ist. Zuvor will er jedoch Mutter und Schwester aufnehmen.

"Es müsste jemand ein zu Hause für mich sein! Man sitzt hier auf einem Zimmer, trübselig, ohne Kontakt, es fehlt ein Ausgleich. Ich habe zwar mein Akkordeon. Aber allein ist das ohne Sinn. Dennoch sieht heute das Leben ganz anders aus als noch vor 2 oder 3 Jahren. Ich habe nun Beruf und Zukunft. Aber es ist noch nicht richtig, wenn man kein zu Hause hat. Man strebt ja auch weiter. Es wird eben noch ein Jahr vielleicht so gehen. Ich verdiene noch zu wenig (DM 350, --), um zu heiraten."

Er beschäftigt sich häufig mit dem Gedanken, aus eigenen Mitteln ein Eigenheim zu bauen. Zu diesem Zweck spart er den Großteil seines monatlichen Einkommens.

Freunde und nähere Bekannte hat MES. an seinem neuen Wohnsitz bisher nicht gefunden. Er betätigt sich für sich allein zu Hause. Spätestens um 9 Uhr abends legt er sich zu Bett.

"Mit meinen Mitarbeitern bin ich zunächst noch auf Distanz. Zu Hause beschäftige ich mich im Alleinsein jetzt oft mit eigenen Konstruktionen. Manchmal finde ich deswegen bei schwierigen Aufgaben keinen Schlaf. Das hat aber nichts mehr mit meinem Leiden zu tun, das ist eine berufliche Angelegenheit. Ich denke heute sowieso nicht mehr daran, körperbehindert zu sein. Sonst habe ich in meinem Herzen immer noch ein bißchen Jägerblut; Ich gehe oft spazieren, das gibt einem immer etwas Entspannung. Ich bin ein Mensch, der einen Freund schlecht gewinnt. Dafür habe ich meine Bücher und nach wie vor noch meine Leidenschaft: Musik, vor allem Operettenmusik."

D. Nacherhebung 1957

Im Verlauf der vergangenen drei Jahre hatte sich MES. mit einer Reihe innerer und äußerer Schwierigkeiten auseinanderzu-

setzen. Im Ganzen konnte er dennoch seine berufliche Stellung behaupten und weiterhin festigen.

"In der ersten Zeit habe ich manche Nacht nicht geschlafen. Habe ein Buch mit ins Bett genommen und hin und her überlegt: wie machst du das, wie kannst du das machen. Die Schule war mir nur eine Grundlage, lernen tut man erst in der Praxis. Nun, von heute aus gesehen, kann ich sagen, daß ich mit meinen Fähigkeiten auf keine Schwierigkeiten gestoßen bin. Ich bin ein Streber: Wenn ich ein Buch nehme, halte ich es so lange, bis es sitzt.

Nach einem Jahr erfuhr ich dann, daß mein Vorgesetzter eine Idee von mir für sich patentieren ließ. Vielleicht ist deswegen meine Gehaltserhöhung um gleich DM 100, -- so vorangetrieben worden. Aber mich hat das sehr geärgert! Besonders, weil ich nicht darüber unterrichtet worden bin.

Aber jetzt kann man vor allen Dingen sagen, daß man sicher ist. Inzwischen kennt man den Betrieb und hat Routine. Erst habe ich immer nachgegeben und war dann der Dumme. Jetzt ist das doch etwas anders: Wenn der Leiter stur ist, bin ich auch stur. Dadurch ist es besser geworden. Und es ist schon ein gutes Gefühl, wenn einem vertraut wird; es liegt am Ton: "Seh'n Sie mal, daß Sie das schaffen," ist der neuere Ton. Früher hieß es: "Machen Sie das."

Ich kann jetzt sagen, daß ich den richtigen Beruf gewählt habe. Dagegen sind immer noch Kollegen von der Umschulung arbeitslos und haben die Sicherheit wieder verloren. Ich kann hier vielleicht aufsteigen, kenne Kollegen und Leiter, die wissen, was ich leiste. Wenn ich arbeiten kann, Arbeit habe, denke ich auch nicht daran und ist es mir auch nicht so schwer, daß ich schwerbeschädigt bin."

Nach wie vor bestehen jedoch für MES. Kontaktschwierigkeiten zu den Vorgesetzten und Mitarbeitern. Er erwähnt, daß er das Gefühl habe, von dem Vorgesetzten als "Arbeitsmaschine" betrachtet zu werden.

"Mir geht's auch manchmal so, daß ich denke: du bist nicht gesund, deswegen mußt du dich mehr anstrengen, mehr leisten, um zu zeigen, daß du vollwertig bist wie die andern. Das ist heute nicht mehr so schlimm wie in der ersten Zeit. Aber ich hatte dann oft die anderen in der Arbeit überholt und dann sagten sie: 'Komm, mach mal Pause' oder so was. Es herrscht da überhaupt Rücksichtslosigkeit: die dauernden Gespräche der andern, die noch im Raum arbeiten, stören mich, wenn ich mich konzentrieren muß. Ich bin so empfindlich bei der Arbeit. Das kommt auch durch die Krankheit. Dann wieder frozeln sie mich, z. B. sagt einer, ich würde am Telefon verlangt, weil ich wieder Mist gemacht hätte und dann stimmt das nicht. Habe mich manchmal über so was zu ärgern. Das liegt auch viel daran, daß ich aus gesundheitlichen Gründen ihre Zusammenkünfte nicht mitmachen kann. Sie sagen: 'Du gibst bloß an!' Aber ich kann keinen Alkohol vertragen, muß mich davon zurückhalten. Jetzt ist das dadurch besser geworden, weil ich in einem

kleineren Raum sitzen kann und die Belastung von außen daher nicht mehr so groß ist."

MES. konnte 1955 eine Neubauwohnung beziehen, die er inzwischen mit eigenen Mitteln möbliert hat. Mutter, Schwester und eine Nichte hat er bei sich aufgenommen.

"Durch meine Angehörigen war ich bisher gezwungen, die Heirat herauszuzögern. Es ist ein Wohnungsproblem, sonst wären wir schon lange verheiratet."

Nach Feierabend beschäftigt sich MES. für sich selbst mit Romanen, ("nur gute Bücher von der Buchgemeinschaft"), Plattenspieler, Radio oder eigenem Musizieren.

"Freunde habe ich nicht, nachdem ich eine entsprechende Enttäuschung vor einem Jahr erlebt habe. Wir halten uns zurück, auch meine zukünftige Frau ist so eingestellt."

Oft, vor allem morgens, beschäftigt er sich mit der Wiederholung von mathematischen Formeln, sinnt über Neukonstruktionen.

"Es kommen einem morgens so viele Gedanken, bin ausgesprochener Tagmensch. Andere haben aber bisher immer davon das Fett abgeschöpft."

Samstags und sonntags unternimmt er ausgedehnte Spaziergänge, übt dann vornehmlich mit Akkordeon oder Geige Konzertstücke und Volkslieder ein.

"Solch eine Musikstunde ist eine wunderbare Erleichterung. Man kommt sich danach so vor wie neugeboren. Die meisten wissen ja nicht, was sie mit ihrer Freizeit anfangen sollen. Man tritt sie mit Füßen! Aber das ist ja heute das Bittere; die Kinder sind nur auf der Straße und die Alten schufteten. Das haben wir früher nicht gekannt."

Oft bemüht sich MES., sich in die Erziehung und Ausbildung seiner zehnjährigen Nichte einzuschalten.

"In der Schule wird heute ja schon nicht richtig gegen die allgemeine Unkenntnis gearbeitet. Was haben wir früher doch gelernt! Heute nichts mehr! Die Kinder wissen nicht, was die Glocke ist von Schiller. Wenn wir das nicht ergänzt hätten zu Hause, wäre meine Nichte auf der gleichen Stufe wie die andern. Das führt ja heute immer alles mehr zum Materialismus, der den Menschen zermürbt. Die Kinder können ja heute schon gar nicht mehr lernen bei Fernsehen, Auto und Radio. Schon die Kinder sind nervös. Man gibt ihnen eben familiär viel zu wenig."

Fallstudie SEM.

Geboren: 1908

früherer Beruf: Kranführer

Zwischenberuf: (nach Kb.): Pförtner

heutiger Beruf: Kranführer

M. d. E.: 80 %

Ursache: Durchschuß mit Trümmerfraktur im Unterkiefer; Amputation der Finger 2 bis 5 der rechten und der ersten beiden Glieder der Finger 1 bis 5 der linken Hand infolge Erfrierung.

Auswirkung: Durch kieferchirurgische Maßnahmen konnten die Folgen des Kieferdurchschusses fast gänzlich behoben werden. Die Fingerstümpfe sind besonders druck- und kälteempfindlich.

Vorgang der Erhebung: Als ich in die Wohnküche eintrat, hantierte die korpulente Ehefrau an den Bratkartoffeln für das Abendbrot. Sie kam mir, ihre balgenden Söhne zurechtweisend, mit dem Pfannemesser entgegen und verwies mich mit meinem Anliegen freundlich an ihren erst in einiger Zeit von der Arbeit zurückkehrenden Mann.

Nur ungern - das war deutlich spürbar - ließ sich SEM. für die Arbeit gewinnen. Zu gutmütig und zu unsicher, um sich meiner Argumentation versperren zu können, erklärte er sich schließlich zögernd bereit, eine erste Sitzung mitzumachen. Seinem Wunsch entsprechend fand sie in einer Gastwirtschaft statt:

"Hier bei mir geht das nicht gut. Da sitzen alle in der Küche und hören zu, dann kann man ja doch nicht so sprechen."

Während der dreistündigen Sitzung (Ende 1954) überließ sich SEM. meiner Führung durch die Exploration. Zunächst verschwieg er jedoch wichtige Vorgänge seiner Lebensgeschichte: den Bankrott des väterlichen Geschäfts, dessen Ursache, seine eigenen Schwierigkeiten bei der Aufnahme eines anderen Berufs bei der Neuorientierung nach Eintritt der Körperbehinderung.

Die Notwendigkeit weiterer Sitzungen wurde SEM. nicht mitgeteilt. Im Verlauf der anschließenden 9 Monate ergab sich dann bei einigen Körperbehindertenveranstaltungen, an denen der zurückhaltende und ohne festen Anschluß bleibende SEM. teilnahm, genügend Gelegenheit, mit ihm in engeren Kontakt zu kommen.

Entsprechend zeigte sich SEM. während der beiden erschöpfenden Sitzungen von je 5 Stunden Mitte 1955 durchweg aufgeschlossen. Dennoch blieb ein Grundzug von Scheu und Angstlichkeit bestehen. Eine Reihe von Aussagen konnten nur durch bestätigende Vorarbeit gewonnen werden. Sie erfolgten unter Rückversicherungen, daß kein dritter Bekannter SEMs. davon erfahren würde.

SEM. berichtete, im Sessel vorgelehnt, mit leiser Stimme,

oft verbissen lächelnd, dann wieder, vor sich hinblickend mit einem definitiv resignierenden Unterton. Jedesmal trat er, gesäubert und gestriegelt und wohl deswegen sehr verspätet, in einem guten Anzug auf.

Gegen Ende der letzten Sitzung wurde er zusehends vertrauender. Dadurch waren noch Ergänzungen möglich.

Die Nacherhebung konnte nur in aller Kürze durchgeführt werden.

A. Elternhaus und Verlauf der Jugend

Das Erbteil der Mutter, ein gediegenes, altes Fachwerkhaus am Rande des damals noch kleinen Städtchens, diente dem Vater SEMs. als Grundlage zum Ausbau eines Bierverlags und Fuhrgeschäftes. Eine umfangreiche Stammkundschaft, auch in den umliegenden Orten ließ dieses Unternehmen zeitweilig florieren. Ohne Beachtung der stärker auftretenden Konkurrenz verließ sich der Vater nach dem 1. Weltkrieg auf die relativ selbsttätig verlaufende Abwicklung der Geschäfte, überließ seinem ältesten Sohn, der mit SEM. als Erbe des Geschäfts ausersehen war, die Erledigung der Aufträge und kam nicht selten seiner Freude am Alkoholgenuß nach. Beim offensichtlichen Rückgang des Geschäfts um 1925/26 brachte er die Initiative zur Neubelebung nicht mehr auf, beschuldigte die Kinder, die schlechte Geschäftslage verursacht zu haben, war aber nicht mehr in der Lage, den Ausschweifungen seines Ältesten wirksam entgegenzutreten. Er starb 1928 an "Herzschlag" und überließ seiner Familie ein kriselndes Unternehmen.

Außer dem zweiten Sohn, der, gut begabt, die Oberschule besuchte, wurden alle Geschwister, sechs an der Zahl, zu Arbeiten für das Geschäft eingesetzt, sobald sie entwicklungsmäßig dazu in der Lage waren. Neben dem Ältesten aber wurde SEM., der 3. Sohn, am meisten von solchen Pflichten betroffen.

"Manchmal habe ich da Dresche gekriegt, weil ich mittags nach dem Essen laufen ging zu den Spielkameraden. Ich mußte ja immer arbeiten. Der über mir war, ging auf die Oberrealschule, kam nach Hause und lernte nur."

Der Älteste, 7 Jahre älter als er, beschäftigte ihn an Spül- und Füllmaschinen und ließ ihn gelegentlich mit dem Fuhrwerk Bier ausfahren. SEMs. Interessen aber richteten sich mehr auf das Fußballspielen.

"Ich habe immer Fußball gespielt. Das konnte ich, war so meine Leidenschaft und ist es auch heute noch. Ich habe früher in der 1. Mannschaft gespielt und ich bin ja hier dafür bekannt, daß ich ein guter Spieler war. Die ganzen Leute kennen mich doch hier. Noch heute."

Nach 8-jährigem Volksschulbesuch arbeitete SEM. ganztägig im väterlichen Geschäft. Er besuchte 3 Jahre lang die Berufsschule. Im 16./17. Lebensjahr wurde ihm die ernstliche Lage des Biergeschäfts bewußt. Er stellte sich auf die Seite seiner Mutter, die sich vergeblich bemühte, den bereits kränklichen Vater und den Ältesten zur Ordnung anzuhalten.

"Mein Vater und mein ältester Bruder sind nicht mehr auf Draht gewesen. Als ich älter wurde, habe ich mit meiner Mutter die größten Sorgen gehabt. Das Geschäft ging furchtbar schlecht. Ich war zu jung, um was Richtiges damit anzufangen."

Trink- und andere Schulden des ältesten Bruders brachten das Geschäft nach dem Tode des Vaters in Konkurs. Es mußte verkauft werden. Mit dem Erlös konnte die Mutter die Hypothek, die zur Begleichung früherer Schulden des Ältesten aufgenommen worden war, nicht löschen. SEM. mußte seine Mutter unterstützen.

"Ich habe mich mein Leben lang darüber geärgert, daß mein Vater und mein Bruder das Geschäft durchgebracht haben. Ich hätte es durchhalten müssen, dann stände ich heute auch anders da. Aber ich war zu jung."

Schon 1926 hatte SEM. wegen des Auftragsrückgangs im Geschäft eine Stelle in einem Schwerindustriebetrieb angetreten. Zu Hause war sein Arbeitseinsatz nur noch abends erforderlich.

"Ich kam günstig in den Industriebetrieb hinein. Darum ging es eigentlich zuerst mal: in den Betrieb hineinkommen, damit einer von uns einen sicheren Verdienst hatte. Ich sollte Kesselschmied lernen, hatte aber da keine Lust zu. Ich konnte die Luft an dem offenen Feuer nicht vertragen, da wurde es mir dauernd schlecht. Der Meister sagte: dann tue ich dich an eine andere Arbeit. Dadurch bin ich dann Kranführer geworden."

"Mir war das damals nicht recht, diese Veränderung. Jetzt mußte ich in die Fabrik gehen und zu Hause hatten wir ein eigenes Geschäft. Heute verstehe ich mich mit meinem Bruder noch nicht richtig deswegen."

"Als Kranführer gefiel es mir besser: ich war wenigstens aus dem groben Dreck heraus. Bloß verdiente ich jetzt nicht mehr so gut, weil ich vorher im Akkord gearbeitet hatte."

1928 wurde SEM. von einer generellen Entlassung mitbetroffen. Während der 1 1/2-jährigen Arbeitslosigkeit lebte er bei seiner Mutter, die ihr Haus durch Vermietung an 6 Parteien zu einer Einnahmequelle machte. Trotz allem Auffordern zeigte SEM. wenig Neigung, sich während der Arbeitslosigkeit um einen Nebenverdienst zu bemühen.

"Man konnte auch nichts machen, konnte nur stempeln gehen. In der Zeit war es furchtbar schlecht. Mein Bruder wollte, daß ich im Stein-

bruch anfang. Aber ich wollte nicht so in den Steinbruch rein. Gefiel mir so nicht. Die verdienten da zwar das meiste Geld - aber ich weiß nicht - Steinbruch! - da wollte ich nicht hin."

SEM. konnte sich schließlich nicht weigern, die vom Bruder für ihn besorgte Stelle als Aufzugführer in einem Steinbruch anzutreten.

"Aber es klappte nicht. Ich wurde mit dem Ding nicht fertig. Darauf sollte ich im Steinbruch selbst arbeiten. Das habe ich aber nicht getan, nur ein paar Tage. Ich verdiente da zwar ein Teil mehr. Aber wenn ich meine Finger sah! Ich war auch zu schwächig, war kein Kerl für die Spitzhacke."

1931 konnte er die Stelle als Kranführer in seinem früheren Betrieb wieder besetzen.

"Ich hätte auch woanders hingehen können. Im Stahlbau wurde mehr verdient. Aber ich sagte mir: lieber ein paar Pfennig weniger verdienen, aber geregelt und im Trockenen arbeiten..."

Fast jeder Feierabend, mit Sicherheit jedes Wochenende, war dem Fußballspiel gewidmet. Er sei innerhalb der Mannschaft von vielen beobachtet worden. Nach den Spielen habe sich das Publikum besonders um Kontakt bemüht, etwa in Form von Spenden alkoholischer Getränke usw.

"Vom Politischen wollte ich nichts wissen. Ich sah die marschieren - nee, sagte ich mir, das ist nichts für mich. Später bin ich allerdings in die Werkschar von unserem Betrieb gegangen. Eine schöne Uniform kriegten wir da gestellt, Stiefel und so, da habe ich ein bißchen mitgemacht."

1938 heiratete SEM., 1939 wurde der erste, 1943 der zweite Sohn geboren. Bis 1941 blieb SEM. vom Wehrdienst reklamiert.

"Dann bin ich in der Rekrutenzeit schwer schikaniert worden. Da habe ich was mitgemacht. Und sonntags hielt mich keiner da: ohne Urlaubsschein bin ich fast jeden Sonntag zu meiner Frau gefahren, bis ich nach Rußland kam."

B. Lazarettssituation

Im Januar 1942 geriet SEM. bei einer Absetzbewegung in gezieltes Feuer und erhielt einen Kieferschuß.

"Ich merkte schon vorher; ich kam nicht weg und kam nicht weg! Ich hab mich gedreht im Schnee, die anderen waren schon 8 m vor. Und dann hatte ich einen weg."

Starker Blutverlust. SEM. warf die Handschuhe fort, um sein Gesicht zu betasten. Kameraden drängten ihn, zurückzukriechen, holten ihn schließlich zurück und nötigten ihn, weiterzurobben.

"Ich hab immer gesagt: kommt, laßt mich liegen, laßt mich liegen. Die anderen konnten ja selbst nicht mehr. Ich hatte eine Eierhandgra-

nate in der Tasche: wenn der Russe gekommen wär, wär ich hochgegangen. Aber die Anderen sagten mir: Mensch, denk an deine Frau und Kinder. Ich wär nicht zurückgekommen, ich wäre liegen geblieben, wenn die mich nicht mit Gewalt zurückgebracht hätten."

H.V.P.: Frostblasen an beiden Händen, Kieferschußbruch rechts, Notverband, schmerzlindernde Mittel, Verlegung durch mehrere Feldlazarette, Fieber, nicht transportfähig.

"Ich kann über das Erste gar nichts sagen: ich war immer beduselt, hab' immer die Augen zugehabt. Ein Pater kam und hat mir vom "Lieben Herrgott" gesprochen. Bis Königsberg war ich immer weg, weg, weit weg."

Nach 3 Wochen wurde Rücktransport unterbrochen, SEM. als Exitus ins Reservelazarett eingeliefert, konnte sich jedoch relativ schnell erholen.

"Auf einmal war ich wieder da und kam aus dem Sterbezimmer heraus zu den anderen Verwundeten. Ich habe aber kein Wort gesprochen. Ich blieb für mich. Hab' mich an keinen anschließen können. Viel Gedanken habe ich mir da gar nicht gemacht. Es war einem ja auch alles irgendwie egal."

Nach einigen Wochen Verlegung in innerdeutsches Speziallazarett. Kieferchirurgische Maßnahmen: Entfernung der restlichen Zähne, Einschienung des Kiefers. Kauen oder Bewegungen beim Sprechen war SEM. nicht mehr möglich.

"Da sagten mir die Sanitäter: 'die Hände kommen bis dahin ab.' Da war ich fertig, hab ich gedacht: mein Gott, was soll es dann werden? Hoffentlich ist das nicht wahr! Solange man die Finger noch sah, war es ja noch nicht so schlimm, da glaubte man das nicht. Aber als sie erst mal abgenommen waren! Beim ersten Verbandswechsel habe ich, die Schwester sagte mir so, nicht hingeguckt. Nachher war es dann furchtbar, als ich das sah. Da hab' ich wirklich einen Schrecken gekriegt. Da hab' ich gedacht: nee, was soll das später einmal werden? Jetzt soll die Frau für dich sorgen? Nee, das mache ich nicht mit. Wenn das so kommt, machst du Schluß."

Den ersten Kontakt mit der Außenwelt erhielt SEM. beim Besuch seiner Frau und zwei Brüder.

"Ich hab' richtig geheult, als die ankamen. Meine Frau kannte mich nicht wieder: mein Kopf war viereckig. Aber sie hat sich nichts merken lassen. Wenn sie irgendein Wort gesagt hätte, wär ich auch nicht mehr nach Haus gekommen."

Die Verwandten führten SEM. in ein besonders gutes Gasthaus und bestellten auch für ihn ein Essen:

"Als der Teller vor mich gestellt wurde und die anfangen zu essen, bin ich regelrecht aus dem Lokal rausgelaufen, weil ich nicht allein essen konnte. Ich bemerkte, daß alles auf mich sah."

Während ihres 3-wöchigen Besuchs versuchte die Ehefrau SEM. zu beruhigen. Sie sei froh, daß er noch lebe und, wie dem nachher auch sei, irgendwie werde sich das Zusammenleben wieder gut einrichten lassen. Vom Staat werde ihnen schon geholfen werden, Hitler habe es ihnen versprochen.

"Ich sah schwarz. Ich hab nur gedacht: wenn du nicht zurecht kommst, immer abhängig bleibst - das kannst du nicht. Das könnte ich auch heute nicht."

Bei einer Musikvorführung forderte ihn der Kapellmeister, ein Hauptmann, auf, den gespendeten Kuchen zu essen. SEM. konnte jedoch nur flüssige Nahrung zu sich nehmen.

"Da haben mich alle von der Musikkapelle bedauert und bedauert und mir dann ein Ständchen gebracht. Da konnte ich nicht mehr; da sind mir die Tränen gekommen."

In Gesellschaft einiger "netter Kameraden" wagte sich SEM. in den letzten Wochen seines Lazarettaufenthaltes wieder begrenzt in die zivile Welt hinaus.

"Wir hatten ein Lokal, in dem waren wir so zu Hause."

Die vorgesehene Kiefernplastik konnte erst nach Ablauf eines weiteren Jahres vorgenommen werden. Nach der Abheilung der Fingerstümpfe verstärkte SEM. nach Verlegung in ein notdürftig eingerichtetes Lazarett sein Drängen, nach Hause verlegt zu werden. Ende 1942 wurde er in die ambulante Behandlung seines Hausarztes überwiesen.

"Zu Hause bekam ich Rente. Da ging es mir besser als in diesem Lazarett."

C. Orientierungsverlauf

Bis zum Kriegsende und darüber hinaus ging SEM. möglichst allen außerfamiliären Kontakten, in denen er wegen seiner manuellen Hilflosigkeit, seiner Gesichtsdeformation und seiner Sprechschwierigkeiten Bedauern oder andere Abwertung befürchten mußte, aus dem Wege. Der Empfang zu Hause - er hatte ein Spalier bedauernder Nachbarn zu durchschreiten - brachte ihn zum Weinen.

Er bemühte sich, sich manuell so weit wie möglich schnellstens wieder zu verselbständigen, um seine Abhängigkeit von der Hilfe anderer wenigstens unter Uneingeweihten nicht offensichtlich werden zu lassen. Er vermied z.B. nach einigen Erfahrungen das jeden 2. Tag vorgenommene Rasieren bei einem Friseur.

"Bei dem bin ich so bedauert worden, das glaubt man nicht. Wenn ich hereinkam, mußten die anderen warten, ich wurde sofort dran genommen, obwohl ich mehr Zeit hatte als all die anderen. Das war mir so lästig, daß ich mich eines Tages selbst ans Rasieren gab."

"Mit den Händen wurde es immer besser. Es wurde mir immer

leichter, damit fertig zu werden. Man gewöhnte sich daran. Als ich dann keine Binde mehr zu tragen brauchte, weil ich Handschuhe bekam, ging es mir auch unter den Leuten besser: Die Hände waren nicht mehr so auffällig. Und wenn ich sie in der Tasche hielt, sah kein Mensch, was los war. Dadurch wurde man denn wieder freier."

Nach einigen Vorbereitungen wurde im Frühjahr 1944 die Kiefernplastik durchgeführt: bei örtlicher Betäubung Spanverpflanzung von Schienbein zum rechten Unterkiefer.

"Man könnte mir ein Schloß versprechen, aber die Operation machte ich nicht wieder mit. Die Knochensäge hat mich bald wahnsinnig gemacht. Aber ich muß wirklich sagen: die Plastik, die sie mir gemacht haben, war einzigartig."

Abheilung und Entlassung zur ambulanten Behandlung nach 2 Monaten.

Nach der Rückkehr zu seiner Familie (August 1944) wich SEM. jeder Bemühung um einen beruflichen Neuanfang aus.

"Man konnte sich schlecht für etwas entscheiden, weil man ein halber Krüppel war. Die mußten mir doch für Arbeit sorgen. Was sollte ich tun?"

Der Wunsch, eine Bürostelle zu besetzen, und die Furcht, solchen Aufgaben nicht gewachsen zu sein, standen gegeneinander. Er gab schließlich dem Drängen seiner Frau, wieder eine Arbeit aufzunehmen, nach und wandte sich zwecks Einstellung an seinen früheren Betrieb.

"Ich wollte nicht in den inneren Betrieb. Meine Frau hatte gesagt: 'Du hast die Knochen hingegeben, jetzt laß die mal für anständige Arbeit sorgen'."

SEM. wurde als Bote eingesetzt. Diese Tätigkeit entsprach nicht seinen Wünschen.

"Ich hatte das irgendwie geahnt, daß sie mich auf solch einen Posten tun würden. Ich wollte nicht direkt zusagen, aber da sagte mir der im Arbeitsbüro: 'Was willst du sonst machen? Ich habe keine andere Arbeit für dich'. Ich habe dann mal angefangen und mich dann in den 3 Tagen, wo ich das machte, so geärgert, daß ich einfach nicht mehr hingegangen bin. Ich war doch nichts als ein Laufjunge, das, was jeder junge Bursche von 14 Jahren macht. Das war nichts. Da kamen die Dämchen aus dem Büro: 'Sie gehen zur Post und geben mir dieses Telegramm auf!' Am 3. Tage rief eine krank gewordene Sekretärin an, ich sollte ihr die Brille bringen. Die war aber nicht im Betrieb, ich mußte sie beim Anstreicher holen und als ich sie ihr schließlich bringen wollte, machte mir keiner die Tür auf. Nachher mußte ich dann nochmal gehen und mich von ihr dann auch noch anröffeln lassen. Da hatte ich Wut! Ich hatte den Krieg mitgemacht und sollte dann wegen so 'ner blöden Gans rumspringen? Da war Schluß! Bin ich nicht mehr hingegangen.

Ich war vorher im Betrieb und sollte mich jetzt vor diesen Dämchen verbeugen; hatte alles mitgemacht - nee, da war ich nicht für zu haben. Da waren andere schon besser, die hätten das schon gemacht. Aber für mich war das nichts."

Wiederholt versuchte seine Frau ihn zu bestimmen, sich um eine andere Stelle, etwa eine Pförtnerstelle, zu bewerben. Vergeblich. SEM. beschäftigte sich allenfalls, besonders nach Kriegsende 1945 mit dem Gedanken, das noch immer genehmigte Fuhrgeschäft seines Vaters neu aufzubauen. Über das Gewerbeamt besorgte er sich von der Landesregierung eine Neuausfertigung der Lizenz; er hätte ein Fuhrgeschäft aufziehen können.

"Wenn der Schwiegervater, der selbst Chauffeur war, nicht abgeraten und gesagt hätte, so ein Geschäft wäre unrentabel, und wenn meine Frau nicht auch noch dagegen gewesen wäre, hätte ich es sicher doch gemacht. Meine Frau sagte: 'Du hast doch gar keinen Unternehmungsgeist, das kannst du nicht!' Und wenn man nicht ein bißchen Hinterhalt hat und ein bißchen beraten wird, ist das auch nichts. Aber wo wär ich heute, wenn ich das gemacht hätte! Ich stände ganz anders da."

Weiterhin kam SEM. dem Drängen seiner Frau, sich um eine Anstellung zu bemühen, nicht nach.

"Ich hatte keine Lust am Arbeiten, weil ich so hilflos war. Ich weiß es nicht, ich fühlte mich nicht sicher, ich wollte nicht. Ich habe mir deswegen keine Gedanken gemacht, weil wir noch Geld auf der Sparkasse hatten."

Die Ehefrau suchte schließlich ohne SEMs. Wissen den Schwerbeschädigtenvermittler des Arbeitsamtes auf. Auf diese Weise wurde SEM. in eine Pförtnerstelle eines kleineren Industriebetriebes vermittelt.

"Meine Frau hat mich wieder ans Arbeiten gebracht. Sonst wäre ich überhaupt nicht mehr ans Arbeiten gekommen."

SEM. nahm das Stellenangebot sofort an. Der Unternehmer war ihm als Fußballfreund von früher bekannt.

Im Mai 1946 begann SEM. die Arbeit als Pförtner. Er hatte die Arbeitsstunden der Arbeiter zu notieren, obwohl ihm das Schreiben schwer fiel. Ferner hatte er bei den Arbeitern Kontrollen über die aus dem Betrieb mitgeführten Gegenstände durchzuführen.

"Da war der Chef eklig drin, daß keine Sachen mit rausgenommen wurden. Ich habe tatsächlich manchmal die Taschen von den eigenen Arbeitskollegen kontrollieren müssen. Das war peinlich. Das tat ich mit Hängen und Würgen. Die hatten doch alle nichts, waren doch alle aus dem Krieg gekommen.

Dabei mußte ich dann 2 1/2 Jahre den Schiebungen zusehen, die der Chef und der Direktor und auch noch andere aus der Verwaltung mach-

ten. Da ging's aber direkt mit dem Lastwagen heraus und nachher wieder herein.

Einmal hat mich der Chef beleidigt. Er behauptete vor allen anderen, ich hätte einen Fahrer mit Zigaretten bestochen, der ihm einen Lastwagen mit Äpfeln brachte. Als ich mich wehren wollte, hat er mich angebrüllt. Da war ich fertig, da hätte ich beinahe geheult. Heute hätte ich nicht so den Mund gehalten.

Ich war immer ehrlich, zu ehrlich. Ich mußte andere kontrollieren und konnte mir doch nicht auch noch Sachen mitnehmen.

Das Ganze war nichts für mich. Ich war froh, als das alles vorbei war. Ich dachte immer mit Schrecken an 5 Uhr, an Arbeitsschluß, wo ich den Anderen in die Tasche gucken mußte und sie hätten ein paar Lümpchen drin, die ich ihnen auch noch abnehmen müßte."

Mit dem Tage der Währungsreform ging die Produktionskraft des Unternehmens erheblich zurück. Dauernde Entlassungen, auch von Schwerbeschädigten, ließen bei SEM. Bedenken über die Dauerhaftigkeit seines Arbeitsverhältnisses aufkommen. Der Meister, dem er früher als Kranführer unterstellt war, sagte ihm seit langem eine erneute Einstellung als Kranführer zu. SEM. willigte ein, als inoffiziell über seine Entlassung gesprochen wurde.

"Ich habe noch überlegt: sollst du nun wieder den blauen Anzug anziehen? Ich habe dann erst mit meiner Frau gesprochen. Sie sagte: 'das liegt ja hauptsächlich bei dir; wenn du dich da wohler fühlst, dann mach es.' Sie meinte immer, ich hätte mir jetzt, wo ich die Knochen kaputt habe, eine bessere Stelle verdient. Andere, die nichts mitgemacht haben, laufen in Schlips und Kragen herum. Wenn es mir gegeben gewesen wäre, hätte ich auch lieber im Büro gearbeitet. Aber anfangs war mir das Schreiben noch schwer. Ich hatte immer so ein zitteriges Gefühl, war wirklich schwer für mich. Da sagte ich mir, als Kranführer ist es immer noch am besten."

Ende 1948 begann SEM. erneut seine Arbeit als Kranführer. Es wurden besondere Arbeitshilfen an dem 16 t Kran, der SEM. nach einiger Einübung zur Bedienung übergeben wurde, angebracht.

"Ja, wie gefällt einem sowas? Man gewöhnt sich dran! Ich muß den Kran auch putzen und schmieren; das ist viel Arbeit, ist nicht alles so einfach. Wenn ich mich an den Fingerkuppen stoße, das ist das furchtbar Empfindliche. Von den Putzmitteln und der Kälte habe ich dauernd Hautrisse vorn und an den Stümpfen. Das tut beim Arbeiten weh, das glaubt man nicht. Andere ziehen Handschuhe beim Putzen an, das kann ich ja nicht. Aber es muß so gehen.

Die Bedienung des Krans fällt mir nicht schwer. Das kann ich sehr gut. Ich gehöre immer noch zu den besten Kranfahrern, habe so 'ne Nummer beim Meister. Ich bin, das muß man bedenken, in einer Werkstatt eingesetzt, wo furchtbar viel zu tun ist."

Innerhalb seiner Arbeitskolonne leidet SEM. oft unter der Kaltschnäuzigkeit seiner Kollegen, deren Anweisungen zu folgen er gezwungen ist. Oft träumt er nachts von entsprechenden Vorfällen.

"Ich zanke mich im Traum mit anderen, wenn ich mich tags zuvor geärgert habe. Wenn ein Lehrling ruft, muß man fahren. Was einen das ärgert! Dann will der eine so und der andere so gefahren haben. Ich fahre so wie ich das sehe! Dann krakele ich, dann krakelt der. Dann kommt ein Neuer und weiß nicht, wie die Sache gemacht wird. Wenn die Kette nicht stark genug ist, ziehe ich nicht noch. Dann sind sie böse auf mich und ich habe dann schiefe Leute da. Aber das gibt's eben überall."

"Am liebsten wäre es mir, ich könnte aus diesem Betrieb raus und mich selbständig machen. Aber ich habe ja kein Kapital dafür."

Noch immer widmet sich SEM. im starken Maß dem Fußball. Er wirkte beim Wiederaufbau des örtlichen Fußballes nach dem Kriege tatkräftig mit. Bis 1953 spielte er noch in der 1. Mannschaft, seitdem in der Reservemannschaft.

Sonst meidet SEM. auch heute noch weitgehend jeden Kontakt. Oft geht er, irgendwie ziellos, die Hände in den Taschen vergraben, den Blick nahezu starr in die Weite gerichtet, die Hauptstraße auf und nieder.

"Wenn ich außer Haus bin, sind mir die anderen Leute furchtbar. Oft komme ich von einem Omnibusausflug nach Haus, ohne was gegessen zu haben. Ich bringe es einfach nicht fertig, vor Fremden anzufangen zu essen. Es ist so ein komisches Gefühl, wenn andere meinen könnten, man käme nicht zurecht.

Ich halte ja so, wenn ich nichts zu tun brauche, die Finger in der Tasche, damit sie weg sind, daß sie keiner mehr sieht.

Ins Kino gehe ich nur dann, wenn keine Leute an der Kasse stehen. Ebenso ist es am Bahnschalter oder in einem Lokal. Ich mache mir meistens schon zu Hause das Geld fertig und halte es so in der Hand, daß alles schnell und unmerklich geht. Ich fühle mich von den anderen beobachtet, das hat man so im Gefühl. Viele kommen dann und wollen einem helfen. Das ist mir unangenehm. Manchmal stelle ich mich an der Kinokasse an und denke, ich bliebe der Letzte und wäre, wenn ich am Schalter bin, allein. Wenn sich dann aber noch viele hinter mich stellen, mache ich flott, daß ich wieder wegkomme.

Es ist so ein unbekömmliches Gefühl, das man in der Öffentlichkeit hat. Man fühlt sich so richtig beobachtet. Die meinen dann, man wäre hilflos und so. Ich mache es ja gar nicht so schlecht, aber langsam. Die Anderen können das viel schneller, aber ich kann es auch. Wenn ich dann noch den Mantel zumachen muß - die anderen machen das mit einer Hand, ich muß dann mit den 2 Daumen fummeln - na, da lauf ich davon."

D. Nacherhebung

SEM. sagt:

"Bei mir hat sich nichts geändert und ich wüßte auch nicht, was sich ändern sollte. Nur die Kinder werden älter. Ich möchte jetzt, daß auch mein Jüngster in meinen Betrieb als kaufmännischer Lehrling kommt. Der Älteste ist da gut eingeschlagen. Ihnen soll es mal nicht so gehen wie mir, daß sie später nichts gelernt haben."

Die beiden Beispiele sollen in diesem Zusammenhang lediglich die Ausdehnung der Phase innerer Unsicherheit markieren, die bei MES. zumindest bis zum Antritt der Umschulung dauert und bei SEM. eigentlich noch nicht abgeschlossen ist. Über die Weisen des Agierens und Reagierens, mit denen sich diese Fälle das Dasein selbst in dieser Lage ermöglichen, wird im zweiten Hauptteil dieser Arbeit ausführlich berichtet werden.

Besonders bemerkenswert ist angesichts der Desorientierbarkeit von MES. und SEM. der Lebensaufbau in den vor Eintritt der Behinderung liegenden Lebensabschnitten. Die wenig fördernd auf die Entwicklung einwirkenden schwierigen familiären Gegebenheiten während Kindheit und Jungenzeit stehen verständlicherweise vor allem dann im Hintergrund der Orientierung, wenn diese, wie im Falle des Eintritts einer Körperbehinderung, eine fundierte innere Stabilität verlangt. Die folgende Übersicht über die familiären Gegebenheiten bei 25 von 33 Fällen mit starker Desorientierung in der Folge von körperlicher Schädigung zeigt, daß MES. und SEM. in diesem Zusammenhang keine Sonderfälle darstellen:

familiäre Bedingheiten während Kindheit und Jugendzeit	Anzahl
ungeordnete familiäre Gegebenheiten; Ehescheidung; Trunksucht, schwere Krankheit, frühzeitiger Tod des Va- ters; Selbstmord des Vaters; frühzei- tiger Tod der Mutter; Schwierigkeiten durch politische Maßnahmen	15
besondere Strenge oder Verwöhnung im Elternhaus	10

Besonders fällt bei diesen Fällen die noch zum Zeitpunkt der Untersuchung vorhandene hohe Aktualität von Vorkommnissen auf, die sich gleichsam als Determinanten im Verlauf von Kindheit und Jugend einprägten. Die Verarbeitung dieser das innere Bild von sich selbst bestimmenden Faktoren scheint in diesen Fällen dem-

nach noch nicht zum Ende gekommen zu sein. (Vergleiche die Fallstudien DAM., AHN., BEN., BOR., DEL., SEM., MEU., ORM., WAN., REH. und ORT.) Eine Art schleichender innerer Auseinandersetzung mit bisher unverarbeitet gebliebenen Erfahrungen und Erlebnissen negativen Inhalts aus der Jugendzeit läßt diese Probanden die durch den Eintritt der körperlichen Schädigung bedingte Veränderung des Lageschemas als eine zusätzliche Belastung erleben, der sie sich aus eigenen Kräften nicht mehr gewachsen fühlen.

Zum Vergleich sei an dieser Stelle eine Übersicht über die mit der Familie zusammenhängenden Gegebenheiten bei den 12 Fällen angeschlossen, die einer Desorientierung nach Eintritt der Behinderung innerlich zu begegnen wissen:

familiäre Gegebenheiten während der Jugendzeit	Anzahl
frühzeitig aufkommende Neigung zur Selbständigkeit, z. T. abrupte Loslösung vom Elternhaus	6
geordnete, in sich stabile familiäre Gegebenheiten, "Harmonie"	4
frühzeitiger Tod des Vaters, jedoch konsequente Erziehung bei Pflegeeltern	1
strenge, konsequente Erziehung, die heute vollauf bejaht wird	1

Ein Hang zu einer vom Elternhaus unabhängigen Selbständigkeit, zumeist während der Adoleszenz auftretend, oder eine in familiärer Ordnung gefundene Erfahrungsgrundlage ist in diesen Fällen kennzeichnend für die Stabilität der inneren Lage, auf die das Erlebnis, körperlich behindert zu sein, trifft. Dementsprechend gezielt bzw. innerlich gesichert sind die Reaktionen auf die Veränderungen im Lageschema.

Diejenigen Fälle, die durch die Schädigung unter dem Zwang zu einer Veränderung des Lageschemas in Desorientierung geraten (siehe die eindeutigen Merkmale unter den Abschnitten B. ff. und C. ff. vor allem der Fallstudien DAM., DRO., MUK., DEL., ETZ., SAM.) lassen auch nach Abschluß der stationären Behandlung erkennen, daß sich die Umstrukturierung des Lageschemas als ein mühevoller Prozeß in ihnen vollzieht.

Vielfach setzt ein Probieren nach verschiedenen Richtungen hin ein, um - mehr zufällig - irgendeinen sich von außen anbietenden, stabilisierenden Ansatzpunkt zur Orientierung wiederzu-

gewinnen, der den bis zum Eintritt der Behinderung gültigen Beständen des Lageschemas adäquat wäre.

Anstelle des Probierens findet sich jedoch auch die Form des Anklammerns, Verharrens und Verbohrens: die vor der Behinderung gesicherten inneren Gewißheiten sollen aufrechterhalten oder durchgesetzt werden. Eine bestimmte Parallele zu diesen Formen der Verfestigung stellt jene Neigung von Körperbehinderten dar, sich mit dem Leiden ein Anrecht auf Versorgung erworben zu haben, eine Haltung, die KESSLER⁸ als "Hospitalitis" bezeichnet. In diesen Formenkreis, der auf die Desorientierung des Lageschemas hinweist, ist ebenfalls die Reaktion von Probanden einzubeziehen, den Tatbestand des Behindertseins zunächst überhaupt nicht zu akzeptieren, ihn womöglich zu verdrängen.

In den folgenden drei Abschnitten werden diese Formenkreise an konkreten Beispielen ausführlicher interpretiert:

a) Langsame Ein- und Umgewöhnung

Eine erste Gruppe von Fällen (beispielhaft sind außer der am Schluß dieses Abschnitts angeschlossenen Fallstudie vor allem die Fälle ETZ. und DEL.) öffnet sich in ihrer Desorientierung gleichsam nach der Seite des geringsten Widerstandes. Der zweite Hauptabschnitt der vorliegenden Arbeit wird den eigentlichen, neuorientierenden Sinn dieses Verhaltens zu erhellen suchen. Im Zusammenhang mit der Desorientierung des Lageschemas dieser Fälle interessiert lediglich die lange zeitliche Ausdehnung der Phase der inneren Unsicherheit, selbst nachdem der bald nach der Lazarettentlassung erfolgende erste Schritt zu einer Neuorientierung getan ist. Es geht diesen Fällen darum, eine externe Stelle zu finden, an die sie sich halten können. Ohne weiteres werden frühere Zielsetzungen aufgegeben; das von außen gebotene Mittel wird, selbst wenn es weit unter dem Niveau früher angestrebter und erreichbarer Ziele liegt, dankbar akzeptiert. Die auf diese Weise erhaltene berufliche oder partnerschaftliche Position wird, bei vorerst bleibender Unsicherheit gegenüber inneren oder durch die Umwelt bedingten Konflikten, unter Bemühungen inne zu halten versucht, da sie die einzige Sicherheit innerhalb der Situation darstellt. Muß sie durch irgendeine Ursache aufgegeben werden, so tritt die Desorientierung im gleichen Maße wieder auf wie zuvor. (Siehe DEL. oder das spätere Flüchtlingsschicksal von DRO.) Die innere Stabilität ist also zunächst lediglich eine Variante äußerer, vor allem beruflicher Fixpunkte und demzufolge außerordentlich störrisch.

⁸) H. Kessler: Rehabilitation of the Handicapped, S. 93.

Bei WRE. heißt es sehr bezeichnend:

"Die Industrie ist immer eine sichere Sache, wenn man mal drin ist. Da hat man seine feste Arbeitszeit und festen Lohn. Sowas suchte ich."

Sieben Jahre sucht er trotz ständigem Arbeitsplatzwechsel, Kritik, Tadel und belastenden Maßnahmen des Werkmeisters sein Arbeitsverhältnis unter allen Umständen bestehen zu lassen; erst dann kommt er einer Empfehlung des Arbeitsamtes nach, sich als Postfacharbeiter anstellen zu lassen.

Der Unterschenkelamputierte GRE. gibt seinen Arbeitsplatz auch nach einer Betriebsverlagerung trotz finanziellen Schadens durch Reise- und Lebenshaltungskosten nicht auf.

Aus der Fallstudie ist zu entnehmen:

"Nach halbjähriger Tätigkeit GREs. wurde der Betrieb in eine andere Stadt verlagert, die 60 km vom bisherigen Sitz entfernt lag.

"Um nicht wieder die Stelle zu verlieren, bin ich mitgegangen, habe mir dort ein Zimmer gemietet und kam zum Wochenende dann nach Hause. Das war anstrengend, ich mußte Miete bezahlen, verbrauchte 50 Mark zum Leben in der Woche, 30 Mark brächte ich noch mit nach Hause'."

Der Oberschenkelamputierte SAR. verschafft sich schon im Lazarett die Gewißheit über eine Wiedereinstellung durch seinen früheren Arbeitgeber. Dieser Gewinn an Position weckt zunächst den Gedanken an einen mit sozialem Aufstieg verbundenen Berufswechsel. Vor die Aufgabe gestellt, die Berufsfrage endgültig zu lösen, kommt er jedoch auf seinen früheren Betrieb zurück und will sich auf seinem neuen Arbeitsplatz, um in Zukunft nicht gefährdet zu werden, "von Grund an ausbilden". Bei einer innerbetrieblichen Umdisposition wird er als Hilfsarbeiter mit Arbeiten beschäftigt, denen er körperlich nicht gewachsen ist. Ein Jahr nimmt er, um den Betrieb nicht zu wechseln, diese Belastung auf sich. Er sagt:

"Bei den neuen Arbeiten war eine große Anstrengung erforderlich. Sie mußten teils im Sitzen und dann wieder im Stehen gemacht werden. Und gerade das dauernde Aufstehen und Hinsetzen war nichts. Beim Bürostendrehen floß mir das Wasser so vom Leib. Andere mußten mir die schwersten Arbeiten abnehmen, weil ich sie nicht konnte. Das war ein Ärger! Ich hätte das nicht lange machen können. Der Stumpf war abends immer geschwollen. Ich hätte mir andere Arbeit suchen oder aufhören müssen. Ich ärgerte mich Tag und Nacht."

Als geschlossenes Beispiel für das Aufsuchen eines äußeren Halts zur Stabilisierung der inneren Lage folgt die Fallstudie DRO. DRO. kann auf dem ihm vermittelten Arbeitsplatz entscheidend Fuß fassen. Im Verlaufe von Jahren festigt sich die Gewißheit eigener Leistungsfähigkeit in einem Ausmaß, daß er den vor Eintritt der Körperbehinderung angestrebten beruflichen Aufstieg

ernsthaft in die Wege leitet. Auch diese Fallstudie bietet ein einschlägiges Beispiel von dem hier immer wieder festgestellten Zusammenhang zwischen beruflicher und innerer Stabilität. Trotz der Überforderung seiner Leistungsfähigkeit ist DRO. ein Wechsel des Betriebs, durch den seine Lage verbessert werden könnte, innerlich unmöglich.

Fallstudie DRO.

Geboren: 1895

Erlerner Beruf: kaufm. Angest. (Textil).

Zwischenberuf: Hoteldiener, Dreher, kaufm. Hilfskraft, Lohnbuchhalter, Kalkulator, Versicherungsagent, Werbevertreter, Gelgenheitsarbeiter, Pförtner.

heutiger Beruf: kaufm. Angest. (Lebensmittel)

M. d. E.: 60 %

Ursache: Hirnverletzung, Facialislähmung, Gleichgewichts- und Gehörstörungen, Sehnenverletzung am linken Bein und linken Arm.

Auswirkung: Die starke Entstellung des Gesichts hat sich im Laufe der Jahrzehnte ausgeglichen. Zwar zeigen sich noch deutlich die Auswirkungen der Facialislähmung in der linken Gesichtshälfte. Gleichgewichts-, Gehörs- und Störungen der Orientierung im Raum behindern DRO. zeitweise noch. Er leidet hauptsächlich unter häufigen Kopfschmerzen und leichten epileptischen Anfällen.

Vorgang der Erhebung: DRO. kannte ich etwa seit 1950 als Vorstandsmitglied eines Kriegsopferortsverbandes. 1954 besuchte ich ihn zum ersten Mal in seiner beengten Wohnung. Er war sofort bereit, mir seine Lebensgeschichte zu erzählen: "ich mache mit." Er berichtete sehr hastig und in großen Zügen. Erst nachher ging ich auf Einzelheiten ein.

Die letzte Erhebung wurde Mitte 1956 durchgeführt.

A. Die elterliche Familie und Verlauf der Jugend

DRO. wurde streng erzogen. Er war der Älteste unter sechs Geschwistern, ein sehr guter Schüler und dasjenige unter den Kindern, das den Gedanken der Eltern an einen sozialen Aufstieg am aussichtsreichsten erscheinen ließ. Doch ging es in seinem Elternhaus in erster Linie darum, gemeinsam für den notwendigen täglichen Lebensunterhalt zu sorgen. Sobald wie möglich wurden die Kinder für Haus-, Garten- und Feldarbeiten eingesetzt, durch

deren Erträge das schmale Einkommen des Vaters, eines unteren Bahnbeamten, ergänzt werden mußte.

Die Kinder hatten unbedingt den Anordnungen der Eltern zu folgen, sonst setzte es, zumeist von der Mutter, seltener, aber umso heftiger vom Vater, Prügelstrafen.

Neben der Versorgung der eigenen Schweine und Ziegen und der Bearbeitung des Kartoffel- und Getreideackers hatte DRO. auch noch Halbtagsarbeit auf einem Rittergut zu verrichten.

"Die 25 Pfg. für den halben Tag gab ich zu Hause ab. O nein, das durften wir nicht behalten. Damals war ich aber schon ein bißchen älter, 11 oder 12 Jahre, da sah ich schon, wie schwer es die Eltern hatten. Finanziell haben sie sich überhaupt nichts erlauben können: eben untere Beamte. Wir Kinder mußten eben mithelfen. Da gab's kein Wenn und Aber, das war eine Selbstverständlichkeit."

Der Vater hätte DRO., das vielversprechendste unter den Kindern, beruflich gerne gefördert. Jedoch gab er sich so, als wenn jeder besondere Aufwand und jedes besondere Bemühen um seine Kinder ein Luxus sei, den niemand zu erwarten brauchte.

"Mein Vater war früher Berufssoldat, Husar. Und er hätte es auch am liebsten gesehen, wenn wir das auch geworden wären. 'Wenn ihr 12 Jahre runter habt und Köpfchen habt, könnt ihr was werden; wenn nicht, werdet ihr Schutzmann. Wie ihr euch bettet, werdet ihr liegen', sagte er zu uns. Für ihn wäre es das Praktischste und Billigste gewesen. Am liebsten hätte er mich direkt von der Schule auf die Unteroffiziersvorschule geschickt. Dann wäre er mich und jede weitere Sorge um mich losgewesen. Aber das lag uns allen nicht so. Ich wollte nicht, ich wollte ein freier Mensch bleiben. Ich wäre am liebsten Förster geworden. Als ich das meinem Vater sagte, ist er bald in Ohnmacht gefallen. Dann erkundigte er sich aber trotzdem. Und es konnte nicht sein: 150,-Mark Lehrgeld wollte der Förster haben, außerdem brauchte ich 2 Büchsen und 2 Anzüge. Wo sollten wir das hernehmen?"

Der Vater setzte seinen Bruder, einen Fuhrmann bei einer großen Ofenfabrik in der nächstgelegenen Großstadt, der auf Grund seiner Tätigkeit über zahlreiche Kontakte mit kaufmännischen Büros verfügte, als Vermittler ein. DRO. konnte nach erfolgreichem Abschluß der Volksschule eine kaufmännische Lehre in der Textilbranche beginnen.

1913, nach Abschluß seiner Lehre, hatte er seine Wehrdienst-einberufung zu erwarten. Er meldete sich freiwillig, um in einer Kaiserne zu dienen, in der ein Verwandter von ihm Wachtmeister war.

"Wenn es mir da gefiel, wollte ich Anwärter werden, damit ich später auf Grund meiner Lehre, eine gute Beamtenstelle kriegte. Ich hatte es auch gut durch meinen Verwandten. Aber dann kam der Krieg."

B. Lazarettssituation

1915 Beinschuß und Sturz vom Pferd: DRO. wurde von einem Geschütz überfahren: komplizierter Schädelbruch, Sehnenverletzungen in Bein und Arm links.

Bei Transportunterbrechung wurde in einem Notlazarett Gipsverband an den Schultern angelegt. Dann Abtransport bei Bewußtlosigkeit, die, mehr oder minder tief, zwei bis drei Wochen anhielt.

Außer Schädelbruch wirkten die Beeinträchtigung des Hör- und Sehvermögens, Gleichgewichtsstörungen und die durch Facialislähmung verursachte Gesichtsdeformation, ebenso das in Winkelstellung versteifte Bein und der versteifte Arm erschütternd auf DRO. ein.

"Als ich da nun erkannte, wie's um mich stand, war die Enttäuschung natürlich groß. Da war's aus, da war ich kaputt. Was nun werden sollte, wußte ich überhaupt nicht. Bein kaputt, Arm zerstört und dann das Gesicht! Als ich mich im Spiegel sah, war ich sprachlos. Ich fragte den Arzt: 'das kann doch nicht so bleiben?' er beruhigte mich; durch die Behandlung würde es besser.

Wegen des Beines dachte ich: jetzt wirst du ein Wägelchen kriegen und zeitlebens damit herumfahren müssen. Ich hielt mich für erledigt. Das Schlimmste waren aber die Gleichgewichtsstörungen: wenn mich hier einer rief, hörte ich die Richtung nicht. Auch heute kann ich das noch nicht rauskriegen. Die anderen lachen immer, wenn ich mich nach allen Seiten umgucken muß."

Im Laufe der einjährigen Lazarettbehandlung gelang es, das Bein und zum wesentlichen Teil auch den Arm durch maschinelle Bewegungstherapie wieder voll funktionsfähig zu machen. Auch Elektrotherapie verminderte die Facialislähmung teilweise. DRO. wurde in eine Leichtkrankenabteilung verlegt und 1916 als wehruntauglich entlassen.

C. Der Orientierungsverlauf

"Solange ich mit anderen Körperbehinderten zusammen war, war's nicht so schlimm für mich. Die hatten selbst schwere Schäden, dadurch fühlte ich mich unter denen nicht gehemmt. Unter Fremden war das anders. Es war ein unangenehmes Gefühl: Gesicht entstellt, ein Auge tränkte - habe mich an eine Frau gar nicht mehr herangetraut. Ich trug mein eisernes Kreuz. Dadurch konnte jeder sehen, von was ich's habe. Daß es nicht meine eigene Schuld, kein angeborenes Leiden oder durch Schlägerei gekommen war."

Mit dem Bewußtsein, verunstaltet und in der Meinung, durch die Verwundung in den Möglichkeiten der Zukunftsgestaltung endgültig eingeschränkt zu sein, bei starken Schmerzanfällen und ei-

ner familiären Ratlosigkeit über die Zukunftsgestaltung, brachte DRO. zunächst einige Wochen im Elternhaus zu.

"Das war eine furchtbare Zeit. Nirgendwo fühlte ich mich sicher, immer meinte ich, es würde über meine furchtbare Visage geredet. Zu Hause war ich unleidlich. Ich war jähzornig, mein Gott, war ich jähzornig! Die geringste Kleinigkeit hat mich aufgeregt! Rechthaberisch! Ich habe mich gestritten: mit allen aus der Familie. Ich wollte nicht zu Hause bleiben, ganz abgesehen davon, daß meine Eltern mich nicht durchschleppen konnten. Aber ich hatte keine Stellung. Wie kriegst du eine? Es kam mir wegen der Kopfschmerzen auf eine Beschäftigung an, wo ich mich geistig nicht anzustrengen brauchte. An der kaufmännischen Arbeit hatte ich deswegen gar kein Interesse."

DRO. nahm mit einer Tätigkeit als Hoteldiener vorlieb, die ihm durch Bekannte vermittelt worden war: Reinigungsarbeiten und Gepäcktransport. Der finanzielle Ertrag stellte zufrieden. Jedoch fiel es DRO. schwer, sich mit dem sozialen Rang seiner neuen Tätigkeit abzufinden.

"Ich hätte mich am liebsten in die hintersten Winkel verkrochen. Die Leute behandelten einen wie den letzten Dreck. Aber mir war ja schließlich alles egal, ich mußte ja was tun."

DRO. dachte an einen baldigen Stellenwechsel. Briefträger bei der Post zu werden schien ihm sicherer und weniger deklassierend. Einen solchen Arbeitsplatz hatte er bereits in Aussicht.

Die Frau jedoch, die er in dieser Zeit kennenlernte, schwankte sehr, seinem Drängen zur Heirat nachzugeben. Eine Freundin, sagte sie zu DRO., habe ihr abgeraten, einen Briefträger zu heiraten, weil sie durch die schlechte finanzielle Lage während der Ehe mitverdienen müsse. DRO. gab aus diesen Gründen seine Absicht auf, bei der Post zu arbeiten. 1917 heiratete DRO. seine erste Frau.

"Bis dahin hatte ich mich nirgends wohlfühlt. Durch die Verheiratung hatte ich ein Heim, wußte, wo ich hingehörte. Da wurde es etwas anders. Das hat mir etwas Rückhalt gegeben. Das war viel wert, das hat mir geholfen. Meine Frau war auch nicht häßlich, da dachte ich: wenn du so eine Frau noch mitkriegst, kann es ja nicht so schlimm sein mit dir."

Als DRO. 1917 nach oberflächlicher Nachmusterung erneut wehrtauglich geschrieben und als Radmelder wieder zur Ausbildung eingezogen worden war, verweigerte er den Dienst. Er wurde vom Kasernenarzt als Simulant zur Fachuntersuchung überwiesen und endgültig für wehruntauglich befunden.

Anfang 1918 wurde er aus dem Wehrdienst entlassen mit der Verpflichtung, in der Rüstungsindustrie zu arbeiten. Nach einer Eignungsuntersuchung in einem Großbetrieb der Eisenindustrie stellte man ihm die Wahl frei zwischen einem Anlernberuf (Dre-

her, Schweißer, Schlosser) und einfacher Maschinenarbeit. DRO. absolvierte in Kürze seine Anlernzeit als Dreher und wurde Facharbeiter. 15 Jahre arbeitete er auf diesem Arbeitsplatz.

"Diese einfache Arbeit, die fast von selber lief und wo ich nicht viel zu tun brauchte, war für mich zunächst mal das Richtige. Die Rotation des Materials war ganz langsam und störte mich deswegen nicht."

"Dadurch, daß ich solange unter den Arbeitern war, habe ich mich so langsam wieder gefunden. Ich sah, daß ich gut nütze war, konnte mit der Zeit wieder richtig sprechen..."

Als Mitglied des Betriebsrates nahm er im Betrieb eine besondere Position ein, stellte sich den Belangen der Arbeitnehmer zur Verfügung, sobald es die sonstige Arbeit zuließ.

"Ich brauchte diese Kopfarbeit, die Dreherei lief fast von alleine, da konnte ich solche Aufgaben übernehmen."

Durch Erfolge bei derartiger Arbeit, geregelte berufliche und familiäre Gegebenheiten und die fortschreitende Normalisierung der Gesichtsdeformation verbesserte sich die Lage DROs. weiterhin. Der Gedanke an die Wiederaufnahme seines erlernten Berufs erhielt für ihn zunehmende Anziehungskraft.

"Immer nur einer in der blauen Jacke zu bleiben, gefiel mir nicht, ich wollte versuchen, wieder in meinem früheren Beruf tätig zu sein. Mir war klar, wenn das nicht ging, mußte ich eben wieder als Dreher zurück."

Anstoß gab schließlich eine Arbeitsüberlastung an der Drehbank im Zuge der Rationalisierung des Betriebes: die rasante Rotation des Drehmaterials an einer zweiten Bank, die DRO. nun neben der bisherigen zu bedienen hatte, war für ihn unerträglich:

"...machte mich wahnsinnig, konnte ich nicht aushalten."

Schwierigkeiten entstanden ihm durch die Machtübernahme der Nationalsozialisten. Verfolgungsmaßnahmen in dem bis 1933 von einem Juden geleiteten Betrieb richteten sich wegen seiner Gewerkschaftstätigkeit auch gegen DRO. Man stellte ihm die Bedingung zum sofortigen Eintritt in die nationalsozialistische Betriebsorganisation, wenn er auf Weiterbeschäftigung im Betrieb wert lege.

"14 Tage habe ich mit mir gekämpft. Man wollte mich entlassen. Meine Frau hat noch mit mir geredet. Daß ich da Heil-Hitler sagen sollte, das paßte mir nicht. Aber ich war doch schließlich wieder zu unglücklich, was zu unternehmen."

Wenig später kündigte DRO. sein Arbeitsverhältnis als Dreher und wurde vom Betriebsleiter in der Organisationsabteilung des Betriebes eingesetzt. Aufgabe: unproduktive Arbeit innerhalb eines Betriebssektors von 22 % auf 17 % herabzudrücken; in zwei Jahren setzte DRO. den Unproduktivitätsanteil auf 10 % herab.

1935 bot ihm die Betriebsleitung eine Stelle in der Lohnbuchhaltung an:

"Hier war ich in meinem Element. Das konnte ich bald wieder aus dem Ärmel schütteln."

1939 starb die Frau DROs. nach kurzer Krankheit. Die zu dieser Zeit noch nicht 20-jährige Tochter hatte bereits ein festes Arbeitsverhältnis als Büroangestellte. Sie übernahm die notwendigen Hausfrauenarbeiten. Mittags trafen sich die beiden Berufstätigen in einem Speiserestaurant. Zwischen ihnen bestand ein gutes Einvernehmen. DRO. maß den Regelungen und Anweisungen seiner Tochter, soweit sie die Haushaltsangelegenheiten betrafen, gebührende Bedeutung bei und ließ sie frei nach ihrem Ermessen handeln. Gelder, die er ohne Anstrengung ersparen konnte, ließ er, soweit er sie nicht für den geplanten Hausbau blockierte, ihrer Aussteuer zugute kommen.

1940 verwiesen staatliche Rüstungsmaßnahmen damalige Facharbeiter im Angestelltenverhältnis wieder an die Werkbank zurück. DRO. weigerte sich unter Hinweis auf seine Hirnverletzung. Die Alternativlösung, Ausbildung als technischer Angestellter und Kalkulator im Refasystem, wurde von ihm angenommen. Während des Refalehrgangs traten bereits größere Schwierigkeiten für ihn auf, stärkere und häufigere Kopfbeschwerden,

"daß ich oft meinte, abbrechen zu müssen. Aber ich habe mir gesagt: du mußt es fressen!"

Ein beträchtlich höherer Verdienst lockte. Er spezialisierte sich auf Refakalkulation in seinem früheren Tätigkeitsfeld als Dreher. Berufsneidische Hinterhältigkeiten strapazierten DRO. während der Kalkulationsarbeit außergewöhnlich:

"Ich konnte das einfach nicht aushalten. Da ist so manches Tintenfaß geflogen, weil ich nicht mehr an mich halten konnte. Dauernd mußte ich mich beim Chef durchsetzen. Oft habe ich in meinem Ärger gekündigt. Man ließ mich nicht gehen. Nach dem Krieg, das stand fest, wollte ich mich auf jeden Fall verändern."

Bei dieser Arbeit wirkten sich besonders nachteilig aus die starke Belastung durch hohen Arbeitsanfall und das Erfordernis einer immer neuen Beurteilung der Leistungsnormen im ständigen Produktionswechsel.

"Wenn alles am Schnürchen geht, ist's mir am wohlsten. Sobald eine Veränderung eintritt, ist's aus. Dann kommen Depressionen, Unlust, Kopfschmerzen und Schlaflosigkeit."

Diesen beruflichen Beschwerden stand ein gesteigerter Hang nach Zerstreuung und Belustigung gegenüber.

"Damals habe ich den wilden Mann gemacht. Ich war überall wo was los war. Getanzt habe ich wie ein junger Gott und Frauen hatte ich auch genug. Ich habe damals so alles nachgeholt, was ich bis dahin nicht er-

lebt hatte. Ich verdiente ja auch eine Menge Geld. Ich war fein angezogen, mit Melone und weißem Schal. Ich machte richtig so'n bißchen Lebemann."

Die Ratschläge seiner Tochter und anderer Verwandter, wieder zu heiraten, kamen DRO. jedoch nicht ungelegen. Ihm wurde eine um 15 Jahre jüngere Frau vermittelt, die DRO. 1943 heiratete. 1945 wurde seine zweite Tochter geboren.

Nach Kriegsende wurde die Familie aus Schlesien ausgewiesen. 1946 Zuweisung eines Wohnsitzes in Westdeutschland, Hunger, weder Möbel noch Hausgerät.

"Ich konnte mir die Blöße nicht geben: ich habe eine junge Frau und ein Kind, und ernähren kann ich sie nicht. Wohlfahrtsunterstützung kann ich nicht vertragen."

Wiederholte Bewerbungen als Kalkulator bei einem Großbetrieb der Eisenverarbeitung wurden abgelehnt, Grund: Alter.

Der erste Antrag DROs. auf eine amtliche Vermittlung in Arbeit wurde zurückgewiesen: DRO., dessen M. d. E. laut Rentenbescheid damals 50 % betrug, wurde vom Arbeitsamt zur Feststellung seiner Arbeitsunfähigkeit der Gesundheitsbehörde überwiesen, deren Untersuchung mit einer Festsetzung auf "100 % arbeitsunfähig" endete. Laut Verfügung des Landesarbeitsamtes durften Schwerbeschädigte nur dann in Arbeit vermittelt werden, wenn der Grad der Arbeitsunfähigkeit unter 66 2/3 % lag. Der Protest DROs., der im Sinne der finanziellen Sicherung seiner Familie Wert auf schnellste Vermittlung in eine passende Stellung legte, fruchtete nicht.

"...aber solch ein Widersinn war mir doch noch nicht vorgekommen: nach der Rente war ich 50 % und wenn es um Arbeit ging, war ich 100 % erwerbsunfähig. Aber man wollte mich auf diese Weise nur loswerden."

DRO. reichte daraufhin einen Verschlimmerungsantrag bei der Versorgungsbehörde ein mit dem Effekt der Anerkennung von 60 % M. d. E. Die Festsetzung der Gesundheitsbehörde auf 100 % wurde dadurch jedoch nicht aufgehoben. Mit seiner Familie befand er sich in einer Notlage.

"Ich hatte nichts. Ich konnte nicht herumliegen. Ich mußte was tun! Ich ging einfach in einen Laden für Annoncenwerbung, fragte nach Arbeit und da wurde ich eingestellt. Ich wollte hier auch bloß eine Übergangslösung haben, um mich auf geeignete Annoncen früh genug bewerben zu können."

Nach wenigen Wochen Kündigung wegen Bankrotts. Seine Bewerbung auf ein Zeitungsinserat als Versicherungsagent wurde angenommen. Er sah diese Tätigkeit als Notlösung an. Kassier-

arbeiten von Wohnungstür zu Wohnungstür. Fehlschläge hinsichtlich Versicherungsabschlüssen. Jagd nach Provision. Geringer Verdienst. Depressionen.

"Wochenlang lief und lag man herum, ehe man eine abgeschlossen hatte. Oft konnte ich einfach nicht mehr. Dann kamen diese Kopfschmerzen und ich drückte mich tagelang zu Hause herum. Es hat mich angekotzt, aber ich hatte ja nichts besseres."

1947 Aufbesserung als Bezirksvertreter, Aufregungen und Ärger über drei Untervertreter, die zur Deckung ihrer Schwarzmarktgeschäfte auf diesem Wege einen amtlichen Arbeitsnachweis gesucht hatten. Zur Erhöhung des Verdienstes übernahm DRO. zusätzlich eine Tauschvermittlung zwischen Bayern und dem Vertreterbezirk.

Die Frau DROs. half ihm nicht nur bei Arbeiten. Sie verstand es, ihn immer wieder aufzumuntern. Nach ihrer Übersicht über täglich wichtige Tätigkeiten und nach ihren Hinweisen setzte sich DRO. ein.

"Hätte ich meine Frau nicht gehabt, ich wäre kaputt gegangen. Ich war völlig apathisch und habe nur das getan, was meine Frau mir sagte."

1948 bewarb sich DRO. zur Erhöhung des Einkommens auf Anregung seiner Frau bei einem Adreßbuchverlag als Anzeigenwerber und wurde eingestellt. Werberaum etwa 50 km², Beförderungsmittel: Eisenbahn und Fahrrad. Einschulung in die Routine eines Vertreters. Erfolgslosigkeit bei mühevollen Reisen und Fahrten. Erhöhter Verbrauch von Narkotica. Die Arbeiten als Versicherungsagent wurden nebenbei, z. T. von seiner Frau, ausgeführt.

"Ich hätte lieber alles andere gemacht als diesen Dreck! Die Reiterei war viel zu anstrengend für mich. Auf dem Fahrrad wurde ich oft schwindlig und mußte zu Fuß umkehren. Wenn ich abgewiesen wurde, bin ich nach Hause gefahren und konnte nicht mehr. Das Schlimmste für mich war, daß ich die Leute belügen mußte, ihre Konkurrenz ausspielen mußte, obwohl das gar nicht stimmte, und das lag mir nicht. Aber die Provision war gut. Und sonst gab's ja nichts für mich."

Bei Neubeginn der Werbung nach Drucklegung des Adreßbuches 1951 weigerte sich DRO., den von ihm aufgeschlossenen Werberaum mitsamt dem Kundenstamm an den Hauptvertreter abzutreten, um einen neuen, industriearmen Raum zu übernehmen und kündigte.

"Der brauchte jetzt nur die Provision einzustreichen und ich konnte nichts mehr verdienen. Da lohnte sich die Anstrengung nicht mehr. Ich habe mich furchtbar geärgert und war vollkommen niedergedrückt. Meine Frau hat mir wieder was aufgeholfen. Aber ich wußte wirklich nicht mehr, was ich machen sollte."

Sogleich nach Bekanntwerden der Verfügung des Landesarbeitsamtes über die Notwendigkeit einer Vermittlung Hirnverletzter in Arbeit meldete sich DRO. wieder beim Arbeitsamt. Innerhalb von knapp eineinhalb Jahren wurden DRO. vier Stellen vorgeschlagen. Den Arbeitsplatz als Nachttankwart lehnte er wegen der Entfernung (20 km), des Nachtdienstes und vor allem Desinteresse an dieser Arbeit ab. Auch die Stelle als Betriebsleiter in einem Kleinbetrieb der Schraubenfabrikation, 25 km vom Wohnsitz DROs. entfernt, lehnte er ab; es wurde gewandte Kalkulation verlangt.

"Das war eine schöne Stelle. Ich habe mit dem Inhaber gesprochen, und er hätte mich eingestellt. Aber ich sah ein, daß die Arbeit zu schwer für mich war. Sechs Jahre war ich aus der Kalkulation heraus. Ich war zu alt, um die unruhige Arbeit zu tun. Täglich hätte ich zwei Stunden mit der Eisenbahn fahren müssen. Da muß man gesund sein und jahrelang drinstecken, um was leisten zu können. Wenn ich erst 30 oder 40 Jahre wäre, hätte ich vielleicht auch noch andere Ziele. Jetzt möchte ich mich aber so langsam zufrieden geben."

DRO. führte inzwischen Gelegenheitsarbeiten aus: Hilfe bei Umzügen, Botengänge, Plakatverteilung, Kartenverkauf bei kulturellen Veranstaltungen, Kartenkontrolle bei Vorführungen, Versicherungsabschlüsse, Kassierarbeiten, Holz-, Pilz-, Beeren-sammeln usw.

"So haben wir uns eben durchgeschlagen. Ich habe alles gemacht, was ich nur kriegen konnte. Was, war mir egal."

Der Bereitwilligkeit seiner Frau, Fabrikarbeit aufzunehmen, stellte er sich entgegen.

"Wenn ich die Wirtschaft führen soll, geht alles drunter und drüber. Meine Frau muß mich etwas umsorgen, sonst kann ich alles umso schlechter ertragen."

Mehrmals wurde die Familie durch Beihilfen der Sozialfürsorge unterstützt.

Anfang 1952 konnte DRO. eine Aufwandsentschädigung von 80,- Mark pro Monat bei der Geschäftsabwicklung in der Geschäftsstelle einer Kriegsofferorganisation verdienen. Währenddessen drängte er häufig bei der Kreisfürsorgestelle auf Vermittlung eines geeigneten Arbeitsplatzes. Durch das negative Anfangsergebnis seiner Bewerbung mißtraute er den Maßnahmen des Arbeitsamtes. Die Kreisfürsorgestelle versuchte die Vermittlung DROs. in Arbeit durch das Arbeitsamt zu beschleunigen. Hier war bereits ein Angebot an DRO. vorgesehen: er bewarb sich um eine Stelle als kaufmännischer Angestellter bei einer Lebensmittelgenossenschaft. Deren Stellungnahme ließ Wochen auf sich warten. Der ungeduldige DRO. ließ sich beim Arbeitsamt zur Annahme einer Pförtnerstelle in einem mittleren Textilbetrieb überreden. Die Arbeit, bei der er "den ganzen Tag in der Bude" habe

sitzen müssen, habe ihm jedoch nicht gefallen. DRO. folgte schließlich der Aufforderung der Lebensmittelgenossenschaft zu einer Leistungsprüfung und ragte mit seinem Ergebnis unter den sieben Bewerbern weitaus hervor. Nach der Kündigung der Pförtnerstelle konnte er sogleich mit seiner Arbeit als kaufmännischer Angestellter beginnen.

"Ich bin da sehr zufrieden. Die Arbeit gefällt mir, sie wird geschätzt und ist nicht besonders schwer für mich. Die Lösung von Rechenaufgaben fällt mir so zu, und mir tut so ein gewisses Gleichmaß der Arbeit gut. Außerdem verdiene ich gut und habe Aufstiegsmöglichkeiten."

Ende 1954 konnte die Familie, bis dahin behelfsmäßig untergebracht, eine Wohnung mit zwei Zimmern und Küche beziehen. Öfter kommt zum Besuch: die älteste Tochter DROs., Schwiegersohn und Enkel. DRO. spielt gern mit dem jungen Ehepaar Skat. Verwandte und alte Bekannte aus der früheren Heimat sind bei DROs. gerne gesehen.

Nach wie vor ist die Frau DROs. die Kraft, die den Tagesablauf regelt. Ihr Urteil über irgendwelche Geschehnisse und Vorhaben ist für DRO. letztlich maßgebend.

"Eine Frau hat's nicht leicht, mit einem Hirnverletzten zusammenzuleben. Wenn's bei mir nicht stimmt, ist sie ebenso beunruhigt. Wir nehmen beide Beruhigungs- und Schlaftabletten, sie fast noch mehr als ich. Wenn ich eine schlechte Ehe führen würde, wär's nicht auszudenken. Manchmal bin ich wirklich lustlos. Nicht von wegen meiner Arbeit. Das mach ich gern. Aber sonst weiß ich manchmal nicht, was ich machen soll. Wenn ich meine Frau und meine kleine Tochter nicht hätte, die mich dann immer wieder aufmuntern, wär's schlimm."

D. Nacherhebung 1956

Die berufliche Stellung DROs. als kaufmännischer Angestellter hat sich zwar gefestigt, jedoch ist DRO., so sehr er auch immer wieder vom Leiter der Vertriebsfiliale gelobt wird und für seine Arbeit Anerkennung findet, ungehalten über das Ausbleiben einer seinen Leistungen angemessenen Gehaltserhöhung. Bisher hat er sich noch nicht zu einer Rücksprache mit seinem Vorgesetzten entschließen können.

"Ich kann das nicht, hingehen und betteln. Er sieht doch, daß ich mehr leiste als andere, die nichts da machen, als herumsitzen und die auch nichts können. Aber schmieren können sie und damit erreichen sie es. Was nützt es mir, wenn der Chef immer wieder sagt: 'DRO., Sie sind bald der Einzige, auf den man sich verlassen kann.'? Wenn der das doch sieht, müßte er mein Gehalt auch dem der Anderen angleichen."

Die Kopfschmerzen und kleinen Anfälle beeinträchtigen ihn nach wie vor.

Im Familiengefüge hat sich nichts geändert. Die Eltern haben

sehr viel Freude an ihrer jetzt 11-jährigen Tochter. Wegen ausgezeichneten Schulleistungen hatte ihr Lehrer dem Elternpaar empfohlen, dem Kind höhere Schulbildung zukommen zu lassen. DRO. überlegte anders:

"Mir wär's am liebsten, wenn meine Tochter so schnell wie möglich auf eigenen Füßen steht. Mir kann was passieren und da soll meine Frau nicht dastehen und sich noch abschinden. Auch so: wenn meine Tochter mal so weit ist, denke ich, daß ich mich mit meiner Frau so durchschlagen kann, wenn's bei mir mit dem Arbeiten nicht mehr geht. Ich denke ja nicht so in die Zukunft. Ich denke immer noch, daß ich in den Sielen sterbe. Meine Frau kriegt dann mehr, als ich jetzt für meine Familie kriegte, wenn ich nicht arbeiten würde. Darum ist es besser, wenn meine Tochter bald einen festen Abschluß hat. Sie soll mal, wenn sie weiter gut bleibt, auf die Handelsschule gehen."

Aus diesem Beispiel ist, insgesamt gesehen, zu entnehmen, daß das Sicherheitsbedürfnis in einer Situation der Niederlage die Bereitschaft zum schnellen Kompromiß auftreten läßt. Auf diese Weise kann eine Ausgangsbasis errungen werden, die dem Behinderten gleichsam ein seelisches Existenzminimum garantiert. Sie wird unter allen Umständen zu erhalten versucht. Eine mehr oder minder ausgedehnte Gewöhnungszeit führt dann zumeist zu einer Stabilisierung des Lageschemas und in einzelnen Fällen zu neuen Ansätzen der Persönlichkeitsentfaltung. Der Verlust der stabilisierenden Faktoren führt dagegen zu erneuter Desorientierung des Lageschemas.

Dieses Beispiel gibt ferner Aufschluß über seelische Komponenten, die dem bekannten Phänomen der "Betriebstreue" des Körperbehinderten zugrunde liegen.

b) Ungeordnete Aktivität

In der stark desorientierten Gesamtsituation bleibt eine zweite, wesentlich kleinere Gruppe von Fällen während eines langen Zeitabschnitts nach Eintritt der Behinderung ständig auf der Suche nach "dem Eigentlichen", nach der größeren Entfaltungsmöglichkeit oder nach der beruflichen Verbesserung. Die Haltung ist ambitendent: ein Aktionsbedürfnis ist permanent unterwegs die innere Instabilität auszugleichen, wird jedoch vor dem Wagnis, möglicherweise Niederlagen in Kauf zu nehmen, gehemmt. Statt dessen bemühen sich diese Fälle in einer Reihe von Ersatzbefriedigungen, die auf eingeschliffenen Bahnen schnell herbeigeführt werden können. Der Ersatzcharakter dieser Befriedigungsmöglichkeiten wird jedoch deutlich erlebt, als eine unvollkommene, lediglich zufällige Gelegenheit empfunden. Der Kern innerer Ungewißheit bleibt durch diese Weisen funktionalen Wirkens jedoch

erhalten. Es handelt sich hier vor allem um beratende Funktionen, ehrenamtliche Betätigungen und um Übernahme bestätigender Arbeiten.

Im Vertrauen auf Regelungen, die der Lösung der neu entstandenen Lage ohne eigenes Zutun entgegenkommen, kann BER. sogleich nach Abschluß der stationären Behandlung mit der Neuorientierung beginnen. Nach der Vertreibung kommt die innere Desorientierung jedoch stark zum Ausbruch. Durch Eheschließung sichert er hier zunächst seine materielle Existenzfähigkeit. Diese Grundlage entbindet ihn von dem Zwang, sich sogleich mit einem im Niveau zwar niedrigen, aber dennoch neue Möglichkeiten eröffnenden Arbeitsplatz abzufinden. Statt dessen übernimmt er ehrenamtliche Funktionen in einer Kriegsofferorganisation, im Gemeinderat, in der Schulpflegschaft.

Ein Beispiel von der Eigenart dieser Fälle, in ihrem irritierten Suchen nach Stabilität die zufällig sich bietende Chance für eine Lösung der Zukunftsprobleme zu erwarten, bietet auch ORT., der jedoch mit zunächst auftretenden Anzeichen von "Hospitalitis" einer anderen Gruppe zugeordnet wurde. Nach Abschluß der stationären Behandlung befaßt sich ORT. vier Jahre mit dem Gedanken, künstlerisch tätig zu werden, führt eine Fülle von Tätigkeiten wie Malen, Schriftstellern etc. aus, um endlich als Hochbautechniker mit beruflicher Arbeit zu beginnen.

Die besondere Furcht dieser Fälle vor einer inneren Niederlage infolge ernsthafter Konfrontation mit der Umwelt tritt gerade bei ORT. besonders deutlich hervor.

Bei GAN., für den sich die Bedeutsamkeitsaspekte nach Eintritt der Kinderlähmung in noch weit stärkerem Maße als bei ORT. und im völligen Gegensatz zu dem ebenso schwer betroffenen KER. auf die Wiederherstellung des Körperschemas verlagern - ein Befund, auf den hier nicht näher eingegangen werden kann -, tritt die diesen Fällen eigene Egozentrizität besonders in den Vordergrund. Die von außen, von der Umwelt an ihn herangetragenen, vielartigen Maßnahmen werden von ihm in den Mittelpunkt seines bisherigen Lebensablaufs gestellt. Eigentliche Arbeit wird nur unter der schützenden und helfenden Vermittlung des Vaters für ihn möglich, ohne ihn allerdings zu befriedigen und seine Lage innerlich zu stabilisieren.

Auch bei den Fällen DAM. und MUK. findet die Phase des konfuse Suchens nach Ersatzlösungen durch eine berufliche Kompromißlösung ihren Abschluß. Bei beiden läßt sich der aus der Desorientierung des Lageschemas hervorgehende, häufige Richtungswechsel ihrer Stabilisationsbemühungen deutlich verfolgen.

In einer ausgeprägten Unsicherheit, die sofort nach Eintritt der Behinderung einsetzt, gibt MUK. erste Versuche eines Neuanfangs in seinem früheren Beruf auf und begnügt sich stark re-

signierend, verbittert und unbefriedigt, zunächst mit der deklamierenden Tätigkeit eines Zeitungsboten. Ehrenamtliche Funktionen und die damit verbundenen Erfolge vergrößern die innere Spannung zwischen den erstrebten und tatsächlich erreichten Zielen, ohne allerdings genügend Rückhalt für eine aktive Bemühung um die Veränderung der Lage zu geben.

DAM. ist dagegen, bei einer gleichartigen Aktivität nach verschiedenen Richtungen hin, außerordentlich auf die Aufrechterhaltung des Anspruchsniveaus bedacht. Selbst als er die Universität zur Übernahme einer beruflichen Position als wissenschaftlicher Angestellter verläßt, verlagert er den Abschluß des Studiums in die Zukunft. Dies zeigt im einzelnen die folgende Fallstudie.

Fallstudie DAM.

Geboren: 1924

früherer Beruf: Schüler

heutiger Beruf: Student

M. d. E.: 100 %

Ursache: Amputation des linken Oberschenkels, Vollversteifung des rechten Ellenbogens in rechtwinkliger Stellung, Halbversteifung des linken Schulterblattgelenks, Atrophie des Armes und Minderung der Kraft in der linken Hand, leichte Fingernervenlähmung links.

Auswirkung: Eine Oberschenkelprothese ermöglicht DAM. heute ein sicheres Gehen auch über weitere Strecken. Er beläßt beim Vorwärtsbewegen bei rechtsseitiger Stockstütze das Körpergewicht möglichst auf dem rechten Bein. Dadurch wird das Kunstbein etwas nachgezogen. Treppengang einstufig. Die Schulter und Armbehinderung fällt nur bei aufmerksamer Beobachtung ins Auge.

Vorgang der Erhebung: Zur Durchführung der Erhebung (Anfang 1954) lud DAM. in sein Studentenzimmer ein. Im Verlauf von 3 Sitzungen mit rund 15 Stunden übertrug er seine Lebensgeschichte: es schien, als suche er mit seinem breit und fließend gegebenen Bericht selbst eine Erklärung für seine heutige Situation.

Die Sitzungen wurden zweimal unterbrochen von Bekannten DAMs., die bei ihm Ratschläge für bestimmte Handlungen einholten. Näheres darüber findet sich im folgenden.

A. Elterliche Familie und Verlauf der Jugend

Der Vater DAMs., Volksschulrektor in einem Dorf von etwa 3 000 Einwohnern (Industrie), war bemüht, innerhalb der Einwirkungen des Nationalsozialismus in Beruf und Alltagsleben eine Familie von traditionellem katholischen Gepräge und Ideengut zu erhalten. Oppositionelles Verhalten gegen behördlich-parteiliche Verfügungen gefährdeten ihn in seiner beruflichen Position. Trotzdem setzte er sich in Schule und Familie immer wieder "mit patriarchalischer Strenge für seine Prinzipien: Ordnung und Pflichterfüllung" ein. Seine Stellung als Volksschulrektor erschien ihm gering. Als Sohn einer einheimischen kinderreichen Bauernfamilie war sein Wunsch, Jurist zu werden, aus finanziellen Gründen nicht realisierbar gewesen. DAM.:

"Wenn er auch seinen Beruf sehr liebte; richtig froh ist er nie gewesen, hat immer Angst um sich verbreitet, war dann aber wieder, z.B. zu Weihnachten, ein recht weicher Mensch."

Sonst entzog ihn der Beruf bei streng ablaufendem Haushalt hauptsächlich der Familie.

"Meine Mutter hat unter der mangelnden Zärtlichkeit sehr gelitten. Sie betonte dafür umso mehr das Häusliche. Schon früher war ich kritisch dagegen eingestellt."

Die Bedrohung durch staatspolitische Maßnahmen belasteten die Familie schwer. Bei seinem Tode 1940 habe der Vater kurz vor seiner Relegation gestanden:

"Ich selbst sah die Fragwürdigkeit der Nazis auch."

1932 bewirkte eine Bauchfellentzündung und -operation eine bleibende körperliche Schwäche bei DAM., die sich erst mit 15 Jahren (1939) ausglich. Seine Mitschüler hänselten ihn mit dem Spitznamen "Kirchhofsfigürchen". Eine derartige Ausgesetztheit habe ihn "gerade als Sohn des Rektors" sehr betroffen. Er habe "mit Geistigem kompensiert: ironische Spitzen konnte ich auch damals schon geben."

Von 1935-42 besuchte DAM. die Oberschule.

"Mein Vater machte mir Dampf, nur mit den besten Zeugnissen nach Hause zu kommen. Sonst kriegte ich den tollsten Tanz."

Mit dem Tod des Vaters verschlechterten sich die Schulleistungen DAMs.

"Ich hatte keine Lust mehr; zum ersten Mal wurde es mir deutlicher, daß es mit der bürgerlichen Ordnung nicht stimmte. Ich opponierte gegen die streng katholische Erziehung, empfand sie als beengend und schulmeisternd. Mein Elternhaus war prüde und bigott, lebte streng im patriarchalischen Geist und bürgerlichem Leistungswillen. Gott, Kaiser, Vaterland, Familie, katholische Kirche: das waren die Drehscheiben. Mein Vater gegen Hitler im Zwist zwischen Beamtenpflicht und

Abscheu: ein Zentrumsmann, prokaiserlich und heroenverehrend. Meine Mutter in unterwürfiger Liebestoleranz, die auf jede Geltung ihres Wollens verzichtete. Dadurch habe ich die Grunderfahrung begrenzter menschlicher Natur bekommen. Mein ganzer Lebensweg bisher ist nichts anderes gewesen als: Herauskommen aus dieser Welt, diesen Denkvorstellungen einschließlich der Liebestoleranz meiner Mutter. Das ist eine Situation, in der ich heute noch stehe: wie komme ich zu mir selbst, zu freien Kräften im Kampf gegen diese Denkschemen, diese Naivität, Vereinfachungen, enge Geordnetheiten. Das sind Dinge, die auch auf spätere Zeit übergreifen. Aber das liegt ja alles damals schon drin."

Gute Schulleistungen bis zum Tod des Vaters. Dann als Betreuer einem KLV-Transport mitgegeben. Er wurde als Lagerleiter mehrmals in schwierigen KLV-Lagern eingesetzt. Er hebt die Befriedigung über den erfolgreichen Einfluß "auf schwierige Typen und Asoziale" hervor.

"Ich bekam zum ersten Mal ein Selbstgefühl, indem ich meine Kontaktstärke und meine Fähigkeit, mit Menschen umzugehen, gewahr wurde."

Nach der Rückkehr 1941 war DAM. der Schule entwöhnt.

"... war für mich unwichtig geworden. Mitschüler mit Tanzkränchenanschauung, die Klassenarbeiten wichtig nehmen und sowas, waren mir fremd."

DAM. sah die Möglichkeit, seine Erfolge als Lagerleiter beim Wehrdienst fortzusetzen. 1942 Einberufung, Reifevermerk, nach 1 1/2 Jahren Leutnant.

"Ob Kaiser oder Hitler: mir ging es um Deutschland, darum, den Krieg zu gewinnen. Mit Absicht stand ich immer vorn im Einsatz, um mir als Sohn eines Beamten oder Geldverdieners nicht den Anschein als Privilegienbesitzer zu geben. Ich hatte Freude, Verantwortung zu übernehmen. Stoßtruppunternehmen waren meine Spezialität. Obendrein aber pochte ich auf soldatische Sauberkeit und habe eine ziemliche Überheblichkeit als Deutscher und als Mensch über andere an den Tag gelegt."

B. Lazarettssituation

"Es ist charakteristisch für meine ganze Lazarettzeit, daß sie dauernd durch irgendwelche Einwirkungen gestört wurde. Es war irgendwie unheilvoll, daß eine anhaltende Spezialbehandlung lange Zeit immer entweder durch fehlende Mittel nicht möglich war oder wegen Frontnähe abgebrochen werden mußte. Dadurch kam es zu Verschlimmerungen, die sonst nicht eingetreten wären."

Im Dezember 1944 im Nahkampf von einer Maschinenpistolengarbe mit Bleimantelgeschossen schwer verwundet. Schußbrüche links im Kniegelenk, Oberschenkel und Ellenbogengelenk, Durchschüsse links im Schulterblatt und Unterarm.

Drei Monate mit Vollgips an Beinen und linkem Arm wegen Transportunfähigkeit im Frontlazarett. Nach zwei Wochen Entzündung im Ellenbogengelenk: Gelenkresektion. Auf die Aufklärungen des Arztes, die Amputation beider Extremitäten links sei wahrscheinlich unvermeidlich, antwortete DAM.:

"Mir ist sowieso alles egal, es ist ja doch jetzt alles vorbei."

Die Glieder konnten jedoch trotz anhaltend hohem Fieber und starker Eitersekretion erhalten werden. Schnelle Granulation, häufige Eingriffe zwecks Drainierung.

Im März 1945 mußte Rücktransport wegen sofortigen Fieberanstiegs unterbrochen werden. Einmonatige Behandlung mit Pronosilinjektionen, Fieberfall, Verheilung der Unterarm- und Ellenbogenwunden. DAM. rechnete nun auch mit einer wesentlichen Besserung der Beinverwundung. Er drang auf sachgemäße Behandlungsmöglichkeiten.

Rückverlegung im April 1945 in Kriegslazarett, Gipsentfernung; Beinverkürzung von 10 cm, völlige Versteifung.

"Das kam durch die umständehalber unsachgemäße Behandlung. Man entwarf also einen Plan über die zukünftige Therapie. Mir war's recht. Ich wollte, daß der Haxen soweit wie möglich wieder in Ordnung kam. Aber die Operation, die sieben Stunden dauerte, brachte mich an den Rand des Grabes."

Bei Operation mit Refrakturierung wurde verkapselter Schußkanal mit infiziertem Blut geöffnet. Außerdem Kollaps während Narkose. Nach zwei Tagen Gesamtinfektion des Beines, erneute Op. zur Drainierung, starker Blutverlust, zwölf Transfusionen, künstliche Ernährung wegen Nahrungsverweigerung, Strophantininjektionen.

"Der Arzt war arm dran mit mir. Er wußte nicht was er tun sollte."

Nach wenigen Tagen zwangsweise Rücktransport, sofortiger Fieberanstieg auf über 41 Grad, Transportunterbrechung und Einlieferung in Behelfslazarett, operativer Eingriff zur neuen Drainierung, mehrere Inzisionen zur Verhinderung von Granulationen.

Im Mai 1945 in amerikanische Gefangenschaft. Von nun an habe er sich endlich in Ruhe auf eine Dauerbehandlung richten können. Operativer Eingriff ohne Narkose zur vollen Streckung des Beines.

"Das war eine fürchterliche Sache. Ich weiß noch, ich dachte, jetzt sterbe ich. So gebrüllt habe ich noch nie in meinem Leben. Das ging gegen meinen Stolz, aber ich konnte nicht anders. Ich habe mich geschämt, nachher noch lange, und heute ist mir bei dem Gedanken daran noch nicht wohl zumute. Ich konnte aber nicht dagegen an."

Nach wenigen Tagen Feststellungen einer Osteomyelitis im Oberschenkel. Wegen damals noch akuter Armnervenlähmung wird Rettung des Beines versucht; operativer Eingriff mit scharfem

Löffel und Meißel in Abständen von zwei bis drei Wochen. Gute Besserung.

Im Sept. 1945 Rücktransport nach Deutschland. In sechs Operationen Entfernung von infiziertem Callus. Verheilung bis auf zwei kleine Fisteln. Im Jan. 1946 Lazarettverlegung. DAM. teilte seiner Mutter die katastrophale Ernährungslage und seinen Gewichtsstand von 87 Pfund mit.

"Da wurde es meiner Mutter zu bunt! Sie holte mich nach Hause."

DAM. wurde als Bettlägriger entlassen mit sieben Zentimeter Beinverkürzung, Spitzfuß, Peroneuslähmung und versteiftem Wackelknie. Er wurde vom Hausarzt weiter behandelt.

C. Der Orientierungsverlauf

"Ich mußte ganz von vorne anfangen. Es war furchtbar anstrengend und vor allem langwierig, sich nur wenige Meter fortzubewegen. Einen einigermaßen festen Stand hatte ich noch lange nicht. Eine Krücke, Tische, Stühle und Wände mußte ich haben, sonst ging nichts. Mit der Zeit wurde es besser, eingeübt: hier den Tisch, da den Stuhl, dort an die Wand und ich war am Schrank. Aber immer wieder mußte ich sofort völlig erschöpft ins Bett zurück."

Die ersten Gehversuche begann DAM. Mitte 1946. Ende des Jahres konnte er sich immer noch erst notdürftig in der Wohnung bewegen.

"Mit und mit kam eine immer größere Zeitangst, eine Zeitpanik bei nahe, in mir auf, eine dauernde Unruhe; alle kommen weiter, ich komme nicht von der Stelle."

Um eine geradlinige Übungsstrecke zu haben, erste Gehversuche auf der Straße, Anfang 1947.

"Mich überfiel Platzangst, wenn ich auf die freie Straße kam, die vier Zimmerwände nicht mehr um mich hatte. Das war mir furchtbar, wie eine Schnecke daherzukriechen - eine schiefe Figur - jeden Moment kann etwas passieren - durch dich können Stockungen entstehen - fall bloß nicht hin - du mußt aufpassen! du mußt aufpassen! Auch heute habe ich noch damit zu tun, besonders in großen Sälen und auf freien Plätzen, an Kreuzungen und bei großen Menschenmassen. Dann kommt irgendwie ein Schwindelgefühl. Ich möchte schnell weg und muß mich gewaltsam beherrschen, daß ich achte auf das Nächstliegende. Das hängt mit den Nerven zusammen und eine seelische Sache ist es wohl auch.

Nach monatelangem intensivem Üben gelang es DAM., wichtige Ortsstellen allein zu erreichen und zurückzukehren. Die langsamen Fortschritte ermutigten ihn, für seine Zukunft endlich etwas zu realisieren. Dabei war jedoch die Befürchtung, zurück und anderen gegenüber im Nachteil zu bleiben, ebenso ausschlaggebend. Ein Philologiestudium war geplant. Seine Mutter riet ihm

dazu und wurde darin von Verwandten und Bekannten unterstützt. Er sträubte sich. Schließlich gab er dem Drängen seiner Mutter nach:

"Ich habe immer pädagogische Fähigkeiten gehabt. Aber weil ich die gedrückte Atmosphäre von zu Hause kannte, wollte ich nicht Lehrer werden. Aber ich wollte nun endlich mal wieder hinein ins Leben. Ich war bald 23 Jahre, wollte unbedingt in etwas hinein. Ich mußte ja schließlich mit mir weiter kommen. Studieren wollte ich auf jeden Fall."

Die Mutter sparte nicht mit Anregungen über seine berufliche Zukunft. Man beschloß, die Immatrikulation einzuleiten; DAM. sollte weiterhin vornehmlich zu Hause betreut werden und dort auch für das Studium arbeiten. Der Leitgedanke war: "mit der Immatrikulation sind wir schon einmal einen Schritt weiter."

Seine Bewerbungen an drei Universitäten wurden wegen des allgemein annullierten Reifevermerks abgelehnt. Bei der persönlichen Vorsprache bei einem Prorektor erreichte DAM. auch mit seinen Gründen nichts, durch sein Alter, seine Verwundung und den dadurch bedingten Erfahrungsvorsprung sei ihm der Rückschritt auf die Schulbank besonders schwierig. Die Verweigerung einer besonderen Regelung enttäuschte ihn; man habe sich nicht in seine Lage hineinendenken wollen und nicht respektiert, daß er für die Allgemeinheit nicht nur eine Behinderung auf sich genommen, sondern auch noch Jahre verloren habe. Er gab jedoch der Zurechtweisung, daß seine Verwundung nicht das Abitur ersetzen könne, nach, trat verspätet einem Sonderlehrgang bei und legte im März 1948 die Reifeprüfung ab. Seine sehr gute Deutschprüfung brachte ihn endgültig zu dem Entschluß, Germanistik zu studieren.

Der Bürgermeister zog DAM. anläßlich seines Antrages auf Befreiung von Schulgeldpflichten in einem Verhör wegen seines ehemaligen Reserveoffiziersranges zur Verantwortung, ein Vorfall, "der mich damals sehr in Wut brachte."

"Es ist überhaupt in meiner Lebensgeschichte nicht unwichtig, erfahren zu haben, daß es immer wieder Leute gibt, die sich in mein Leben einmischen, ohne die geringste Ahnung von meiner Lage und meinem Willen zu haben. Die dann als irgendeine im Gewoge der Zeit hochgeschwämmte und bornierte Instanz sich das Recht anmassen, über mein Leben ein Urteil zu fällen. Wir haben doch damals nichts anderes getan, als unsere Knochen kaputt machen zu lassen. Und das ist dann in den Augen der Heimsoldaten noch amoralisch gehandelt. Wir waren ja damals eigentlich das Ritterliche und haben es durchgelebt. Kaum einer macht sich heute Gedanken darüber."

Andererseits fand DAM. bei seinem Schuldirektor Anerkennung, Unterstützung und Verständnis.

"Seine Humanitas und Freiheitsauffassung, sein Vertrauen in meine Urteilsfähigkeit haben mir viel bedeutet."

In der Schule und in Gesprächen mit Verwandten und Bekannten konnte DAM. oft mit seinen Meinungen überzeugen, seine Stellungnahmen wurden gesucht und beachtet. Er hörte, daß er talentiert sei und daß aus ihm "noch etwas werden" müsse. Dadurch sah er sich mehr und mehr in einer Situation, in der von außen her der Anspruch besonderer zukünftiger Leistungen an ihn gestellt wurde, dem er seinerseits aber möglicherweise noch nicht einmal zum Teil entsprechen könne. Seine Zukunftsungewißheit, dauernde Beschwerden am Bein und erfolglose ärztliche Bemühungen, seine Schwierigkeiten bei der Fortbewegung und die damit verbundene Exponiertheit nach außen ließen Spannungen aufkommen. Sie trugen sich vor allem der Mutter gegenüber aus, manchmal in Wutausbrüchen, durchweg aber in heftiger Abwehr von Erwartungen über seine Zukunft, die man ohne Rücksicht auf seine individuelle Lage aufgestellt habe. Der Krieg sei verloren, seine Welt sei völlig verändert, er müsse neu anfangen und dazu brauche er Zeit. Sie, seine Mutter, lebe mit in der allgemeinen "Unwirklichkeit, so zu tun, als ob nichts geschehen wäre und wieder unmittelbar da anzufangen, wo man vor Jahren aufgehört" habe. Zeitweilig, bei schlecht oder garnicht bewältigten Aufgaben in der Schule oder bei sonstigen Konfrontationen, fiel er in Depressionen, legte sich mehrere Tage ins Bett und bekannte, er sei ein Versager und werde "nie mehr ins Leben zurückfinden". Die Mutter half sich mit der Antwort, sie sei nicht für seine Verwundung verantwortlich, er hätte sich "als Soldat mehr drücken sollen".

"Ich war vollkommen aus der Bahn geworfen. Panik und Ausweglosigkeit war das! Man möchte sich am liebsten in ein Loch verkriechen und sieht andererseits, daß man leben muß, und sich den Dingen nicht entziehen kann. Dabei verspürte ich einen dauernden Drang zum Tätigsein, ohne zu wissen wo oder was. Schon früher hatte man über mich gesprochen: er kann alles, er ist so gut talentiert usw. Alles Verzin-
sung der Anlagen. Man erregte Hoffnungen und so wurde man in Verpflichtung gesetzt, die Hoffnungen zu erfüllen, und hatte Angst, sie zu enttäuschen."

Zu diesen Orientierungsschwierigkeiten kamen finanzielle Probleme ("nervenaufpeitschende Sorge"). DAM. suchte dieser Drucksituation beizukommen, indem er einen direkten Übergang von der Schule zur Universität im März 1948 vermied.

Er erklärte sich nach langem Drängen von Bekannten schließlich bereit, die örtliche Volkshochschule zwischenzeitlich zu übernehmen und in Deutsch, Lebens- und Staatsbürgerkunde zu unterrichten.

"Ich bin da hineinbugsiert worden. Ich hatte viel zu viel mit mir selbst zu tun, um von selbst darauf zu kommen, daß ich mich doch betätigen könnte. Es ging gut, das kann man heute wohl sagen. Die Volkshochschule begann zu florieren, als ich sie leitete."

Besonders habe er sich gefreut, mit den aus derartigen Arbeiten gewonnenen Einkünften seine Mutter von finanziellen Sorgen befreien zu können.

Diese Arbeit war nur als Zwischenlösung gedacht. DAM. richtete sich darauf ein, zum Wintersemester 1948/49 zu immatrikulieren. Eine feste Rente von 100. -- DM bot ihm seit der Währungsreform weitgehend finanzielle Unabhängigkeit von zu Hause.

Die Mutter hatte immer wieder auf die Gesicherheit und Solidität des Beamtenstandes hingewiesen und DAM. fügte sich schließlich unter dem Einfluß seines Schuldirektors (zur Mutter: "nach dem Staatsexamen kann er ja immer noch weiterkommen") ihrem Drängen, Philologie zu studieren. Er belegte in den Studienfächern Deutsch, Englisch und Französisch.

"Die Anfangsjahre meines Studiums verliefen unter ungünstigsten Voraussetzungen. Immer gab es Störungen, die mich zwangen, zu unterbrechen oder aufzugeben. Nichts klappte. Ich war einfachen Lebensumständen nicht gewachsen."

DAM. bewohnte eine schwer heizbare Souterrainküche. Seine Versuche zur Verbesserung der Wohnverhältnisse gelangen nicht. Zunächst fand er sich mit den Vertröstungen der Ämter ab. Bei der Erfolglosigkeit aller Verbesserungsbestrebungen stellte sich jedoch eine konstante und jede Aktion bestimmende Unzufriedenheit ein. Ratschlägen anderer, er werde sich durch übliches, nachhaltiges Drängen vor Amtsstellen durchsetzen können, kam er nicht nach.

"Ich ärgerte mich oft furchtbar, als es mir eindeutig wurde, daß man einen Beschädigten und einen Gesunden eben nicht überall unter den gleichen Voraussetzungen leben lassen und behandeln kann, sondern daß man dem Beschädigten irgendwie entgegenkommen muß: mir war es nicht gegeben, mich entsprechend auszudrücken und zu drängen und zu bitten, auch aus einem gewissen Stolz, nicht bemitleidet zu werden, obwohl es furchtbar hart für mich war, mich ohne Berücksichtigung einfach abfinden zu müssen. Das Blödsinnige ist, daß man immer sein Recht vertreten muß. Ich dachte zuerst, alles mir rechtlich Zustehende werde von selbst geregelt. Statt dessen stand man immer vor einer Wand, mußte ewig Anträge stellen, immer wieder bitten, bitten, bitten! - ekelhaft! Da sträubte sich etwas in mir: man scheut sich doch, immer wieder mit Ansprüchen vorzukommen."

Völlig neue Aufgaben, zu Hause bisher nicht gestellt, belasteten DAM. auf das Stärkste. Einfachen, notwendigen Selbstverständlichkeiten üblicher Alltagsbewältigung sah er sich nicht gewachsen.

"Auf der Treppe, beim Essen, beim Einkaufen, Laufen, in der Straßenbahn usw.: überall war man benachteiligt, man konnte nicht mehr aus sich heraus, man hatte endgültige Fesseln. Da ging einem auf, daß man mit seiner Verwundung schwer angeschlagen war, daß man überall ver-

sagte, sei es bei der Beschaffung von Heizstoff, beim Gepäcktragen, bei Zeitmangel oder sei es bei der nervlichen Belastung, weil man glaubte, mit diesen Schwierigkeiten auf die Dauer nicht fertig zu werden. Wenn ich zu Hause war, war ich wie ohnmächtig."

Bei dieser Überforderung sei ihm weder Zeit noch Kraft verblieben, sich über Möglichkeiten zu informieren, um am gesellschaftlichen Geschehen, etwa kultureller oder politischer Art, teilzunehmen. Er isolierte sich nach den Vorlesungen, deren Besuch ihn viel Überwindung kostete, in seinem Zimmer, "völlig verbiestert, voller Resignation und körperlich überlastet."

Die Erfahrung des Studiengangs im ausgewählten Fach führte von Anfang an zur Enttäuschung. Eine Reihe von belegten Vorlesungen überflutete ihn völlig. Er mied die Seminarräume wegen der Überfüllung und aus der Befürchtung, mit den Räumlichkeiten, Bibliothek etc., körperlich nicht fertig zu werden. Er scheute es, sich den Beobachtungen anderer auszusetzen. Dadurch war ihm eine nachgehende Bemühung um die Anregungen aus den Vorlesungen unmöglich. Unter dem Druck dieser Schwierigkeiten vieler Anfangssemester, in den Fachapparat nicht einbezogen zu sein, begann er eigene Arbeiten in seinem Zimmer. Von der Altgermanistik, -anglistik und -romanistik ausgehend griff er Sprachprobleme auf und hatte das Interesse, sie bis zum Indogermanischen zurückzuverfolgen.

"Mehr aber als das ganze Studium interessierte mich die Tatsache des verlorenen Krieges, der völkischen Ehrlosigkeit. Ich fühlte nach den ersten Wochen etwas wie einen Bruch darüber, was mir auf der Universität geboten wurde und was ich wollte. Erzanliegen war für mich die Herstellung einer persönlichen inneren Ordnung, die ich durch das Studium nicht gewinnen konnte."

Im März 1949 Ausbruch der Osteomyelitis. Fünf Monate stationäre Behandlung, zwei Operationen. Arzt empfahl Amputation. Seine Mutter dagegen: "Du mußt das Bein behalten."

"Auch ich konnte mich, im Mißtrauen gegen den Arzt und weil ich jahrelang um mein Bein gekämpft hatte, nicht in eine Amputation schicken."

Entlassung August 1949 mit Stützapparat zur Festigung des Knies. Eine Nonne belehrte ihn bei der Entlassung, in Zukunft nicht mehr zu sündigen, da ihm sonst erneute Bestrafung, wie die soeben überstandene, bevorstehe.

"Das brachte mich innerlich wieder in Wut. Solche Dinge der Prüderie können einen immer wieder zerstören und gegen die Welt der Frömmigkeit und Bürgerlichkeit in Affront setzen. Damals in meiner Ausgeliefertheit und dem Bemühen, mich zurechtzufinden, war das schwerwiegend. Außerdem wirkten in dieser Situation, wo man so anfällig ist durch die Angst vor der Unausweichlichkeit einer Operation oder Amputation oder neuen Komplikation, solche kleinen Äußerungen unge-

mein belastend und es ist überhaupt so, daß man derartig Kleines dauernd als etwas Gärendes mit sich herumträgt; andere, dickere Sachen verträgt man dann wieder besser."

Im Winter 1949 Wiederaufnahme des Studiums. Er habe die Geduld, die völlige körperliche Kräftigung abzuwaren, nicht aufbringen können: Das Erwarten und die Anspielung auf seine Zukunft, von Mutter und Bekannten geäußert, "konnte ich nicht ertragen, wo ich selbst keinen Weg sah."

Neben philosophischen Vorlesungen und einer entsprechenden, für ihn erfolgreichen Übung (Referat) hörte er allgemeine Sprachwissenschaft. Um sich die Möglichkeit zum Staatsexamen nicht zu nehmen, führte er die früheren Fächer, Englisch, Deutsch, Französisch "mit einer fast krampfhaften Anstrengung" weiter.

"Aber die Menschenmenge in den Hörsälen konnte ich einfach nicht verkraften, diese Massenfabrik, diese Zusammenballung von Leibern, diese verengte Atmosphäre konnte ich nicht aushalten. Dazu ein simpler Schulbetrieb in den Übungen, Auswendiglernen, Stoff vorbereiten bis Kapitel 15, um gute Noten kämpfen, Herr Lehrer, das weiß ich! - ich bekam Ekel vor diesen unpersönlichen, schmalen, gedrückten Verläufen der Übungsstunden, ich konnte das einfach nicht ausstehen, zumal ich körperlich wieder sehr schwach war."

Die geringe Teilnehmerzahl und die Übersichtlichkeit der sprachwissenschaftlichen Vorlesungen und Übungen schaffte ihm von Anfang an Vertrautheit und räumliche Sicherheit. Überfüllten oder auch nur zahlreich besuchten Übungen und Kollegs blieb er dagegen so oft fern, daß er deren inhaltlichen Fortgang nicht mehr folgen konnte.

In seinem Zimmer dagegen ließ er seinen Wünschen freies Spiel. Er brachte oft mehrere Tage mit Belletristik zu, versuchte Eigenproduktionen, schrieb Gedichte. Dabei aktualisierte sich zwar ein Unbehagen über die Vernachlässigung des Zukunftsplanes,

"aber eine Art elementarer Lebensrausch hatte mich gepackt. Ich war nicht mehr bereit, mir meine Lebenskräfte irgendwie einengen zu lassen. Gemeinschaft, Menschen und ein Fachstudium habe ich verachtet, in snobistischer Manier war jedes Bestreben, wieder Bürger werden zu wollen, etwas Unterwertiges. Das Studium wurde deswegen natürlich immer uferloser."

Den Übergang zum sprachwissenschaftlichen Studium unterstützte während des Sommersemesters 1950 die Einstellung als einzige studentische Hilfskraft im Studienseminar und die Beteiligung am neuen Ausbau des Seminarinventars. In sechs Vormittagsstunden widmete sich DAM. dieser Arbeit.

"Das war eine neue Welt für mich und ein neues Gebiet, ich bekam eine Aufgabe, das hat mir Spaß gemacht. Dabei bestand ein Füreinandersein unter den Sprachwissenschaftlern in akademisch freier Luft. Bis sich mit der Zeit Intrigen, Kompetenzstreitigkeiten und Engstirnigkeiten einstellten, die schließlich doch anwiderten" (ab 1952).

In den Sommerferien 1950 warfen ihm Mutter und Verwandte ernstlich vor, er widme sich "brotlosen Künsten". "Die tollsten Vorwürfe". Die Mutter suchte bei Anwesenheit DAMs. jede Gelegenheit, "biedere Bürger" über die "Extravaganzen" des Sohnes zu informieren. Diese reagierten "wie abgesprochen mit: Unsinn, der soll Staatsexamen machen". Nach drei Wochen "schwerem Krach" versuchte DAM. die Trennung von der Mutter und fuhr zum Studienort zurück.

"Und nun die Perfidie der Geschehnisse!"

Kurz darauf erneuter Ausbruch der Osteomyelitis, stationäre Behandlung am Studienort, die Mutter wird trotz Einspruchs DAMs. benachrichtigt.

"Sie kam mit ihrer Mutterliebe und das ist ja keine leichte Sache; da ging die Paradoxie wieder los zwischen seinen Lieben und dem, was man selber will. Da bin ich heute noch drin in dieser Auseinandersetzung: einmal frei sein, ohne diese Wand, und wenn ich in der Gosse ende!" -

Zwei Operationen: Ausmeißelung vieler Infektionsstellen, Gipsverband. Zu Weihnachten 1950 Urlaub, um sich zu Hause zu der erneut empfohlenen Amputation des Oberschenkels zu entschließen.

"Bei wiederaufkommenden Beschwerden zu Hause habe ich mich mühsam zu dem Entschluß durchgerungen, das Bein wegnehmen zu lassen. Meine Mutter stimmte schließlich auch zu."

Der Einfluß einer jungen Krankenschwester trug zu diesem Entschluß bei. Durch ihr einfaches und selbstsicheres Verhalten war sie auch nach der Amputation imstande, eine Reihe Spannungen bei DAM. zu lösen. Es erleichterte ihn, daß sie den Verlust seines Beines ohne weiteres akzeptierte.

"Ohne sie wäre ich nicht so schnell wieder hingekommen. Ich mußte praktisch wieder neu anfangen. Die Zeit- und Berufspanik trat wieder auf. Deswegen begann ich im Mai 1951, ohne mich erholt zu haben, wieder mit dem Studium."

Wegen der Armbehinderung konnte sich DAM. nur an langen Holzkrücken vorwärtsbewegen.

"Dieses Gehen an Krücken war für mich ein Spießrutenlaufen. Nur weil sie (Krankenschwester) das in einer so fraglosen Selbstverständlichkeit hinnahm, ist es mir gelungen, den anfänglichen Lebensüberdruß zu überwinden. Das Schlimmste war für mich der Besuch von Massenvorlesungen. Dieses Gekrappel und Gehüpf und diese queren Dinger von Krücken - furchtbar!"

DAM. bemühte sich um eine möglichst schnelle Erlernung des Kunstbeingebrauchs. Zwischen ihm und seiner Bekannten teilte sich das Erlebnis stetiger Gehfortschritte bei schmerzhaftem Ertragen körperlicher Schwierigkeiten und bei der gemeinsamen Hinnahme von Ausgeliefertheiten gegenüber der Außenwelt, wodurch DAM. weiterhin stark beeinträchtigt wurde. Sie verstand es, seine Mutlosigkeit abzufangen und seinen "Elan, mit dem ich an das Prothesenlaufen herangegangen bin", zu erhalten.

"Im Anfang war es wahnsinnig schwer. Was soll das werden? Was soll das bloß werden?, das ging mir dauernd durch den Kopf. Oft bin ich sozusagen auf dem Zahnfleisch zurückgelaufen. Aber ich habe mich gegen mich selbst durchgesetzt und sie hat sehr viel dabei geholfen."

"Ich habe das Gefühl, daß von da an der Krieg für mich zu Ende war, daß ich irgendwie neu begonnen habe. Was ich bis dahin als Belastung empfunden habe, als Gegäre, als Kompromiß, Ruhelosigkeit, tolles Versagen, Menschenfeindlichkeit, Resignation, alles erschien nun irgendwie aufbrechend eindeutiger und löste sich in einem Übergang zum Optimismus: Liebe, freie Beweglichkeit bei erfolgreicher Prothetik sowie die Aussicht, daß das Bein keine Störung mehr hervorrufen kann, sind dabei entscheidend gewesen. Hatte ich vorher immer ungemaine Ängste vor dem Urteil der Mitmenschen, so ließ das von da an mehr und mehr nach."

Der Einsatz als studentische Hilfskraft, den er ab Mai 1951 wieder aufnahm, verschaffte DAM. eine Basis zu verstärktem gesellschaftlichem Kontakt. Dazu kam eine dauernde Anregung nach umgreifender Orientierung und Aktivierung seiner Möglichkeiten durch das neue Erlebnis, das ihm die Zugehörigkeit dieser Frau zu seiner Situation brachte. Er ließ sich in einem deutsch-äusländischen Klub einführen und wurde Geschäftsführer. Sein Interesse an politischer Einwirkung, an organisatorischer Betätigung, "an Menschenführung", machte sich sogleich wieder geltend und prägte sich mit den Erfolgen weiter aus. Umsomehr ließ das Studienbemühen nach. Er verlor den Anschluß an die philologisch-pädagogischen Fächer völlig und damit die Aussicht, auf diesem Wege seine Zukunft zu sichern. Die Beunruhigung, die ihn deswegen überfiel, bewirkte angespannte Schwierigkeiten in seiner Liebesbeziehung. Beeinträchtigt durch seine zunehmende, leicht losbrausende Empfindlichkeit vergrößerte sich die aufgekommene Zurückhaltung der Partnerin. DAM. selbst verließ öfter sein Bett erst nach Tagen. Er hatte belletristische Literatur gelesen oder "gedöst".

"Ich hatte zu nichts anderem Lust. Ich war zu abgespannt, ich konnte nicht mehr."

Mit Zuraten der Partnerin ließ er sich trotz Bedenken wegen des Zeitverlustes im Sommersemester 1952 vom Studium "wegen körperlicher Schwäche" beurlauben.

"Ich mußte irgendwie einmal wieder bekommen. Ich kam so einfach nicht mehr mit."

Im Winter 1952/53 besetzte DAM. die Stelle des örtlichen Vorsitzenden einer großen internationalen studentischen Vereinigung. Er gab das Philologiestudium endgültig auf und beabsichtigte nun, eine Promotion im sprachwissenschaftlichen Fach, mit der er zunächst seine "Fähigkeiten voll zu beweisen gedachte". Eine gewisse Unnahbarkeit von Dozenten aber, die spezielle kritische, in Übungen hin und wieder vorgebrachte Meinungen DAMs. übergingen oder, da sich seine Äußerungen häufig gegen die vertretene Sprachtheorie richteten, eilig überformten, verursachte bei DAM. eine starke Unsicherheit. Er fühlte sich übergangen, zumal ihm die Meinungsäußerung im offiziellen wissenschaftlichen Gremium nur mit großem Willensaufwand möglich war. Einige befragte Mitstudenten pflichteten ihm jedoch bei: eine Gruppe, die der Sprachtheorie ablehnend gegenüber stand, bildete sich. Sie blieb in den Diskussionen unberücksichtigt und legte dies als Unsicherheit der Lehrer über die Haltbarkeit der Theorie aus. DAM. richtete sich indessen nicht wie die übrigen Gruppenzugehörigen auf andere Lehrkräfte ein. Vielmehr stand er mit einem nur noch im Bekanntenkreis vorgebrachten Affront der Lehrtheorie, schließlich auch dem gesamten Seminargefüge ("Sauerkrautatmosphäre mit Erfolgsanik") gegenüber, vor allem, als ihn der neueingesetzte und förderungsunlustige Seminarassistent in seinen Kompetenzen als studentische Hilfskraft beschnitt, ihn "an die Wand drückte". Seine Forderung nach Erhärtung einer bestimmten Sprachtheorie durch praktische Forschungen konnte DAM. im Seminar nicht anbringen.

"Das ist für mich eigentlich das Interesse, das ich an Sprache habe, da kommt man eigentlich erst zu Sprache. Aber bei uns bewegt man sich lieber in den vagen Gefilden, wo es so oder so sein könnte, dann fällt es leichter, sich mit Scharlatanereien hochzuhalten..."

"Sich in solch einem Hohlraum zu bewegen, ist nichts für mich..."

"Es ist unmöglich, zu diesen Leuten (Lehrkräfte) Kontakt zu bekommen. Es ist alles versteift, überheblich, man fühlt sich mit saurem Lächeln wieder herauskomplimentiert, wenn man kaum eingetreten ist, geschweige, daß man den Wunsch nach einem Dissertationsthema überhaupt nur anschnidet. Man muß ihnen in den Hintern kriechen: jawohl Herr Professor, wie genial sie das sehen! Und bloß kein Zweifel, bloß keine Bemerkung über eine völlig herbeigezogene Etymologie! Schon ist man ein Schwachsinnskandidat...."

"Ich habe lange Jahre meine spätere Dissertation als einen Beitrag zum Vollinhalt meines Lebens angesehen. Heute nicht mehr. Ich will unter allen Umständen promovieren. Aber ich brauche ein reelles Arbeitsfeld, einen Einsatz in der Wirklichkeit."

Mit dem Zurückweichen auf dem Gebiete des Studiums setzte ein verstärktes Kontaktnehmen mit Menschen ein: ein reichlich pleonexes System von Bekanntschaften, in dem DAM. vor allem die Rolle des Ratgebenden, sehr häufig auch die des seelisch Stützenden, übernahm. Ausarbeitung von Referaten und Hilfe an Disserertationen anderer, Erteilung von Verhaltensrezepten an zum Teil wesentlich Ältere, die in völliger Unsicherheit über Alltagsbewältigungen darum nachsuchten. Eifrige, mehr gesellige Gespräche bei Alkoholkonsum bis tief in die Nacht mehrten sich. DAM. registrierte schließlich diesen Verlauf als "Abgleiten von einem ordnungsgemäßen Weg", brachte den Hilfesuchenden fast nur noch schimpfend Maßregeln bei, verstärkte dadurch bei den meisten jedoch das Abhängigkeitsverhältnis. Vorsätze zur konzentrierten Arbeit und geregelten Tageseinteilung behielten nur kurzweilig Kraft.

Besuche zu Hause, die immer wieder Vorwürfe der Mutter und maßregelnde Bemerkungen enger Bekannter der Familie über die Irrealität des Studiums und den mangelhaften Fortschritt hervorriefen, wurden "zur Qual".

"Meine Mutter schämt sich über mich. Ich fahre jetzt gar nicht mehr nach Hause, um mir und ihr die Frage zu ersparen: 'Wann bist du endlich fertig?' Sie, Verwandte und der ganze Ort betrachten mich als verschlottet."

Seit den ersten Spannungen lockerte sich die Beziehung zur Partnerin langsam. Die Übertragungen seiner Depressionen über die Zukunftsungewißheit, sein "Steckenbleiben" wiederholten sich. Ihren Abbruch des Verhältnisses, bei dem auch noch konfessionelle Gründe mitspielten, nahm er in Kauf. Er sei "ihrer nicht wert", er sei "eine Null". Er resigniert in seiner "unglücklichen Liebe, die mich in meiner Arbeitsfreude sehr beeinträchtigt."

"Sonst bin ich heute voller Lebensfreude. Außer im Alltag, der einen immer wieder in das Null- und Nixsein des studentischen Daseins zurückführt. Ich habe das Gefühl, noch in einer Reife, noch in einer Entwicklung zu sein: es kommt einmal so etwas wie eine Spitze, die ich erreiche. Ich habe auch nicht den Eindruck, bisher nichts geleistet zu haben. Ich habe vielen geholfen. Mutter und Freunde werfen mir das vor. Aber ich bin eben ein altruistischer Mensch."

Ein Versuch, als Werkstudent in public-relation-Arbeit vermittelt zu werden, schlug fehl.

"Ich weiß keine Stelle zum Wirken zu finden. Aus freiem Entschluß bin ich bereit, eine berufliche Bindung einzugehen. Dabei werde ich meine Kompromisse machen müssen. Denn das Richtige finde ich sicher nicht mehr."

Vier Monate nach der Erhebung nahm DAM. das Angebot eines guten Bekannten an, sich an einem Sprachforschungsinsti-

tut anstellen zu lassen. DAM. habe sich zuletzt geäußert, daß er seine "Promotion irgendwann einmal nachholen" wolle.

In ihrer ausgedehnten Suche nach stabilisierenden Faktoren bleiben diese Fälle, insgesamt gesehen, mit sich selbst in einem schweren Auseinandersetzungsprozeß stehen. Dem Bedürfnis nach Sicherung der inneren Existenz stellt sich der Anspruch entgegen, das Niveau des Persönlichkeitswertes in keiner Weise aufzugeben. Das "Terrain des Wagnisses", jegliche Konfrontation, mit der eine Wertminderung überhaupt aufs Spiel gesetzt werden könnte, ist von vornherein derartig von Unsicherheitsfaktoren umlagert, daß ein Schritt der Entscheidung zur Veränderung der Lage gemieden wird. Ersatzlösungen werden an dieser Stelle gleichsam als Brücken zu anderen, aber fremden, d.h. für die Persönlichkeitsentwicklung nicht sinnvollen Ufern eingeschaltet, wieder aufgegeben und an nächster Stelle erneut aufgegriffen, bis in völlig aussichtsloser Situation durch eine Kompromißlösung ein Faktum als Beginn einer Festigung des Lageschemas geschaffen wird.

c) Retention der alten Bestände des Lageschemas

Diese Fälle stehen bei starker Desorientierung in dauerhafter Verteidigung: die Abwertung der vor Eintritt der Behinderung gültigen Bestände des Lageschemas wird nicht anerkannt bzw. es werden Anstrengungen gemacht, die durch den Körperschaden infrage gestellte frühere Ausgangsbasis in ihrem gesamten Wertgefüge mit allen Mitteln wiederherzustellen.

REH. und WAN. erwarten trotz Oberarmamputationen verbesserte oder zumindest dieselben beruflichen Positionen bzw. Ausgangspositionen, die sie bereits vor Eintritt der Behinderung mit besonderem Ehrgeiz erreichten und innegehalten haben. Charakteristisch ist, daß dieser Anspruch vorwiegend dem früheren Betrieb gegenüber erhoben wird, einer Stelle also, die als bestimmter Wert in das Gesamtgefüge des früheren Lageschemas eingeschlossen ist. Permanent bleibt in beiden Fällen der stark affektbesetzte Vergleich zwischen der früheren beruflichen Stellung als fachlich qualifizierter Arbeiter und der heute ausgeführten, unbefriedigenden Tätigkeit als Pförtner aktuell. Die durch diese Konfliktlage hervorgerufene innere Auseinandersetzung richtet sich ebenso gegen die eigene, durch das Gefühl der Wertminderung verursachte Affektibilität wie gegen die Umwelt, z. B. gegen die Weigerung des Arbeitgebers, den der fachlichen Qualifikation entsprechenden Arbeitsplatz nachzuweisen.

Die Konfrontationen, in die REH. zur Wiederherstellung sei-

ner früheren beruflichen Lage mit der Umwelt eintritt, haben fast noch provokatorischeren Charakter als bei WAN. REH. befindet sich im Verlauf von Jahren geradezu in einen Kampf mit der verwaltenden Apparatur seines Betriebs, um die unter großen Bemühungen erreichte, eng mit diesem Betrieb verbundene frühere Lage mitsamt ihrem Wertgefüge ("ich war doch da zu Hause!") zu restaurieren. Den Gesamtverlauf seiner Auseinandersetzung mit der durch die Behinderung entstandenen Situation auf der Folie des Verlustes der subjektiv hochwertig empfundenen beruflichen Position soll die geschlossene Wiedergabe der Fallstudie am Schluß dieses Abschnitts konkretisieren.

Eine Form, die vor Eintritt der Behinderung bestehenden Voraussetzungen zur Persönlichkeitsentfaltung weiterhin aufrechtzuerhalten, besteht darin, den Körperschaden als solchen in seinen Auswirkungen auf die innere und äußere Situation nicht anzuerkennen und jegliche Schwierigkeit, die sich in diesem Zusammenhang in der Konfrontation mit der Wirklichkeit dokumentiert, aus dem Bewußtsein zu verdrängen. In diese Kategorie fällt auch der Fall "Beverly" bei BARKER⁹. Beverly lehnt es ab, sich dem Faktum der eigenen Verkrüppelung zu stellen und überspielt die in ihren Beziehungen zur Umwelt auftretenden Schwierigkeiten mit rationalisierten Einstellungen.

Winkler und Lensler haben unter dem Aspekt der psychotherapeutischen Behandlung des Phantomschmerzes mit dem Fall Z. ebenfalls ein Beispiel von "nicht vollzogener Anpassung an die durch die Amputation neu geschaffene Lebenslage" veröffentlicht¹⁰. Eine gleiche Reaktion, allerdings ohne körperliches Korrelat, findet sich bei ORM., bei dem sich die Einstellung fixierte, der Verlust des Armes habe ihn "wenig interessiert, weil er mich nicht beeinträchtigen konnte".

Hier ist der Terminus "pseudo-independent patient" von MENNINGER¹¹ durchaus zutreffend. In den ersten Jahren nach der Lazarettentlassung wird die innere Desorientierung an dem Vermeiden aller Lagen erkennbar, die von ORM. eine Neuorientierung verlangen.

Jede Konfrontation mit der Umwelt ist von vornherein bereits so gesteuert, daß sie eine Stellungnahme zur eigenen Lage nicht notwendig macht. So, wenn er, wie in der am Schluß dieses Abschnitts dargestellten gesamten Fallstudie genauer verfolgt werden kann, auf persönliche Kontakte mit anderen Menschen verzichtet, wenn er die Ergebnislosigkeit der zwischenzeitlich eingeschalteten Bemühungen um eine berufliche Lösung als "irgend-

9) Roger G. Barker: a.a.O., S. 94.

10) W. Th. Winkler und A. Lensler, a.a.O., S. 8.

11) K. A. Menninger, a.a.O., S. 13.

wie erlösend", oder wenn er, nachdem sich der Ausweg eines Universitätsstudiums gefunden hat, seine Körperbehinderung wiederum als "völlig unbedeutend" bezeichnet.

Von NEI. wird die durch die Oberschenkelamputation eintretende innere Lage ebenfalls unter der Schwelle einer die neuorientierende Auseinandersetzung fordernden Einsicht gehalten. Mit einer hektischen Travestierung sucht er die durch die Amputation hervorgerufene Situation zu bagatellisieren.

Die "Hospitalitis", die in einer ausgedehnten Phase kurz nach Eintritt der Behinderung bei ORT. zu beobachten ist, läßt die innere Desorientierung als ein Bemühen um die Fortsetzung der Pflege und Versorgung erscheinen. Obwohl ORT. bereits entlassungsfähig ist, sucht er den Aufenthalt im Krankenhaus vorerst auszudehnen. Ähnliche Erscheinungen sind bei den Fällen GAN., FAL. und SIS. festzustellen. Auch GIF., GUS. und HEN. machen in einer mehr oder weniger langen Phase nach Eintritt der körperlichen Schädigung ein Anrecht auf Versorgung geltend. Die "Hospitalitis" richtet sich in diesen Fällen jedoch nicht auf pflegerische Maßnahmen durch eine medizinische Therapie, sondern bringt im Zivilleben den Anspruch vor, vom Sozialverband berücksichtigt und versorgt zu werden.

Eine besondere Form der Retention ist bei LIT. festzustellen. Die Extraktion der Niere, die eine Besserung des körperlichen Zustands zur Folge hat, kann LIT. mit innerer Getragenheit geschehen lassen. Erst bei einer Verschlimmerung des Tbc-Prozesses erscheint die innere Desorientierung als eine geradezu panische Aktivität, den Daseinsvollzug ohne Rücksicht auf die neu entstandene Lage auf die von jeher angestrebte Höhe zu bringen.

Als Beispiele für die verschiedenen Formen der Retention werden die Fallstudien REH. und ORM. angeschlossen:

Fallstudie REH.

Geboren: 1907

erlernter Beruf: Maschinenschlosser

ausgeübte Berufe: Blechschlosser, Schlosser für Elektroinstallationen, Maschinenschlosser

Zwischenberufe: (nach Kb.): Holzarbeiter, Gelegenheitsarbeiter, Schlosser für Elektromaschinen in Großbetrieb

heutiger Beruf: Hilfspförtner, Betriebsüberwacher

M. d. E.: 70 % + 10 % wirtschaftl. Schaden

Ursache: Verlust des linken Oberarms

Auswirkung: Starke Witterungsempfindlichkeit (Kälte!) des 10 cm langen, sehr vernarbten Oberarmstumpfes. Trotz mehrmaliger Entfernung erneute Bildung von Nervenknoten, deswegen

wird Prothese nur sehr selten, als Schmuckarm, getragen. Vorgang der Erhebung: 1954 kam ich durch Zufall mit REH. ins Gespräch; er machte mir Andeutungen über seine beruflichen Schwierigkeiten und ich vereinbarte mit ihm ein Zusammentreffen, bei dem er mir eingehend berichten wollte. Er brachte einen Ordner voll Bescheinigungen mit ins Wirtshaus, einen Besuch bei ihm zu Hause wollte er nicht zulassen, und belegte mir immer wieder seine Schilderungen mit Aktenstücken, so sehr ich ihn auch davon abzuhalten versuchte: "mir ist das, was ich erlebt habe, selbst so unwahrscheinlich, daß ich immer meine, das glaubt mir keiner."

Insgesamt 6 Stunden brauchten wir, bis er, sehr ins Einzelne gehend, "das Wichtigste" berichtet hatte. "Ich möchte keinen Staub mehr aufwirbeln. Wenn das, was ich hier sage, an die Öffentlichkeit kommen soll, dann kommt mein Name besser nicht dazu. Aber wenn es nicht anders geht, halte ich auch mit meinem Namen her", sagte er damals. Er trank nicht übermäßig, aber doch "quantitativ": "ein bißchen Alkohol nimmt den Druck von mir. Ich habe im Magen immer solch einen Druck."

A. Die elterliche Familie und Verlauf der Jugend

Der Vater arbeitete als Weichenwärter bei der Eisenbahn. Zusammen mit seiner sehr arbeitsamen Frau, die ihm gegebenenfalls sogar bei beruflichen Arbeiten aushalf, verschaffte er sich Mittel zum Ausbau seines Besitzes zu einer kleinlandwirtschaftlichen Nebenerwerbsquelle. Die von ihm veranlaßte frühzeitige Pensionierung erleichterte ihm die Durchführung der Absicht, über die wirtschaftliche Stabilität der Familie hinaus auch die Ausbildungskosten für die Kinder zu sichern.

"Mein Vater war gutherzig, reell, sehr arbeitsam und religiös, Presbyter in der Kirche. Aber meine Mutter war eigentlich der Lenker in der Familie, diejenige, die selbständig dachte und handelte. Sie war die Ehrgeizige, streng mit uns Kindern. Nur von ihr gab es Dreische. Uns wurde als Kind nichts geschenkt. Wir hatten früh schon Pflichten. Ich bin von jung auf gewohnt, hart zu arbeiten."

Besonders die Mutter achtete auf eine gute Ausbildung der Kinder. Sie forderte gute Schulleistungen und prägte den Kindern ein, im Leben besonderes leisten zu müssen.

"Ich war der Ausbund in der Familie. Außer einem Bruder, der auch dreimal Lungenentzündung hatte, und mir sind alle Geschwister bis zum Einjährigen zur höheren Schule oder zur Handelsschule gegangen. Bei mir klappte und klappte es nicht; ich bin durch Krankheiten immer wieder gehindert worden; da fiel ich da wieder aus und da wieder aus. Dadurch wurden meine Schulleistungen nie richtig hoch. Mein Lehrer war

überstreng, ein richtiges Empfinden für mich hatte er nicht. Entweder schlug er mich bestialisch oder sagte zu mir: 'mit Dir braucht man ja sowieso nicht mehr zu rechnen.' Ich hatte wirklich den Willen und meine Eltern sahen darauf. Aber ich hatte eine Scheu! Ich war ein spärliches Kind. Ich traute mich wegen der schlechten Leistungen nicht zur höheren Schule. Später hat sich das gelöst, als ich selbständiger wurde. Und ein Ehrgeiz steckt in mir; ich habe die anderen Geschwister trotz ihrer Schulbildung bildungsmäßig wieder eingeholt."

Nach einem Lehrerwechsel (Dorfschule) besserten sich die Schulleistungen REHs. sofort. Er wurde ein guter Schüler.

"Nun verlangten meine Eltern, daß ich Stenographie lernte. Da ich den anderen Geschwistern gegenüber im Rückstand war, sollte ich nun doch was lernen."

Seine erfolgreichen Ausführungen praktischer Arbeiten brachten REH. zu dem Entschluß, zunächst ein Handwerk zu erlernen. Es sollte die Grundlage zu seiner beruflichen Weiterentwicklung bilden. Nach seiner Volksschulentlassung wartete er ein Jahr lang auf eine bekannt gute Lehrstelle und legte nach 3 1/2-jähriger Lehrzeit in einer Maschinenfabrik die Gesellenprüfung als Maschinenschlosser ab.

1925 scheiterte infolge Arbeitsplatzmangels ein Versuch REHs., auf einer Montagestelle eines Großindustriebetriebs als Schlosser oder Schweißer im In- und Ausland zu arbeiten.

Stattdessen innerhalb dieses Betriebs 1 1/2-jährige Arbeit als Blechschlosser in Erwartung späterer Möglichkeiten für eine Montagearbeitsverpflichtung. Auch Anstrengungen von Privatbeziehungen blieben erfolglos.

Während dieser Zeit betätigte sich REH. aktiv im Jugendfußball. Er wurde Spielführer der Jugendmannschaft. Daneben wurde er Mitglied des örtlichen Marinevereins.

"Ich hatte von der Möglichkeit gehört, daß man bei der Marine des 100 000 - Mann - Heeres vom Arbeiter zum Ingenieur aufsteigen könnte. Da wollte ich wettmachen, was die anderen mir an Schulbildung voraus hatten."

1927 kündigte er seinen Arbeitsplatz mit dem Vorsatz, als Schlosser in die Marine einzutreten. Seine Bewerbung wurde nach ärztlicher Untersuchung abgewiesen: "Weil ich 2 Pfund Untergewicht hatte."

Nach kurzer Arbeitslosigkeit Anstellung als Schlosser beim städtischen Elektrizitätswerk, wegen guter Zeugnisse bevorzugt.

1931 Entlassung nach Übernahme des städtischen Betriebs durch einen Elektrizitätskonzern mit eigenem Personal. REH. wurde während seiner Arbeitslosigkeit häufig tageweise wieder zu Arbeiten herangezogen. Außerdem Privat- und Gelegenheitsarbeiten.

1932 durch Verwandtenvermittlung Einstellung als Schlosser in mittleren Betrieb der Papierindustrie, Schwesterwerk eines Großbetriebes der eisenverarbeitenden Industrie.

"1934 wurde ich Vorarbeiter durch mein Können. Die Schlosserei unterstand mir. Der Meister war aus dem Papierfach und hatte keine Ahnung vom Schlossern."

REH. oblag die Wartung und Reparatur sämtlicher Maschinen des Betriebes. Er machte sich schnell mit den Produktionsvorgängen innerhalb des Betriebes vertraut.

"Das lernte man ja wie von selbst, weil ich mich als Schlosser doch mehr in eine Maschine und den ganzen Arbeitsablauf hineindenken mußte als die, die nur ihre Arbeit an ihrem Arbeitsplatz machten. Und das lag mir auch."

Zeitweise wurde ihm die Vertretung des Meisters übertragen. Zwischen ihm und einem neuen Meister, ebenfalls ein Schlosser, entwickelten sich neben einem sehr guten Arbeitsverhältnis auch private Beziehungen.

Der Betrieb wurde in diesen Jahren vergrößert. REH. bewährte sich vor allem bei der Aufstellung neuer und der Umlagerung alter Maschinen.

"Dazu brauchte ich Hilfskräfte, alleine konnte man das nicht. Damals habe ich einen Hilfsarbeiter herangebildet, der heute die Sache da im Betrieb noch so macht wie ich damals."

Unter den Betriebsangehörigen nannte man ihn "das Herrgöttchen", das bei Produktionsstop durch Maschinenschaden gleichsam seine Wundertaten ausführte. Mehrere Verbesserungsvorschläge REHs. wurden vom Betrieb patentamtlich geschützt und an REH. vergütet. 1940 wurde ihm mit wenigen anderen Arbeitern der beiden Schwesterbetriebe (etwa 2 000 Betriebsangehörige) das Betriebsleistungsbuch "in Würdigung seiner gedanklichen Mitarbeit" überreicht. Sein Betrieb plante die Einrichtung einer zweiten Meisterstelle. REH. hatte berechtigte Hoffnung, sie besetzen zu können. Seine Vorgesetzten meldeten ihn Anfang 1942 als Teilnehmer zu einem Kursus für ausgesucht Befähigte an. Er bestand die Prüfung "Meisterliches Können" im Anschluß an den Kursus mit nur wenigen anderen Teilnehmern.

"Für mich war jetzt alles gesichert. Meine Zukunft sah für mich so rosig aus. Daß alles so für mich kommen würde, habe ich mir damals nicht träumen lassen."

Bis zum 35. Lebensjahr blieb REH. unverheiratet. Er wohnte bei seinen Eltern.

"Ich war der Hahn im Korb zu Haus, das Nesthäkchen, weil meine Geschwister schon früh von zu Hause weggingen. Ich mußte dadurch allerdings oft bei den landwirtschaftlichen Arbeiten zupacken, obwohl ich dazu im Gegensatz zu meinem Vater keine Lust hatte. Nee, ich ging

nicht gerne ins Feld! Heute haben die Kinder doch mehr Freiheiten. Ich hatte von meinen Eltern aus eine strenge Erziehung."

Bis auf ein Taschengeld gab REH. bis zum 35. Lebensjahr seinen Monatslohn zu Hause ab.

"Kostgeld? Meine Mutter sagte: 'Kostgeld gibt es bei mir nicht. Ich habe kein Kosthaus!' Ich wurde aber gut bekleidet" usw.

Nach dem unerwarteten Tod des Vaters im Jahre 1942 forderten die Mutter und die Geschwister REH. auf, durch Heirat einer geeigneten Frau die Fortführung der bisherigen Landwirtschaft zu ermöglichen.

"Ich lebte unter dem Plan: erst was werden, dann heiraten. Ich war ein kleiner Don Juan, ich hatte bis dahin nichts nötig. Dann plötzlich die Pistole vor die Brust! Bumms! Kein Mensch hatte damit gerechnet, daß mein Vater starb. Das hat mir den Rest gegeben: als er starb, war es aus: jetzt mußte ich heiraten. 'Jetzt wird es aber Zeit, daß du eine Frau ins Haus holst', sagten meine Mutter und meine Geschwister. Die Landwirtschaft war einmal aufgebaut und sollte aufrecht erhalten werden."

"Ich habe mir meine Frau nicht unbedacht ausgesucht. Ich kannte verschiedene ordentliche Mädchen. Aber auch für die Zwecke, die jetzt in Frage kamen, war meine Frau die Beste."

REH. heiratete 6 Wochen nach dem Tod des Vaters eine Hausangestellte (1942). Schon wenig später traten Schwierigkeiten im Verhältnis der Mutter REHs. zur Schwiegertochter auf.

"Aus Eifersuchtsdramen entstand dann solch ein Mißverständnis. Meine Mutter wollte alles so weitermachen wie vorher, für alle kochen usw., meine Frau sollte nur die Schmutzarbeiten tun. Ich stand dann dazwischen, meine Frau wurde von meiner Mutter und meinen Geschwistern nicht anerkannt."

Betriebsangehörige legten REH. den Beitritt zur NSDAP nahe. Er lehnte ab. Als 1942 eine Sonderzuteilung für die Betriebsangehörigen von einigen Vorgesetzten und politischen Funktionären des Betriebes unterschlagen zu sein schien, meldete REH. sein Mißtrauen an. Es kam zu Auseinandersetzungen, auch zu Tötlichkeiten. Der Betriebsdirektor und die Funktionäre gaben schließlich zu, die Sonderzuteilung für sich gebraucht zu haben.

"Ich bin nicht gegen den Nationalsozialismus gewesen. Aber die Schweinereien machte ich nicht mit. Wenn ich etwas für falsch ansehe, bin ich sofort da. Ich bin nicht feige! Ich setze mich dann so lange durch, bis ich klar sehe."

Durch weitere, ähnliche Kritik entstand zwischen einigen Vorgesetzten und politischen Funktionären des Betriebes einerseits und REH. andererseits ein gespanntes Verhältnis.

"Weil ich die ganze technische Sache des Betriebes kannte, wurde ich der Luftschutzwart. Und als Schlüsselkraft wurde ich bis 1944 vom

Militär mehrere Male reklamiert. Mir konnte so leicht keiner was vor-machen! Wenn die Parteiwarte im Betrieb, die überhaupt kein Hirn im Kopf hatten, ihre schmierigen Dinge zu drehen suchten, ging ich ran! Ich kann das nicht so hinnehmen. Gewiß, ich hätte nach dem, was gekommen ist, manches besser nicht gesagt. Aber ich war immer frei und offen darin. Ich weiß nicht, heute würde ich vielleicht auch so handeln."

1944 wurde REH. mitsamt den Betriebsangehörigen zu West-wallarbeiten verpflichtet. Es gelang ihm, einen ihm von den Eltern anvertrauten Taubstummen und einige andere Arbeitskollegen trotz entgegenstehenden Befehlen wieder nach Hause zu führen. Über Planung und Verlauf dieser Flucht wie auch die Flucht aus dem Lazarett 1945 berichtet REH. sehr ausführlich.

Seine Vermutung, daß er wegen Äußerungen gegen die NSDAP eingezogen wurde, findet REH. dadurch bestätigt, daß ihm der Gestellungsbefehl Ende 1944 von der Parteileitung zugesandt wurde.

B. Die Lazarettsituation

Anfang 1945 nach einer Splitterverletzung am linken Unterarm mit Schußfraktur der Ulna Eintritt einer Gelenkphlegmone im Frontlazarett. REH. konnte nach anfänglich strikter Weigerung nach drei Tagen zur Einwilligung in die Oberarmamputation gebracht werden.

"Zuerst wollte ich lieber kaputt gehen, als den Arm verlieren. Dann war ja doch alles aus. Dann kam einer, ich sollte an die zu Hause denken. Durch den Fronteinsatz wußten wir sowieso nicht, was hinten und vorne war. Wir waren seelisch fertig. Da war mir sowieso alles egal."

Nach einer strapaziösen Verlegung bei hohem Fieber in ein Reservelazarett Nachblutung, Bluttransfusionen, starke Heilungskomplikationen, Liegeekzem; nach 2 Monaten Besserung.

"Damals habe ich mir nur noch schlechte Hoffnungen darüber gemacht, wie nun das Leben für mich weitergehen sollte. Ich dachte; du hattest in deinem Betrieb eine große Nummer, du hast die Prüfung "Meisterliches Können" und solltest damit sozusagen als Vizemeister eingesetzt werden, du bist in dem Betrieb groß geworden; die werden jetzt für dich sorgen. Ich dachte dabei an eine Stelle, auf der ich mit meinem Können noch irgendeine Aufsicht ausüben könnte, daß ich also im größeren Rahmen eingesetzt würde und daß die kleineren Arbeiten, die ich mit meinem Arm nicht mehr ausüben konnte, von einer Hilfskraft nach meinen Anweisungen vielleicht ausgeführt würden."

Bei der Übernahme des Lazaretts durch Besatzungstruppen entstand wegen Nahrungsmittelmangels eine ungewöhnliche Notlage. Die Lazarettinsassen, auch REH., ernährten sich vorwiegend von Abfällen. Diese Lage verstärkte die Entschlossen-

heit REHs., sich um eine baldmögliche Rückkehr nach Hause zu bemühen.

Er bereitete seine Flucht sehr sorgfältig vor, beschaffte sich Zivilkleider und einen Personalausweis, überlistete die Wachposten am Lazarett, ergatterte bei Geschäftsleuten in der Stadt Lebensmittel für sich und einige seiner Kameraden, nahm Verbindung mit dem Bahnhofsvorsteher auf. Trotz offener Wunde (der Oberarmknochen stand etwa 2 cm aus dem Weichteilkörper des Oberarmstumpfes heraus) und trotz scharfer Kontrolle durch Besatzungstruppen und Polizei wagte er bei einer günstigen Gelegenheit die Flucht über rund 600 km nach Hause.

C. Der Orientierungsverlauf

"Meine Ankunft zu Hause war furchtbar. Davon kann ich nicht sprechen und ich erinnere mich auch nicht gerne daran. Fast ein Jahr hatten wir nichts mehr voneinander gehört. Von meinem Arm wußten sie nichts und ich wußte nichts von meinem Sohn, der inzwischen geboren worden war. Als ich dann herein kam - auf der Treppe stand schon meine kleine Nichte und sagte, als sie mich sah, fassungslos: 'Onkel K.!' - ich ging an ihr vorbei und als ich dann vor meiner Frau stand, die in Ohnmacht fiel, und meine Mutter kam und flüsterte: 'Junge! Du hast ja den Arm ab!' - das Kind vor mir dalag - da konnte ich nicht mehr, da war ich am Ende. Ich kann das nicht preisgeben. Es gibt eben Augenblicke im Leben, in denen man keine Worte mehr findet, die man anders erlebt. Ich bin bestimmt kein Weichling. Aber manchmal geht es eben so zu, daß man nicht mehr anders kann."

REH. erfuhr von den Schikanen, denen seine Frau vor der Geburt des Kindes durch die Kriegssereignisse und das Verhalten seiner Mutter ausgesetzt war.

"Meine Frau war dem gar nicht gewachsen. Ich bin immer der Führende bei uns gewesen. Als ich weg war, hatten alle auf ihr herumgehackt und niemand war da, der das richtigstellen konnte. Meine Frau hat durch das Ganze einen Herzfehler bekommen. Erst heute sieht meine Mutter, nachdem sie total pflegebedürftig geworden ist, ein, was sie an meiner Frau hat und gehabt hat. Jahrelang haben wir meine Mutter bei uns gepflegt und keins meiner Geschwister, die sich meistens viel besser stehen als ich, hat sich darum gekümmert. Nachher aber können sie als lachende Erben nicht schnell genug da sein..."

Die Notlage der Familie zwang REH. nach seiner Ankunft zum schnellen Eingreifen. Bei stillgelegter Industrie bestand ein Mangel an Arbeitsplätzen. Hauptsächliche Konjunktur: Holzarbeit.

"Mir blieb gar keine andere Wahl: mit meinem Freund, der mich als Mitarbeiter annahm, mußte ich Bäume fällen, zersägen und verladen. Alles aus Not! Mit einem Arm! Auf die Dauer war das nichts. Aber

es gab zunächst einmal Lebensmittel. Wie ich das damals alles geschafft habe - ich weiß es heute nicht."

REH. brach diese Arbeiten ab, als ihm leichtere Arbeit ermöglicht wurde, mit der er seine Familie ernähren konnte. Durch einen Bruder kam er in Besitz von Elektromaterial und begann, Lichtleitungen und dergleichen zu verlegen. Auch bei dieser Arbeit konkretisierte sich für ihn das Ausmaß seiner körperlichen Behinderung. Mit dem ihm eigenen Bestreben, die Fertigstellung von Handarbeiten trotz anfänglichen Versagens zu erzwingen, versuchte er, Schwierigkeiten zu überwinden.

"Bei mir gibt es nichts, was nicht geht! Das gilt für mich nach wie vor. Wenn etwas auch anfangs nicht geht, sage ich mir; und es geht doch! Wenn du aber stundenlang an einem Ding herummachst oder wenn so ein Ding immer wieder nicht klappt, wirst du hinterher nervös und kriegst die Wut!"

Beim allmählichen Anlaufen der Industrieproduktion hatte REH. bald nach der Rückkehr bei der Betriebsleitung seines früheren Arbeitgebers vorgesprochen. Es gebe, so wurde er vertröstet, momentan keine Beschäftigungsmöglichkeit für ihn. Er solle sich keine Sorgen machen, der Betrieb werde ihm in Zukunft helfen.

"Ich fühlte mich immer so, als ob ich noch zum Betrieb gehörte. Ich hatte doch über 12 Jahre da gearbeitet. Auch die anderen, die wie ich noch nicht wieder eingestellt waren, zählte ich dazu. Und auch die Angehörigen von den früheren Arbeitskollegen, die noch nicht aus dem Kriege zurückgekommen waren, gehörten zu uns. Deswegen konnte ich nicht verstehen, daß der Betrieb sich nicht um uns kümmerte. Einer Putzfrau, die eben erst im Betrieb angefangen hatte, fuhr der Betrieb Sonderzuteilungen von Briketts zentnerweise vors Haus. Die Frau eines vermißten Arbeitskollegen ließen sie aber mit ihren drei Kindern frieren und ich mußte mit einem Arm unter größten Anstrengungen Bäume fällen und zu Brand verarbeiten, damit ich meine Familie am Leben hielt."

Als REH. auf seinen Einspruch vom Betriebsobmann für nicht kompetent erklärt wurde, ereiferte er sich außerordentlich.

"Das war ein Muß in mir, ein Drang zum Muß! Ich bin nämlich explosiv veranlagt: wenn ich etwas vor mir sehe, was ich machen muß, dann muß ich das machen. Und da kenne ich auch keine Grenzen, wenn ich etwas für richtig ansehe. Das war beim Heiraten so, bei der Flucht vom Westwall wegen des Taubstummens und auch hier wieder. Aber ich hätte auch das besser nicht getan."

Zur Beseitigung der Beschwerden am Oberarmstumpf ließ sich REH. inzwischen auf eine Nachamputation ein, verließ aber nach wenigen Tagen trotz energischer Vorhaltungen des Arztes

das Krankenhaus. Er habe "doch für die zu Hause sorgen" müssen.

Sogleich begann er mit dem Zerschlagen von Baumstämmen zur Auffüllung der Heizvorräte. Die unverheilte Wunde riß, REH. mußte sechs Wochen Krankenhausaufenthalt in Kauf nehmen. Kurz darauf erneuter, einmonatiger Krankenhausaufenthalt nach operativer Entfernung stark schmerzender Nervenknotten.

"Dann stand ich wieder da mit Nichts, kein Einkommen, keine Rente, nichts! Aus Not habe ich Holz geschlagen. Ich wollte ja arbeiten, auf einer ordentlichen Stelle. Es war alles Schluß. Ich hatte nichts mehr! Ich wußte nicht mehr, wie ich mit meiner Familie weiterleben sollte. Ich wußte nicht von einem Tag zum anderen zu kommen. Mein früherer Freund half seinem Bruder, weil der Zigaretten hatte. Mir half er nicht. Mein Betrieb ließ mir trotz der Versprechung keine Deputate zukommen. Da habe ich auf den Tisch geschlagen."

Zur Betriebsleitung seiner früheren Arbeitsstelle: Er warte nun schon über ein Jahr auf die Erfüllung der Versprechungen des Betriebes. Der und jener sei eingestellt worden, ihn habe man nicht berücksichtigt. REH. führt die Zurückweisung auf Beeinflussung der Betriebsleitung durch den oben erwähnten Betriebsobmann zurück.

In dieser Zeit wurde REH. der 1. Vorsitz des in seinem Stadtteil bestehenden Gesangvereins übertragen. Er ergriff hier die Initiative zum Aufbau einer Sing- und Turnhalle in seinem Stadtteil, veranstaltete Sammlungen, erschloß Geldquellen, suchte Industrielle auf, gewann Förderer und begann in Gemeinschaft der begeisterten Mitglieder die Bauarbeiten. Durch sein eigenmächtiges Verfahren rief er im Vorstand Widerspruch gegen sich hervor. Bei einer Auseinandersetzung wurde er von einem jüngeren Mitglied als "lächerlicher Krüppel" bezeichnet. Wütend schlug REH. zu. Er wurde aus dem Vorstand ausgewiesen.

"Damals war das für mich ein schwerer Schlag, als mich jeder im Stich ließ. Und ich habe das bis heute nicht vergessen, obwohl sie mich heute zum Ehrenvorsitzenden gemacht haben. Ich hatte ihnen die Halle aufgebaut. Dann wollten sie mich los sein. Gewiß, ich wollte oft mit dem Kopf durch die Wand. Und wenn mir einer in den Rücken fiel, konnte ich es nicht vertragen. Aber...."

Durch Privatvermittlung konnte REH. im Frühjahr 1947 eine Arbeitsstelle im Schwesterbetrieb des Papierwerkes erhalten. Er wurde von einem Abteilungsleiter im Großbetrieb der eisenverarbeitenden Industrie eingestellt und mit dem Aufbau einer Reparaturstelle für elektrische Montagegeräte beauftragt. Mit Anstrengung wurde er der anfallenden Arbeit zunächst Herr, führte trotz seiner Einarmigkeit alle und häufig sehr schwere Arbeiten aus. Um Schweißen zu können, klemmte er den erforderlichen Me-

tallstab zwischen Oberarmstumpf und Achsel und führte ihn, die Rechte für den Schweißapparat frei, aus dem Schultergelenk. Vor allem wurden von REH. Reparaturen an Elektrogeräten u. a. Maschinen durchgeführt. Ein Todesunfall an einer reparierten Maschine wurde REH. zur Last gelegt. Der zuständige Abteilungsleiter verteidigte REH. Es erwies sich, daß die den Unfall verursachende Maschine nach der Reparatur durch REH. wegen Kompetenzstreitigkeiten noch von zweiter Hand überholt worden war. Immerhin bewirkten Proteste des Betriebssicherheitsingenieurs, REH. gefährde den Betrieb und sei, da er noch nicht Meister, nicht befugt, unbeaufsichtigt Elektroarbeiten auszuführen, eine größere Unsicherheit bei REH. und erhöhten seine durch die Arbeitsstrapaze bedingte Unzufriedenheit. Ingenieur und Meister der Elektroabteilung suchten ihm seine Unkenntnis nachzuweisen und wurden angewiesen, seine Arbeiten zu überprüfen.

"Da haben sie mir das Leben so sauer gemacht, wie sie konnten, indem sie mir jedes Tüftelchen herausgepickelt haben. Und ich wollte nur meine Familie durchbringen durch mein Können. Ich habe gewürgt bis zum Letzten. Ich habe noch über den Feierabend hinaus geschuftet wie ein Tier, um meine Familie zu ernähren. Kein Mensch sah, wie ich im Leben stand."

Ein halbes Jahr nach Beginn dieser Arbeit stellte sich eine Schultergelenkentzündung rechts ein, die sich zeitweise bis zur völligen Gebrauchsunfähigkeit des rechten Armes verschlimmerte. Trotz ärztlichen Arbeitsverbots nahm REH. sogleich nach einer Besserung erneut Teilarbeiten in Angriff, war sehr stolz, wenn man ihm neue Aufgaben zuteilte.

"...nicht aus Mitleid, sondern weil ich wirklich was konnte. Die anderen gingen schwarzhandeln, sagten, ich wäre verrückt zu arbeiten. Aber ich konnte das nicht. Ich wollte rechtmäßig arbeiten und mir mein Geld für meine Familie auch verdient haben."

Wegen geringer Schonung des Armes drohte der Arzt mit der Notwendigkeit einer Eingipsung. REH. gab resigniert die Arbeit auf.

Nach mehreren Monaten trat er mit einem kreis- und kasernenärztlichen Anraten betreffs seiner Versetzung auf einen Arbeitsplatz mit leichterer Arbeit an seinen Betriebsdirektor heran. Dieser schlug ihm die Übernahme der Lehrlingsüberwachung vor, d. h. die Beobachtung der strikten Durchführung des Ausbildungsganges in den einzelnen Werkstätten und die Verhinderung eventueller Ausnützungen oder Nebenbeschäftigungen der Lehrlinge durch die Meister. REH., abgeschreckt und unsicher gemacht durch die Proteste und Kritik gegenüber seiner bisherigen Reparaturarbeit, obendrein ohne Neigung für irgendwelche Kontrollfunktionen, machte seine Bedenken geltend:

"Geht es nicht, daß dieser ganze Krampf mal aufhört? Kann ich nicht einen Arbeitsplatz bekommen, auf dem ich ruhig und ungestört arbeiten kann?"

Ohne andere Aussicht und im Bedenken der unüberwindlichen Schwierigkeiten bei seiner bisherigen Arbeit erklärte er sich schließlich mit Vorbehalt zur Durchführung dieser Aufgabe bereit. Spätere Äußerungen von Betriebsleitern, sagt REH., hätten ihn erfahren lassen, daß ihm dieses entschlußunfreudige, unzufriedene und bedenkerische und sein noch folgendes nörglerisches, ja quertreibendes Verhalten den Ruf eines in seiner Körperbehinderung verhafteten Menschen ohne Überwindungswillen einbrachte.

Wochen später war für REH. noch keine Änderung in seinen Arbeitsverhältnissen eingetreten. Er wurde ungeduldig:

"Mein Arm wurde immer schlimmer und ich hörte nichts mehr von dieser neuen Stelle. Ich dachte: was halten die mich denn so lange hin? Mit dem Krankengeld konnte ich nicht mehr leben. Ich lebte so, daß ich von heute auf morgen nicht wußte, wie ich durchkommen sollte. Da ging ich wieder hin und sagte: 'ich kann nicht mehr!'"

Der Betriebsdirektor berief sich auf einen Betriebsratsbeschuß. Durch ihn war REH. als Lehrlingsüberwacher abgelehnt worden. REH.:

"Ich konnte die Arbeit wie jeder andere auch. Bloß den Unfrieden, der dabei entsteht, wollte ich nicht mitmachen."

Energisch bemühte er sich um eine Aufklärung über die Gründe seiner Ablehnung, erfuhr, daß er durch Verleumdung jenes bereits erwähnten Obmanns des Papierwerkes und jetzigen Betriebsratsmitgliedes als "früher größter Nazi, dem man eine verantwortliche Betreuung von Lehrlingen nicht zutrauen könne", abgelehnt worden war. Er strengte ein Verfahren beim Spruchkammergericht an, ging bis zur zweiten Instanz, um den Obmann als Nationalsozialisten zu entlarven. Er ist der Meinung, daß ihm dieses "Staubaufwirbeln" bei einer Reihe von Betriebsvorgesetzten nicht von Nutzen war.

"Das war mir aber jetzt egal! Jetzt wollte ich aber wissen, was recht ist und was nicht! Ich hätte auch das besser nicht getan. Aber ich weiß auch hier nicht, ob ich nicht wieder so handeln müßte, wenn ich nochmal in die gleiche Lage käme. Ich bin zu aggressiv, als daß ich solch ein Unrecht so über mich ergehen lassen könnte."

Stark verbittert über diese Vorgänge drängte er unter Berufung auf das ärztliche Gutachten die Betriebsleitung zum Nachweis eines anderen Arbeitsplatzes.

"Ich habe immer mit richtiger Lust mein Handwerk ausgeübt, wie nichts anderes. Aber ich machte mich kaputt und kein Mensch kümmerte sich darum. Statt dessen störten sie einen dauernd, ich würde die Sicherheit gefährden. Das war ich satt!"

Er wurde als Hilfspförtner und Betriebsüberwacher eingestellt. Er sträubte sich dagegen, zuerst: die Arbeit entspreche nicht seinen Wünschen, dann: er könne sich nicht wehren, wenn er bei solcher Tätigkeit angegriffen wurde. Der neue Vorgesetzte, ein Pförtner, hielt solche Bedenken für unbegründet. Gerade ein Schwerbeschädigter sei für eine solche Tätigkeit geeignet. Denn die Betriebsangehörigen würden sich scheuen, sich gegen einen Schwerbeschädigten aufzulehnen.

"Als sie mir das sagten, habe ich geantwortet: 'wenn der Schwerbeschädigte für solche Sachen noch gut genug ist, dann muß ich sie ja machen.'"

Die Stellung als Hilfspförtner hält REH. bis heute besetzt. Als Aufgabe ist ihm die Kontrolle über ein- und ausfahrende Fahrzeuge, die Überwachung der Einhaltung der Arbeitszeit im Betrieb und die Überprüfung des aus dem Betrieb geführten Materials übertragen.

"Ich bin da nicht zufrieden. Das ist nichts für mich. Ich kann diese Arbeit auch und tue das, was ich tun muß. Aber das gibt schon böses Blut. Was ich tue, möchte ich auch gründlich tun. Ich möchte doch irgendwie im Leben weiterkommen. Aber dadurch bin ich der Schweinehund hinten im Betrieb. Sie nennen mich den "Autospringer", weil ich auf den Lastwagen nachkontrollieren muß. Auch dem älteren Pförtner war ich bald ein Dorn im Auge, weil er merkte, daß ich über ihn kam. Aber ich tat ja nur die Arbeit, die ich tun mußte. Ich wollte ja gar nicht, ich hätte bestimmt lieber eine andere Stelle gehabt."

Nach Aussagen von Betriebsangehörigen führte REH. manche Kontrollen ungewöhnlich rigoros durch; des öfteren verhielt er sich bei nur scheinbar unvorschriftsmäßigen Handlungen von Arbeitern und Angestellten sehr unangepaßt. REH.:

"Das ist das ja, was mich von dieser Arbeit abstößt: daß ich gegen die Arbeiter vorgehen muß. Aber muß! Wenn ich nicht durchgreife, heißt es nachher: der REH. ist zu nichts mehr zu gebrauchen. Deswegen wollte ich ja immer wieder weg, was anderes machen. Aber nichts klappte. Ich weiß auch nicht, was das in meinem Leben ist: daß aber auch alles, alles!, immer wieder zerschlagen wird. Ich hätte manches nicht tun sollen. Ich glaubte, was Gutes und Richtiges zu tun und dann kommt es eben so. Das Schicksal nimmt seinen Lauf, der eine hat Glück, der andere eben Pech."

In den Jahren 1949/51 bewarb sich REH. mit Hartnäckigkeit und einem festen Verharren auf dem Standpunkt, er habe ein Anrecht, vom Betrieb wieder in eine seiner früheren Positionen angemessene Stellung eingesetzt zu werden, noch dreimal um eine andere Stelle.

a) Bewerbung um eine Meisterstelle zur Lehrlingsausbildung. Ingenieur hielt ihn für geeignet, jedoch verneinte schließlich der

bisher auf diesem Arbeitsplatz eingesetzte Meister die vom Betrieb an ihn gestellte Frage, ob sich REH. für diese Aufgaben eigne.

"Dieser alte Knacker hatte überhaupt kein Hirn und kam noch aus der uralten Schule. Er sagte, ich könnte mit einem Arm den Jungen das Feilen ja noch nicht einmal richtig zeigen. Ich geriet mit dem schwer in Harnisch, weil sie mir dauernd einen Stein in den Weg legten."

b) REH. suchte den Betriebsleiter des Papierwerkes auf und bewarb sich mündlich um die Einstellung als Schlosser. Der: "Das können Sie ja nicht mit Ihrer Amputation". REH. widersprach: er halte sich nach wie vor für fähig, die erforderlichen Arbeiten durchzuführen. Daraufhin, sagt REH., habe ihm der Betriebsdirektor vorgeworfen: "Sie sind ja der Kopf dieser Bande. (Spruchkammerverfahren gegen den Obmann). Sie spüren jetzt, was Sie davon profitieren." REH. erlitt einen Magenkrampf, seitdem neurotische Magenbeschwerden (ärztliche Diagnose). Bei mehreren Betriebsdirektoren bis zum Inhaber beider Werke kam er mit harter Kritik sowie mit Klagen über die ihm als Schwerbeschädigtem zuteil gewordene Behandlung zu Wort. Es wurde ihm daraufhin freigestellt, sich im eisenverarbeitenden Betrieb einen passenden Arbeitsplatz zu suchen.

"Wie sollte ich einen passenden Arbeitsplatz finden? Einen Arbeitsplatz zu beanspruchen, der schon besetzt war, daß ein anderer hätte gehen müssen, kam für mich nicht in Frage. Ich fand nichts. Außerdem war ich von den Machenschaften völlig zerteppert."

Ihm wurde von der Betriebsleitung vorgeschlagen, als technischer Zeichner umzuschulen. Er lehnte ab: seine Amputation mache ihm das Zeichnen unmöglich. Zum Gegenbeweis wurden ihm einige unterarmamputierte technische Zeichner vorgeführt. REH. machte auf den Unterschied von Unter- und Oberarmamputation aufmerksam und wurde daraufhin als unwillig bezeichnet.

e) Bei einem weiteren Bewerbungsversuch in der Papierfabrik wurde REH. vom Betriebsleiter des Betriebs verwiesen: er halte die Leute auf. REH.: "Ich war doch da zu Hause!"

1954 schlug ihm der ranghöhere Pförtner eine Bewerbung auf eine Zeitungsannonce vor, mit der ein Leiter für die Betriebsüberwachung gesucht wurde.

"Der schlug mir das vor, um mich loszuwerden, weil er merkte, daß ich ihm überkam."

Erst nach der Bewerbung stellte REH. fest, daß von seinem eigenen Betrieb annonciert worden war. Man freue sich über jeden, sagte ihm der zuständige Betriebsdirektor, der sich wieder aufraffe. REH. sagte jetzt mit wegwerfender Handbewegung:

"Ich habe mich beworben, um voran zu kommen. Das Richtige ist es nicht für mich."

D. Nacherhebung (November 1955)

Über die zuletzt von REH. eingegebene Bewerbung wurde ein Jahr lang nicht entschieden. Der Personalchef machte REH. bei seinen wiederholten Nachfragen immer wieder Hoffnungen: seine Bewerbung habe von allen vorliegenden die größte Aussicht auf Zusage. Der ältere, ranghöhere Pförtner äußerte allerdings auf eine Nachfrage des Personalchefs über die Geeignetheit REHs. Bedenken.

"Dabei hatte er mir vorgeschlagen, mich zu bewerben. Jetzt brachte er an, ich könnte am Telefon mit einem Arm ja noch nicht einmal richtig wählen. Dabei geht das bei mir ganz automatisch. . ."

REH. suchte beim Betriebsrat um eine Befürwortung seiner Bewerbung nach.

Anfang 1955 wurde der neue Leiter der Betriebsüberwachung eingestellt. Der Personalchef unterrichtete REH. von der Ablehnung seiner Bewerbung.

"Er sagte, gerade von mir erwarte er nun, daß ich den neuen Mann mit meinen Erfahrungen unterstützen würde. Das war ordentlich. Ich konnte dem Neuen nicht verdenken, daß er sich dazwischen geschaltet hat. Ich hätte das an seiner Stelle auch getan. Geärgert hat mich bloß, daß der Betriebsrat sich nicht für mich eingesetzt und gesagt hat: der REH. hat nun schon so viel Nackenschläge gekriegt, den müssen wir jetzt mal unterstützen. Das hat noch eine schwere Auseinandersetzung gegeben. Da stellte sich dann heraus, - da kann man wieder sehen, wie bei mir aber auch immer irgendwie sowas nicht klappt - daß ausgerechnet an diesem Tage ein Vertreter meines Obmannes unterschrieben hat, den ich einmal wegen Schiebereien im Betrieb melden mußte."

Zwischen REH. und seinem neuen Chef entwickelte sich ein sehr gutes Arbeitsverhältnis. Als einziger unter den Pförtnern wird REH. von seinem neuen Vorgesetzten bei irgendwelchen Überwachungsmaßnahmen ins Vertrauen gezogen. Aufgaben mit besonderer Verantwortung werden REH. übertragen.

"Weil ich mich nicht mehr gemeldet habe, bin ich heute immer noch auf demselben Posten. Aber es hat sich inzwischen manches geändert. Ich bin nicht mehr hintendran. Der Chef sagte mir, er brauche mich und sprach von meinem Können. Auch im Pförtnerberuf gibt es ein Können. Das muß man sehen können, wenn man an der Pforte steht, ob irgendwas nicht stimmt. Ich kann mich heute sozusagen als Stellvertreter meines Chefs betrachten. Und ich muß ohne weiteres anerkennen: im Köpfchen ist er mir doch überlegen, wenn er auch nicht solche Erfahrungen im Pförtnerberuf hat wie ich. Und ich glaube, daß er in mir einen gefunden hat, dem er vertraut. Ich merke das, weil mir Sachen anvertraut werden, die mir einen Einblick gewähren, von dem sonst einer von uns nichts weiß. Ich verhalte mich nach all dem was mir passiert ist, als Verlierer, also ohne daß mich noch etwas berührt. Trotz-

dem kommt der Chef zu mir und berät mit mir. Mit den anderen nicht."

Ein neuer Betriebsobmann schlug REH. vor, sich um die freierwerdende und für ihn geeignetere Stelle am Hauptportal zu bewerben. Dadurch könne er allen bei der Betriebsüberwachung unvermeidlichen Reibereien mit Betriebsangehörigen aus dem Wege gehen.

"Reibereien" kann man dick unterstreichen. Da kann man sehen, was ich für einen aufreibenden Beruf habe. Dem Obmann habe ich gesagt: so wie man mir mitgespielt hat, melde ich mich zu überhaupt nichts mehr. Ich bin es jetzt satt! Auch, daß ich auf der anderen Stelle mehr Gehalt kriegen würde, ist mir jetzt egal."

"Meine Frau sagt auch: halte Dich aus allem heraus. Sie hat sonst gar kein Verständnis für meinen Beruf und alles, was ich so erlebe. Sie kannte da gar nichts von. Sie hat sich immer auf mich verlassen. Wenn ich sagte: 'das ist in Ordnung!', sagte sie nichts mehr. Und ich bin so, daß ich mir da nichts bestimmen lasse."

"Wenn ich mir nun jetzt wieder alles überlege: wie ich groß geworden bin, was ich gekonnt habe, wie vielseitig ich mich im Beruf ausgebildet habe, dann ist es immer noch ein Trauerspiel, daß ich sowas heute mache. Man darf eben gar nicht mehr daran denken. Das muß einem alles egal sein."

"Gerade in letzter Zeit wird es immer schlimmer, daß ich, wenn ich zu Hause etwas handwerkliches machen will und das klappt dann nicht, einen Zorn kriege!, das kommt mir innerlich dann auch hoch!, besonders wenn andere dabei sind; dann könnte ich die Brocken so schmeißen. Das habe ich früher nie gehabt. Vor meiner Verwundung sagte meine Frau: 'Auf deinem Kopf kann man ein Stück Holz zerschlagen, dann bist du immer noch nicht aufgeregt....'"

Fallstudie ORM.

Geboren: 1925

frühere Berufe: Maschinenbauschlosser (Gesellenprüfung), techn. Zeichner (abgeschlossener Kurzlehrgang)

Zwischentätigkeiten: Vorbereitung zum Abitur, kaufm. Versuche

heutiger Beruf: stud.dis.pol.

M. d. E.: 80 %

Ursache: Amputation des rechten Oberarmes

Auswirkung: Nach langem Üben erlernte er das Schreiben mit der linken Hand. Jede Erwägung, seine Behinderung würde sich im Alltagsablauf nachteilig für ihn auswirken, weist ORM. weit von sich.

Vorgang der Erhebung: 1955 traf ich ORM. zufällig wieder. Er schien seine nach außen gekehrte Bedächtigkeit noch weiter ausgeprägt zu haben. Einen Teil seiner Semesterferien verbrachte er bei seinem Vater und seiner Stiefmutter.

Nach einigem Überlegen war er bereit, mir seine Lebensgeschichte zu schildern. An drei Nachmittagen saßen wir in einer Gaststätte zusammen.

A. Die elterliche Familie und Verlauf der Jugend

Der Vater, ein Färbermeister in einem größeren Färbereibetrieb, lebte mit seiner um neun Jahre älteren Frau in anhaltenden Konflikten. Beide Elternteile gaben sich Mühe, die zwei Söhne für ihre Seite zu gewinnen und bei ihnen in einer Vorrangstellung zu erscheinen. ORM. nahm schon früh Partei für seine Mutter.

"Ich neigte zu ihr, weil ich ihr in Sensibilität und in einer bestimmten nachdenkenden Zurückhaltung nachgeschlagen bin. Mit 12 oder 13 Jahren schon stand ich gegen meinen Vater in Opposition. Er war ehrgeizig, suchte überall seinen Vorteil, das erregte zutiefst meinen Ekel. Als führender Funktionär in der NSDAP, wo er alles ausnutzte und auch Machenschaften nicht scheute, um seinem Ehrgeiz nachzukommen, war er mir geradezu widerlich."

Der Vater wertete die Interessen ORMs., seine Vorliebe für Bücher, ab. Er warf dem Sohn Verstiegenheit und Kritiksucht vor. Dadurch vergrößerte sich der Sohn-Mutter-Kontakt umso mehr. Daneben entwickelte sich ein starker Kontakt zwischen ORM. und seinem etwa zehn Jahre älteren Vetter. Dieser, ein Maschinenbauingenieur, beeinflusste ORM. vor allem in seiner beruflichen Zielsetzung.

ORM. beendete die Volksschulausbildung 1940 als einer der besten Schüler. Er plante, nach einer Lehre als Maschinenbauschlossler ein Technikum für die Ingenieurlaufbahn zu besuchen.

"Ich war auf mich selbst angewiesen. Hilfe von meinem Vater wollte ich nicht. Ich kam auch ohne ihn zurecht. Meine ganze Ausbildung habe ich selbst überlegt und eingeleitet."

Währenddessen führte er in der Hitler-Jugend mit einer geradezu fanatischen Gewissenhaftigkeit ein Fähnlein. Er habe vor allem auf strengste Pflichterfüllung gesehen und damit einen Gegensatz zu dem politischen Ausnutzungsverfahren seines Vaters schaffen wollen. Im März 1943 legte ORM. die Gesellenprüfung als Maschinenbauschlossler ab. Seit 1942 hatte er bereits an Abendkursen zur Vorbereitung auf das Technikum teilgenommen,

um vor seiner Einberufung zum Kriegsdienst noch zu einem Abschluß als technischer Zeichner zu kommen.

Durch Vermittlung des Vetters begann er eine entsprechende Ausbildung im Industriebetrieb einer anderen Stadt. Er konnte bei Verwandten wohnen.

Während dieser Zeit wurden seine Mutter und sein Bruder bei einem Bombenangriff getötet.

"Ich konnte keinen Schmerz empfinden. In mir war alles tot, als ich bis in die Nacht sinnlos und ziellos durch die Trümmer lief. Wo meine Mutter darin lag, wußte ich nicht."

Im November 1943 Einberufung zum Wehrdienst. Während seiner Ausbildung zum Reserveoffizier konnte ORM. seine Abschlußprüfung als technischer Zeichner ablegen.

B. Die Lazarettssituation

Im Dezember 1944 beim Fronteinsatz einer Fahnenjunkerschule Granatsplitterverletzung im rechten Oberarm. Sofortige Wundversorgung auf H. V. P.: Verband. Beim Abtransport in ein Feldlazarett wurde ORM. ohnmächtig. Beim Erwachen fand er sich nach bereits vollzogener Amputation in einem Lazarett wieder.

"Ich habe den Verlust des Armes einfach zur Kenntnis genommen. Er hat mich wenig interessiert, weil er mich nicht beeinträchtigen konnte. Ich konnte mit dem linken Arm ja alles tun, was ich brauchte. Um meinen Beruf habe ich mir keine Sorgen gemacht."

Im Lazarett schloß sich ORM. von seinen Zimmerkameraden durchweg ab. Er habe kein Interesse an ihnen gehabt und es sei niemand unter ihnen gewesen, der ihm gemäß gewesen sei.

Eine Infektion am Stumpfe mit Eintritt hohen Fiebers und starken Schmerzen machten eine Verlegung erforderlich. ORM. weigerte sich jedoch strikt, das für den Transport vorgesehene und bereits mit einem Dutzend Schwerbeschädigten beladene Pferdewerk zu besteigen.

"Ich fuhr doch nicht mit den Schwerbeschädigten und mit einem Pferdewagen so öffentlich durch die Stadt, vor allen Leuten! Also das war mir irgendwie unangemessen."

ORM. legte den Weg zum Hauptlazarett trotz 40° Fieber zu Fuß zurück. Dort trat nach einigen Inzisionen am Arm Besserung ein. Auch hier hielt sich ORM. von allen anderen Lazarettinsassen distanziert, wechselte nur die notwendigsten Worte, ohne allerdings abweisend oder etwa arrogant auf die Übrigen zu wirken. Immerhin fühlte er sich ihnen gegenüber in einer Sonderposition:

"Ich war eben anders als sie alle. Jede Form der Rauhebeinigkeit und eines primitiven Zweckdenkens ist mir fremd, ja sogar zuwider. Ich fühlte mich den anderen gegenüber aber verpflichtet; es waren schwere Fälle darunter, z. B. Beinamputierte - sie wurden schlecht,

geradezu interessenlos behandelt. Das stieß mich ungemein vor den Kopf. Ich habe dann verschiedentlich versucht, mich für eine gerechte Ordnung einzusetzen."

Er forderte einige in der Behandlung gleichgültige Sanitäter zu einer intensiveren Pflege der Schwerbeschädigten auf.

Im März 1945 wurde ORM. mit einer Reihe anderer Gehfähiger in ein anderes Lazarett verlegt. Der die Gruppe anführende Sanitätsoffizier konnte sich nicht entschließen, mit den Schwerbeschädigten die 2. Wagenklasse der Eisenbahn zu benutzen.

"Da hatte ich fast Tränen in den Augen, daß überhaupt die Frage gestellt wurde: 2. oder 3. Klasse. Ich fand es ausgeschlossen, daß darüber überhaupt Zweifel und Bedenken aufkommen könnten. War der Kriegsbeschädigte so gering, daß man darüber noch Überlegungen anstellen mußte? Wäre man ohne weiteres in die 3. Klasse eingestiegen, dann wäre alles in Ordnung gewesen. Daß jetzt aber erst abgewogen wurde... hat mich sehr betroffen!"

Der Orientierungsverlauf

ORM. wich jedem Gedanken an das bevorstehende Kriegsende aus. Hauptsächlich sei es ihm darauf angekommen, eine Gefangenschaft zu vermeiden. Aus diesem Grunde flüchtete er gemeinsam mit einigen gleichaltrigen Körperbehinderten mehrmals vor den immer wieder herannahenden amerikanischen Truppen. Der Aufforderung und schließlich dem Druck seiner Begleiter, sich auf gleiche Weise wie sie ein Fahrrad zu stehlen, konnte ORM. zunächst nicht nachkommen.

"Nicht, weil ich etwa Angst hatte. Ich fürchte Gefahr nicht, wenn ich mich einigermaßen im Recht fühle. Das ist für mich typisch. Aber einem Zivilisten ein Rad stehlen, das brachte ich nicht fertig."

Schließlich entwendete er, unter dem Zwang seiner Gefährten, ein Fahrrad auf einer Ortskommandantur.

Wenige Tage später geriet ORM. in Gefangenschaft.

"Ich erfuhr nun die ganze Rücksichtslosigkeit und Ichsucht, derer Menschen überhaupt fähig sind. Es war für mich erschütternd, zu erleben, wie jeder ohne Berücksichtigung des anderen seinen Vorteil ausnutzte."

ORM. brach aus dem Lazarett, in das er wegen Typhus eingeliefert worden war, aus und kehrte zu den Verwandten zurück, bei denen er vor seiner Einberufung gewohnt hatte.

ORM. mietete ein möbliertes Zimmer. Eine Rückkehr zu seinem Vater habe er vermieden. Das Fehlen von Entlassungspapieren gab ihm keine Rechte zum Bezug öffentlicher Unterstützung. Zum Lebensunterhalt nahm er Geld von seinem Vater und von Verwandten an. Nach einigen Monaten erhielt er eine Kb. -Rente.

Erste Versuche, links zu schreiben und zu zeichnen, um sich zum Besuch des Technikums vorzubereiten, waren entmutigend. Er habe gehaut, sich mit seinen Berufsplänen nicht zurechtzufinden und aus diesem Grunde 1945 bereits eine Umschulung beantragt. Das Versorgungsamt gab ihm jedoch Bescheid, daß für eine Umschulung keine Richtlinien vorlägen.

"Das hat mich stark niedergeschlagen. Ich bin herumgeirrt, wußte nicht, was ich tun und wo ich anfangen sollte. Durch den Umschulungsbescheid und die Erfahrungen aus der Gefangenschaft stand ich vor der Erkenntnis: rauheweg und rücksichtslos ist alles! Ich sah mich völlig auf mich selbst gestellt. Da blieb mir schließlich nichts anderes, als mich als Maschinenbautechniker weiter auszubilden."

Während des ganzen Jahres 1946 übte sich ORM. im Schreiben und Zeichnen.

"Das war sehr mühselig, besonders das Schreiben. Bücher habe ich seitenweise abgeschrieben. Im Zeichnen brachte ich es schließlich hin wie früher, auch wenn zwei Winkel oder sonstige Teile zu halten waren. Aber ich brauchte das Dreifache an Zeit! Dabei gehen einem die Nerven drauf, wenn man für jede kleine Arbeit einen vielfachen Zeitaufwand aufbringen muß."

Außerdem ging er Fachliteratur durch. Dabei stieß er auf philosophische Lektüre, wurde interessiert und trat einer örtlichen philosophischen Arbeitsgemeinschaft bei.

Im Ganzen hielt sich ORM. auch weiterhin isoliert. Versuche, auf dem Wege der Erörterung philosophischer Themen Bekanntschaften fortzusetzen, scheiterten. Er habe, sagt ORM., auch nie das Bedürfnis gehabt, sich mit einem der Bekannten zu befreunden. Es sei ihm lediglich auf die Diskussion angekommen.

Nach mehreren Ansätzen wagte ORM. im Mai 1947 den Schritt, sich an der örtlichen Maschinenbauschule anzumelden. 14 Tage nach Beginn des Semesters war ihm klar, daß seine Berufspläne scheitern mußten; die von den Lehrern gestellten Zeichenaufgaben waren ihm wegen des fehlenden Armes rein zeitlich unlösbar; darüber hinaus stand ORM. einem auf eine Menge von Vorkenntnissen aufbauenden theoretischen Unterricht gegenüber, den er nicht mitvollziehen konnte; außerdem hatte er mit finanziellen Schwierigkeiten zu rechnen.

"Da stand ich zum ersten Mal konkret vor der Tatsache: jetzt habe ich nur einen Arm. Das war ein ungeheurer oder überhaupt: der Tiefpunkt in meinem Leben: alles war aussichtslos. Ich habe völlig die Übersicht verloren. Mit dem Geld für's Studium bin ich in die Berge gefahren, ganz allein habe ich äußerst gewagte Bergtouren gemacht, immer wieder neue, dabei in irgendeinen verbissenen Trotz naiv spekuliert: wenn das Schicksal es will - mir ist gleich, was mir passiert."

Schließlich folgte ORM. der schriftlichen Einladung einer seit kurzem bekannten Studentin. Mit ihr besuchte er Universitätsvorlesungen, vor allem philosophische. Er teilte ihr sein berufliches Dilemma nicht mit, sprach lediglich von seinen neugewonnenen beruflichen Plänen: Abitur, anschließend ein Studium.

Zu seinem Wohnort zurückgekehrt (Juli 1947) nahm er Unterricht in Mathematik, Chemie, Physik und Latein. Der Vater unterstützte ihn finanziell. Wegen der sehr hohen Unterrichtskosten konnte ORM. sich nur bis zur Währungsreform einen Lehrer halten.

"Die Währungsreform war für mich ein weiteres Fiasko. Ich hatte die erforderlichen Bücher und versuchte, mit eigener Kraft durch den Stoff zu kommen."

Mit einem monatlichen Rentenbezug von 70, -- DM mußte er seinen Lebensunterhalt bestreiten. Durch Nachhilfeunterricht konnte er diese Einkünfte nur unbedeutend vermehren. Der kurz vor einer Zweitehe stehende Vater konnte keine weiteren finanziellen Zuwendungen aufbringen. Dafür bot er seinem Sohn an, bei ihm zu wohnen.

Nur etwa 3/4 Jahr machte ORM. von diesem Angebot des Vaters Gebrauch. Nach einer Auseinandersetzung mit seinem Vater, der die Berufspläne seines Sohnes als Irrsinn bezeichnete und erklärte, ORM. solle sich, anstatt ihn noch jahrelang finanziell zu belasten, um reellere Dinge bemühen, kehrte er "angeekelt" zu seinem früheren Wohnort zurück.

Hier begann er trotz seiner finanziellen Notlage (70, -DM Rentenbezug; 30, - DM Erträge durch Nachhilfestunden) mit Rückzahlungen an seinen Vater.

"Mit meinen Vorbereitungen zum Abitur kam ich zu langsam vorwärts, einen Lehrer konnte ich mir nicht leisten. Ich wollte mir nicht helfen lassen, weil ich anderen gegenüber meine Lage nicht wahrhaben wollte. Außerdem sah ich ein, daß ich an meiner Lage selbst Schuld war. Wenn ich mich anders verhalten hätte, hätte ich andere Möglichkeiten gehabt."

"Ich überlegte mir, daß es besser wäre, einen Rückhalt durch irgendeinen Gelderwerb zu haben, um nicht mit den langsam laufenden Abiturvorbereitungen ins Leere hinein zu arbeiten. Im Hintergrund stand dabei zwar auch der Gedanke, etwas Interessantes zu finden, womit ich mir vielleicht etwas aufbauen konnte. Aber im Ganzen faßte ich die Sache doch als eine Konzession an meine Lebenslage auf."

Er ersuchte das Arbeitsamt um eine Vermittlung in eine kaufmännische Kurzlehre. Ihm wurden Bewerbungen bei mehreren Stellen vorgeschlagen, ohne ihm allerdings bei der Vermittlung zu helfen.

"Ich hätte es für erforderlich gehalten, wenn der Vermittler wenigstens telefonisch die Firmen vorbereitet hätte. So platzte ich da, völlig unvorbereitet für die Leute, herein und stieß überall auf völliges Desinteresse. Man wollte mich im Lager arbeiten lassen, oder mich zu einer dreijährigen Lehre verpflichten, oder man sagte einfach, ich wäre mit meinen 24 Jahren zu alt. Für meinen bisherigen Werdegang hatte man kein Verständnis. Ich empfand das als ungerecht. Man wollte mir nicht die primitivste Chance geben. In dieser Hinsicht habe ich dann resigniert, so daß ich mich um eine schnelle Berufsrealisierung nicht mehr bekümmerte. (1950)

Auf der anderen Seite war es für mich irgendwie erlösend, irgendwie auflösend in meiner Lage, daß ich mir sagen konnte: es gibt für dich jetzt keine Berufslösung. Dadurch konnte ich mich ganz und mit gutem Gewissen der Philosophie widmen. Ich kam zu einigen guten Erkenntnissen, die ich heute noch bei meiner Arbeit verwenden kann."

ORM. befaßte sich in der Hauptsache mit Themen wie Willensfreiheit und "Unsterblichkeit". Daneben gab er Nachhilfeunterricht und besuchte die Volkshochschule. Seine materielle Lage zwang ihn zu äußerster Sparsamkeit. Nicht selten mußte er Mahlzeiten überschlagen.

"Ich brauchte mir selbst keinen Vorwurf mehr zu machen. Ich hatte versucht, etwas anzufangen. An mir hatte es nicht gelegen, daß es so gekommen war."

Durch Vermittlung der Stiefmutter versöhnte sich ORM. wieder mit seinem Vater.

"Im Ganzen will ich aber so wenig wie möglich zu Hause sein. Ich kann die Art meines Vaters nicht gut vertragen und muß mich oft überwinden, um nicht völlig Schluß zu machen."

Ende 1951 wurde ORM. zum Aufbau einer Verkaufsorganisation von einem Bekannten ein Kredit eingeräumt. Nach Abschluß der Vorbereitungen zog der Kreditgeber aus privatgeschäftlichen Gründen seine zur Verfügung gestellten Gelder zurück.

"Ich habe versucht, auf anderen Wegen zu einem Kredit zu kommen. Als das scheiterte, wollte ich die Sache so in Gang bringen. Jedoch mußte ich es nach einem Jahr aus finanziellen Gründen aufgeben. Es hat mir auch nicht gefallen, so im Kleinen herumzuwurschteln. Ich hatte immer das Gefühl: der andere braucht ja gar nicht. Und darin stecken zu bleiben hatte ich keine Lust."

Durch den V. d. K. erfuhr ORM., daß er als Kriegsbeschädigter einen Rechtsanspruch auf eine berufliche Förderung habe. Er beantragte Anfang 1953, ihm im Hinblick auf seinen früheren Berufsabschluß als Maschinenbauschlosser eine weitere Ausbildung zum Berufsschullehrer zu ermöglichen. Eine im September 1953 durchgeführte E. U. hatte eine gute Beurteilung und eine Befürwortung des Antrages zum Ergebnis.

Auf sein Betreiben erhielt er eine Sondergenehmigung, in einem Jahr zur Mittleren Reife zu kommen. Im Anschluß daran sollte nach zweijährigem Unterricht in einem Spezialinstitut das Abitur abgelegt werden. Dann erst konnte die Ausbildung zum Berufsschullehrer beginnen.

Nach 1/4 Jahr Fachschulausbildung, die ORM., da die Genehmigung des Antrages zur Berufsförderung auf sich warten ließ, aus eigenen Mitteln bestritt, brachte ihm "die Fackel", die Informationszeitung des V. d. K., den Hinweis auf eine Umschulungsmöglichkeit an einer "Hochschule für Arbeit, Politik und Wirtschaft". Unter 40 Bewerbern bestand ORM. mit 7 anderen die Aufnahmeprüfung.

Er wurde angenommen für ein Propädeutikum zum Abitur bei gleichzeitiger Immatrikulation. Im April 1954 begann er sein erstes Semester. Wenig später erhielt er Bescheid über die Genehmigung seines Antrages zur Berufsförderung.

Er bewohnt, nur unter Studenten lebend, ein Zimmer in einem Hochschuldorf. Zahlreiche Kontaktmöglichkeiten mit Kommilitonen ergaben sich für ihn von Anfang an.

"Hier habe ich jetzt erst eigentlich meine bisher schönste Zeit, falls man das überhaupt so ausdrücken kann: jetzt sehe ich wieder Möglichkeiten, alles steht mir wieder offen, durch eigene Leistungen, unabhängig von allen anderen zu etwas kommen zu können. Ich stelle den Anspruch im Leben, zu wissen, daß ich die und die Möglichkeiten habe zur Realisation, wenn ich sie auch niemals ergreifen werde oder ergreifen kann. Aber sie müssen eben da sein. Dann ist auch der Verlust des Armes für mich völlig unbedeutend. Denn ich brauche ihn nicht, um mich in meinen Möglichkeiten zu entwickeln."

"Was mich beeinträchtigt hätte, wäre der Verlust eines Beines gewesen, da ich dann keinen Sport hätte treiben können. Der Sport ist mir seit je und eh immer wieder die Bestätigung gewesen, daß meine Verwundung keine Einschränkung bedeutet. Deshalb hat mir das Fehlen des Armes bis heute nicht viel ausgemacht."

"Wäre ich so schwer verwundet worden, daß ich abhängig gewesen und Hilfe von anderen gebraucht hätte, wäre ich nicht wieder aus dem Krieg zurückgekommen, weil ich in irgendeiner Abhängigkeit, und das hängt wieder mit meiner Sensibilität zusammen, nicht leben kann."

Es zeigten sich in diesem Abschnitt vor allem zwei Formen eines retentiven Anklammerns an die vor Eintritt der Behinderung gültigen Bestände des Lageschemas: die Restauration und die Verdrängung. Als Restauration wurde der permanente Versuch des Behinderten dargestellt, den Anspruch auf die realen, vor der Invalidierung innegehaltenen Gegebenheiten und Gewißheiten, sei es körperlicher oder auch beruflicher Art, für sich in der Umwelt durchzusetzen. Durch Verdrängung der ursächlich mit dem Kör-

perschaden zusammenhängenden inneren und äußeren Schwierigkeiten sucht der Körperbehinderte, die Konfrontation mit der neu entstandenen Lage überhaupt zu übergehen.

II. HAUPTTEIL

Die Weisen der Daseinsermöglichung als Verarbeitung des Körperbehindertenschicksals

Das Problem des Verhältnisses von Aktio und Passio geht bis auf Aristoteles zurück¹. Evidente Aktio kann unter dem Wechsel der Perspektive zum binnenseelischen Geschehen höchste Passio und evidente Passio gleicherweise höchste Aktio sein. Nicolai HARTMANN führt in seiner Fundamentalontologie das Beispiel des Schlafsuchenden an². Der Irrtum, Schlafen als ein ausschließlich passives Verhalten zu bezeichnen, wird deutlich, wenn der Handlungscharakter, psychologisch gesehen also die innere Begründung dieses "Tuns", Berücksichtigung findet.

Es ist heute vielfach noch geläufig, bei Urteilen über den Grad der Bemeisterung des Körperbehindertenschicksals den Begriff "Überwindungswillen" anzuwenden. Er dokumentiert sich für eine derartige Auffassungsweise durch das Ausmaß aktiver Anpassung an die sozial gesetzten Normen. Bleibt die Übereinstimmung zwischen dem Verhalten des Körperbehinderten und den sozialen Verhaltensmatrices im Verzug oder kommt sie erst gar nicht zustande, so wird dementsprechend von einem Mangel an Willensaktivität gesprochen.

Theoretisch wird diese Betrachtungsweise des Fertigwerdens mit dem Körperbehindertenschicksal von H. WURTZ in seinem Buch "Zerbrecht die Krücken" zu untermauern versucht. WURTZ ist der Auffassung, Grundbedingung zu einer Stabilisierung der inneren Lage des Körperbehinderten sei neben der motorischen auch die sozial gerichtete Aktivität. Im Gegensatz zu derartigen theoretischen Empfehlungen zur Bemeisterung des Körperbehindertenschicksals wird im folgenden jedoch die Auffassung vertreten, daß es erforderlich ist, sich dem Problem der Verarbeitung von der Seite der jeweils einzig gearteten Persönlichkeit zu nähern. Ist auch immerhin die von BARKER umrissene sozialpsychologische Sondersituation des Körperbehinderten, zu der in der Einleitung dieser Arbeit bereits Stellung genommen wurde, einschichtig-grundlegend für die eigentlich seelische Situation bleiben die verarbeitenden Handlungen, mit denen sich der Betroffene das Dasein im Zustand des körperlichen Geschädigtseins erneut lebenswert macht.

1) Aristoteles: Logik, Lehre von den Kategorien.

2) Nicolai Hartmann: Zur Grundlegung der Ontologie, Walter de Gruyter & Co., Berlin 1941.

In diesem Sinne verstanden befindet sich der Körperbehinderte ständig in Aktio. Ob diese sich nun schon als eine besondere Leistungstrebigkeit oder als Flucht kennzeichnet, in jedem Falle spielt sie sich zunächst einmal im Raume eines für die Situation der Persönlichkeit sinnvollen Bemühens ab. Dieses Bemühen hat letzten Endes zum Ziel, bestimmte kritische Aspekte der eigenen Situation (einschließlich der in der Behinderung begründeten) zu deuten, zu verarbeiten und zu bewältigen.

DÄUMLING³ hat, in Anlehnung an die SPEERsche Neurosenlehre, 4 Formen der Erlebnisverarbeitung - transitorische, perseveratorische, kompensatorische und evasorische - herausgestellt. Die Anwendung dieser Kategorien auf das vorliegende Material stieß jedoch auf Schwierigkeiten, nicht zuletzt, weil bisher keine ausreichenden Informationen über diese Lehre von der Erlebnisverarbeitung publiziert wurden.

THOMAE⁴ findet indessen im konkreten menschlichen Verhalten bestimmte mehr oder minder "chronisch" gewordene Aktionssysteme, mit denen sich die Persönlichkeit die Deutung, Verarbeitung und Bewältigung der in der Konfrontation mit einer bestimmten Lage gegebenen Anforderungen und Erlebnisse ermöglicht. In vier Themenkreisen, der Behauptung, des Genusses, der Erweiterung und der Gestaltung eigenen Daseins, zeichnen sich diese "Techniken zur Daseinsermöglichung" ab.

Der Körperbehinderte bedient sich, um über sein Schicksal Herr zu werden, nicht etwa bestimmter, auf seine Behinderung als solche gerichteter Willensanstrengungen. Vielmehr stellt sich als Verarbeitung und im Vollzug der Verarbeitung des Erlebnisses körperlichen Geschädigtseins eins jener Aktionssysteme zentral in den Dienst erneuter Daseinsermöglichung.

Nach dem im ersten Abschnitt dieser Untersuchung aufgeführten Ergebnissen über die Desorientierung des Lageschemas in der Folge des Eintritts von Körperbehinderung liegt es nahe, bei dem Betroffenen zunächst Weisen des Agierens und Reagierens aus dem Themenkreis der Daseinsbehauptung zu erwarten. Dies läßt sich an den Fallstudien auch de facto nachweisen.

Auch in den Fällen, die die Desorientierung nach Eintritt der Behinderung durch aktive Verarbeitung oder durch eine substantielle Getragenheit auffangen, um sogleich die in der neu entstandenen Lage erforderliche innere Umstrukturierung einzuleiten, führt die mit der körperlichen Schädigung verbundene Wertminderung ebenfalls zu einer auf Behauptung gerichteten Haltung dem Dasein gegenüber.

3) A. Däumling: "Die Erlebnisverarbeitung", Ber. des 19. Kongr. d. Dt. Ges. f. Psychol., Köln 1954.

4) H. Thomae: Persönlichkeit, S. 139 ff.

Erst nach Absicherung vor einer Gefährdung der inneren Existenz zeichnet sich, sofern sich die Situation bis zum Abschluß der Untersuchung änderte, ein Übergang zu thematisch anders gelagerten Aktionssystemen ab: die Persönlichkeit nimmt eine genießende, sich erweiternde oder gestaltende Haltung zum Dasein ein.

Innerhalb des Themenkreises behauptender Handlungsweisen zeigen sich jedoch ebenfalls Veränderungen des Agierens und Reagierens, wenn durch situative Gegebenheiten die innere Notlage vergrößert oder vermindert wird.

Diese Weisen, mit denen sich der Behinderte auf Grund der neuen Lage das Dasein wieder zu ermöglichen trachtet, werden in den folgenden Abschnitten an einer Reihe von Fallstudien aufgezeigt. Die Untersuchung faßt zunächst das sich unmittelbar an die Lazarettentlassung anschließende sich behauptende Agieren und Reagieren ins Auge. In einem weiteren Abschnitt sollen an einigen Fallbeispielen Verlauf und Wandel der Weisen der Daseinsermöglichlichkeit verfolgt werden.

1. Die Weisen der Daseinsbehauptung

Dem Erlebnis existentieller Gefährdung, innerer Unsicherheit und Devaluation begegnet der Körperbehinderte mit bestimmten Aktionen und Reaktionen zur Behauptung seines inneren Daseins. Sie offenbaren sich einmal als Verhaltensweisen von aggressivem - zum andern tragen sie Ausweichcharakter. Drittens zeigen sie sich, den "Kompromiß zwischen Aggression und Fluchtreaktion" (THOMAE) schließend, in einer sich anpassenden Daseinsbehauptung, d.h. als Anpassung an die vom Sozialverband aufrechterhaltenen, von breiter Basis getragenen und damit vor Gefährdung geschützten Werte, Institutionen und Funktionsmöglichkeiten.

Einer subtileren Interpretation bliebe es überlassen, beim Einzelfall die Schwankungen zwischen diesen Behauptungsweisen zu verfolgen. So können sich im Verlauf einer von Ausweichhandlungen gekennzeichneten Situation durchaus plötzliche aggressive Reaktionen, etwa in Form von intellektueller Abwertung oder von Durchsetzungsbestrebungen zeigen. Es mögen auch anhaltendere Bemühungen um eine Anpassung vorzufinden sein. Im Gesamtverlauf der Situation bleibt in diesen Fällen jedoch, und allein diese Gesamtsituation kann hier berücksichtigt werden, das Ausweichverhalten dominierend.

Die Begutachtung der Fallstudien nach Weisen der Daseinsbehauptung, die in der Folge von Körperbehinderung zur Verarbei-

tung der inneren Notlage und zur Ermöglichung weiteren Daseins aufgenommen werden, setzt nach der Lazarettentlassung ein, also zum Zeitpunkt des Neuorientierungsbeginns in der "zivilen" Umwelt.

Eine tabellarische Aufgliederung zeigt, daß Fluchtreaktion und Anpassung in dieser Situation weitaus häufiger als die aggressiven Weisen der Daseinsbehauptung anzutreffen sind:

Weisen der Daseinsbehauptung	Anzahl	n = 50
Anpassung	25	
Ausweichaktionen	18	
aggressive Aktionen	7	

Dieses Zahlenverhältnis gibt in eindeutiger Weise darüber Aufschluß, daß sich der Körperbehinderte nach der physischen Wiederherstellung zunächst durch Anpassung oder durch Ausweichen vor der neuentstandenen Lage innerlich zu behaupten versucht.

a) Ausweichen vor der gegebenen Lage

Die außerordentlich schwierigen Umweltbedingungen nach Kriegsende lassen einer Reihe von Fällen keine andere Möglichkeit als die des Ausweichens. Die innere Notlage ist in diesen Fällen so stark, daß weitere Niederlagen und Devaluationen auf jeden Fall vermieden werden. Der Körperbehinderte geht der Konfrontation mit der Wirklichkeit aus dem Wege, sobald durch sie die Frage nach eigener Bewährung, eigenem Wert, nach der inneren Kraft zur Realisierung des Lebensvollzugs an ihn gestellt wird.

Das Ausweichen zur Daseinsbehauptung kann sich mit Reaktionsweisen aggressiven Charakters verbinden, die jedoch lediglich der Kompensation dienen und an der generell resignierenden Haltung dem Dasein gegenüber nichts ändern. Diese Formen der Aggression, die sich völlig im Nebenfeld der Lage, vor der ausgewichen wurde, abspielen, sind zudem nicht symptomatisch für eine Daseinsbehauptung durch Ausweichen.

Die zeitliche Dauer ersten ausweichenden Agierens und Reagierens ist von Fall zu Fall unterschiedlich und richtet sich nach den inneren und äußeren situativen Gegebenheiten. Berufliche, familiäre Veränderungen oder von der Persönlichkeit gewonnene Standpunkte, z. B. plötzliche Einsicht und ein daraus resultierender Entschluß, Vorgänge, die sich im Sinne der Daseinsbehauptung stärker gefährdend oder entlastend auswirken, können zu ei-

nem Wandel in der Technik, sich dem Dasein gegenüber zu behaupten, führen.

Der Zeitraum mit dominant ausweichendem Verhalten bei den 19 Fallstudien nach deren Lazarettentlassung, läßt sich mit folgender Tabelle übersichtlich machen:

Zeitraum mit dominierenden Ausweichaktionen	Anzahl	Bezeichnung der Fallstudien
1 bis 3 Jahre	7	MEU, SAR, PAN, EIM, SEM, FAL, GAN
4 bis 6 Jahre	4	BEN, DAM, ORT, SAM
7 bis 10 Jahre	5	MES, MUK, AHN, CON, ORM
20 bis 25 Jahre	2	SAN, LED

Relativ kurz ist die Phase des Ausweichens vor der gegebenen Lage in den Fällen PAN, SAR und MEU. Der am Oberarm amputierte PAN, nimmt nach der Lazarettentlassung keine der ihm angebotenen beruflichen Lösungen an. Er habe sich von seinem Schäferberuf nicht trennen können. Erst nach einem Jahr erklärt er sich mit der Übernahme eines Aufsichtspostens in der Landwirtschaft einverstanden.

Ähnlich hält sich SAR, zurück, einen für ihn vorgesehenen Arbeitsplatz sogleich nach seiner Rückkehr in sein Elternhaus zu besetzen. Aus der Fallstudie wird entnommen:

"Ein Jahr blieb SAR, zu Hause bei seinen Eltern. Er ging möglichst jeder Begegnung mit Nachbarn und anderen aus dem Wege. Er verließ das Haus nur, um seine Tante zu besuchen. Er las Romane: Ganghofer, Herzog. Er sagt: 'Es war eine Scheu hinauszugehen. Man meinte immer, man würde angesehen: Sieh mal der da, was ein armer Teufel! Und was die Leute nicht alles sagen!'"

Das Ausweichen wird hier also weitgehend von der Furcht erneuten Wertverlustes motiviert. Der in dieser Phase vorherrschende Gedanke an einen beruflichen Aufstieg, der die Devaluation ausgleichen soll, weist weiterhin auf die Krisis der inneren Lage dieses Falles zu diesem Zeitpunkt hin.

MEU, bietet das Exempel für eine relativ kurze Phase des Ausweichens. Unmittelbar nach Eintritt der Behinderung ist zunächst seine Absicht zu erkennen, die durch die Behinderung neu entstandene Lage nicht zu akzeptieren, vielmehr in den Bahnen eines der Daseinsbehauptung dienenden Anpassens innerhalb der soldatischen Ordnung weiter zu existieren. Erst nach Kriegsende tritt

der Zwang zur inneren Umstrukturierung in eine akute Präsenz. An dieser Stelle sucht MEU. durch Rückzug vor jeglichem inneren Konfliktstoff über die neue Lage Herr zu werden, bis er durch das Eingreifen des Vaters seine Haltung korrigiert und sich der neuen Lage anzupassen trachtet.

Fallstudie MEU.

Geboren: 1920

früherer Beruf: mittlere Reife, Maschinenschlosserpraktikant, Ingenieurschule (1 Sem.), aktiver Offizier.

Zwischenberuf (nach Kb.): Landwirtschaftl. Eleve, Lehrling in Elektrizitätswerk, Zählerprüfer, Elektromeister.

heutiger Beruf: Werbeberater im Elektrizitätswerk

M. d. E.: 50 %

Ursache: Hirnverletzung, Splitterverletzung und Teilversteifung an rechter Hand, Bewegungseinschränkung am rechten Fuß.

Auswirkung: Häufige Kopfschmerzen und Störungen bei der Formulierung in freier Rede, bringt MEU. mit der Hirnverletzung in Verbindung. Die Behinderungen an Hand und Fuß fallen bei der Berufsausübung weniger ins Gewicht.

Vorgang der Erhebung: Die Erhebung begann Mitte 1955. Im Verlauf der folgenden zwei Jahre besuchte ich das Ehepaar wiederholt. Die letzte Nacherhebung wurde 1957 vorgenommen.

A. Elternhaus und Verlauf der Jugend

MEU. wuchs in einem Dorf mit ausgesprochen landwirtschaftlichem Charakter auf; 30 km von der nächsten Stadt entfernt. Seine Eltern besaßen hier ein eigenes Haus.

Der Vater war Buchhalter in einem Elektrizitätswerk. 20 km mußte er zurücklegen, um von seinem Wohnsitz aus seinen Arbeitsplatz zu erreichen. Sein Gehalt genügte, um den Lebensunterhalt der Familie zu sichern.

"Zu Hause war mein Vater bestimmend. Meine Mutter hat keine eigene Meinung haben dürfen. Dagegen war mein Vater uns Kindern gegenüber wieder nachgiebiger, die Mutter war streng und zu mir besonders streng."

MEU. war mit einem doppelten Leistenbruch auf die Welt gekommen. Während der ersten 17 Monate hatten die Eltern aus diesem Grunde den schreienden Säugling mit allen gebräuchlichen Mitteln zu beruhigen. Nach seiner Genesung allerdings begann eine strenge Erziehung durch die Mutter.

Mit 9 Jahren habe er sich, um seine Mutter zu strafen, das Leben nehmen wollen. Er sei ständig auf der Flucht vor seiner

Mutter gewesen, habe, wenn er deren Stimme bereits gehört hätte, Angst empfunden.

"Die Großmutter hielt immer schon mal die Hände über mich, wenn meine Mutter so schlug. Dadurch kam es bei meiner Mutter auch immer wieder zu neuen Explosionen."

Mit 12 Jahren habe sich sein eigenes und das Verhalten der Mutter geändert. Er habe versucht, die Mutter zu verstehen, die es im Leben nicht leicht gehabt habe. Seine 7 Jahre jüngere Schwester sei immer sehr sanft gehalten worden.

MEU. besuchte die einklassige Volksschule im Heimatdorf.

"In der Volksschule war ich immer der Beste. In der Oberschule im nächsten großen Ort kam dann aber eine ziemliche Rivalität auf, weil andere, die nicht in einer einklassigen Volksschule gewesen waren, mir überlegen waren."

Besonders die Fremdsprachen machten MEU. Schwierigkeiten. Zu Hause setzte vor allem die Mutter "alles daran", MEU. zu Schulleistungen zu bringen. Er sei jedoch ein Durchschnittsschüler geblieben.

Zu Hause wurde ferner streng auf die Befolgung der religiösen Vorschriften der Baptistengemeinde geachtet.

"Ich wollte auch ursprünglich Missionar werden. Mit dem Gedanken habe ich mich jahrelang befaßt. Das kam durch einen Film über aussätzige Neger, der mich enorm mitgenommen hatte. Dann kam noch, daß in diesen Jahren ein ungehemmtes Fernweh über mich kam. Das verband ich dann mit dem Gedanken, Missionar in Afrika zu werden."

Mit 16 Jahren seien ihm jedoch "religiöse Zweifel" gekommen. Er habe das vom Vater zu Hause täglich vorgenommene Ritual als falsch und sogar als lächerlich empfunden. Damals habe er sich in dem Gedanken, an Schiffsreisen teilnehmen zu können, einen Beruf als Schiffsingenieur gewünscht.

Nach 6 Jahren Oberschulausbildung erhielt MEU. das Zeugnis der Mittleren Reife und brach die Schulausbildung ab, um mit der vorgeschriebenen Praktikantenzeit für die Laufbahn als Schiffsingenieur zu beginnen (1936). Nach Ablauf von 3 Jahren verhinderte eine Erkrankung den rechtzeitigen Übergang zur Ingenieurschule.

"Sonst hätte ich schon 1 Semester früher einsteigen können. Später ist das für mich von großem Schaden gewesen. Denn als ich aus dem Krieg zurückkam, hatte ich nichts Positives in der Hand. Ich habe das sehr bereut, keine normale Lehre durchgemacht zu haben."

1940 wurde er zum Wehrdienst einberufen.

Er kam entgegen seinen Wünschen nicht zur Kriegsmarine. Als Panzerjäger innerhalb eines Infantrieregimentes erhielt er schon während der Rekrutenzeit eine viermonatige Ausbildung als Waffenmeistergehilfe.

Seine Freiwilligenmeldung zur Afrikatruppe Mitte 1941 wurde abgelehnt. Stattdessen Unteroffizierlehrgang:

"Der Krieg zog sich ja nun länger hin und da ich ehrgeizig war, wollte ich weiterkommen. Der Spieß hatte eine Antipathie gegen mich und der Ausbildungsleiter war furchtbar streng. Ich habe mich so zusammengenommen und war dermaßen stramm geworden, daß ich Erfolg hatte. Kam der Befehl vom Hauptmann: 'runterspringen!' - bruch, lag ich unten! Ich dachte, wenn was kaputt geht, sind sie es selber schuld. Noch eher als gewöhnlich wurde ich Unteroffizier und gleichzeitig Reserveoffiziersbewerber."

Auf der Kriegsschule meldete sich MEU. auf Anregung eines vorgesetzten Offiziers zur aktiven Militärlaufbahn.

"Es hieß für mich nur: 'stur sein, genau das tun, was die Obrigkeit wirklich will'. So weit hatten sie einen fertiggemacht."

In Nordrußland kam MEU. mit einer Reihe Heimatangehöriger zusammen zum Fronteinsatz.

"Das war bisher die schönste Zeit meines Lebens: die bekannten Gesichter in meiner Kompanie und die Kameradschaft."

MEU. wurde verwundet: Knöchelbruch infolge Explosion einer Mine. 1/2 Jahr Lazarettbehandlung.

"An sich war ich darauf stolz, nun auch verwundet zu sein. Als ich dann wieder an zwei Stöcken gehen konnte, haben sie mich so getrimmt, daß ich nur noch einen Stock brauchte."

B. Lazarettsituation

Ende 1944 blieb MEU. beim Nahkampf mit Splitterverletzungen durch eine Handgranate an beiden Armen und Bauchstecksplitter bewegungsunfähig liegen. Die vorüberstürmenden Gegner wurden im Gegenstoß zurückgeschlagen. Einer von ihnen schoß die Verwundeten ab. MEU. wurde zuerst am Unterarm, dann an der linken Schädelseite von einer Pistolenkugel getroffen. Gehirnprellung, Fraktur am linken Unterarm. Sofortige Behandlung durch Truppenarzt nach kurzer Bewußtlosigkeit. Aphasische Störung: etwa eine Stunde konnte MEU. nicht sprechen.

H. V. P.: Splitterentfernung aus Bauch und Armen, Kopfwunde wurde zugenäht. 1 Monat wegen Transportunfähigkeit in Frontlazarett. Gipsverband an beiden Armen. Wegen Feindnähe Transport nach Norddeutschland. Kopf- und Bauchwunde heilten schnell ab. Guter Befund bei der Verheilung der Armfraktur.

C. Orientierungsverlauf

Im März 1945, beim Anrücken britischer Truppen, wurde MEU. aus dem Lazarett zum Einsatz beordert.

"Ich wurde dem Verteidiger der Stadt, einem Major, zugeordnet, der sich ergeben wollte. Das war nicht nach meinem Willen, erstens, weil ich trotz allem verbohrt an den Endsieg glaubte und auch, weil ich eine furchtbare Antipathie gegen die Gefangenschaft hatte. Ich wurde mit der Führung der Verteidigung der Stadt beauftragt und die Engländer wurden schwer zurückgeworfen. Mit 2 anderen wurde ich sehr geehrt und erhielt das Ritterkreuz.

MEU. verschaffte sich Zivilkleider und zog mit einer Gruppe auf's Land. Ein Bauer, der Schutz vor Überfällen von Fremdarbeitern suchte, behielt die Gruppe auf seinem Hof. MEU. verliebte sich in die Tochter des Bauern. Die Verlobung war geplant. MEU. sollte den Bauernhof übernehmen. Im Mai 1945 fuhr MEU. nach Hause zu seinen Eltern.

"Da hier keine Arbeit war, die Fabriken lagen alle am Boden, fuhr ich zu dem Bauern zurück. Sofort, schon nach 2 Tagen. Das Angebot, den Hof zu übernehmen, war wenigstens etwas. Aber es klappte nicht zwischen dem Mädchen und mir da. Ich wußte damals nichts mit mir anzufangen. Weiß nicht, wie ich das Gefühl ausdrücken soll. Ich war vollkommen entwurzelt. Wenn damals ein Werber von der Fremdenlegion gekommen wäre, ich wäre sicher eingetreten. Vorher war ich ausgezeichnet worden mit dem Ritterkreuz, mit großer Zeremonie war das abgelaufen, es wurden einem Worte gesagt wie: 'Sie sind im gefährlichsten Abschnitt der Mann, der die Stadt für Führer, Volk und Vaterland verteidigen kann.' Das kann einen jungen Mann schon packen. Und nun war man in Lumpen gehüllt, man mußte im Kuhstall essen, da niemand wagte, ohne Ausweis sich den Kontrollen zu zeigen, die in die Häuser kamen und auch die Bauern Angst hatten, man würde bei ihnen entdeckt. Ich war völlig deprimiert. Wenn man zuerst hochgehoben war und dann plötzlich ganz unten lag, das ist eine scheußlich Lage. Das Schlimmste aber war; man hatte keinen Beruf, an den man sich klammern konnte. Ich war ja nichts. Es war so, daß ich auf der einen Seite was anderes tun wollte und andererseits mich da einfach festsetzte, weil ich nichts anderes zu tun wußte, um überhaupt irgendetwas zu haben. Die Leute hielten mich da, weil sie von mir gegen Überfälle geschützt werden wollten und weil sie wußten, daß ich soldatische Leistungen fertiggebracht hatte, hielten sie mich als den Leitenden der Schutzgruppe des Ortes. Daneben aber hatte ich das Gefühl der Nutzlosigkeit. Beide Arme waren noch so schlimm, daß ich bei der Landarbeit nicht helfen konnte. Ich übernahm die Betreuung der Pferde, fuhr mit dem Fuhrwerk, was ich nun so eben schon konnte: Brot einholen, Marken abrechnen, Arbeitseinteilung für die 10 ehemaligen Soldaten, Hamsterer abfertigen und sowas. Ich wollte mich nützlich machen. Das war aber auf die Dauer nichts."

Der Vater ermahnte ihn brieflich, sich um eine berufliche Neuregelung zu bemühen und riet ihm zur Übernahme einer Ar-

beitsstelle in einem Elektrizitätswerk, in dem auch er angestellt war.

MEU. begann als Praktikant für Elektrotechnik im Dezember 1945.

"Die erste Zeit war die allerschlimmste. Ich wollte weiter zur Ingenieurschule, mußte ja wieder zur Schule. Aber ich kam nicht zurecht. Meinem Alter entsprechend verlangte man gewisse Fertigkeiten von mir in diesem Handwerk, die ich ja besaß. Obwohl ich mir die größte Mühe gab, habe ich viele Arbeiten nicht zur Zufriedenheit ausgeführt, obwohl wesentlich Jüngere es konnten. Das deprimierte furchtbar. Ich sagte mir: warum bist du all die Jahre Soldat gewesen und hast dich eingesetzt, um weiterzukommen und jetzt bin ich nichts als ein armseliges Häufchen! Ich gab alles auf. Die Leute redeten über uns Offiziere. In der Presse stand, man hätte die Knarre wegwerfen sollen, man wäre ein Militarist. Kein Mensch half einem. Man hatte Verfolgung oder Beschimpfung zu befürchten. Dazu das Versagen bei der Arbeit. Die Arbeiter sagten: Ja, ja, als Soldat große Fresse und jetzt, wo es ans Arbeiten geht - nichts! Es war das vollkommene Nichts. Nicht nur materiell, sondern die ganze Denkungsart stellte man als nichts dahin. Es wurde aus uns etwas herausgerissen, an das man bisher geblaubt hatte, ohne das gleichzeitig ersetzen zu können: Vaterland und Gemeinschaft."

"Dann kam Sylvester 45/46. Um 12 Uhr fing mein Vater an, hielt Rückschau über mein Leben, alle Zukunft war undurchsichtig. Ich kriegte regelrecht einen Nervenzusammenbruch. War ich allein, war ich nur am grübeln; was soll nun aus mir werden?"

Anfang 1946 lernte MEU. seine jetzige Frau kennen. Er veränderte sogleich seinen beruflichen Ansatz: er begann eine Lehre als Elektriker.

"Und da hatte ich ein Ziel: hinsetzen, lernen, pauken! Die Frau dazu brachte mir ein Verantwortungsgefühl. Ich hatte einen Grund, beruflich vorwärtszukommen."

Wiederholt versuchte er die Zulassung zum Studium auf einer Ingenieurschule zu erhalten. Numerus clausus und sonstige gesetzliche Bestimmungen vereitelten diese Absicht. Besonders die Schwiegermutter MEUs. drängte nach der Heirat (August 1946) ständig auf den Übergang zur Ingenieurschule. Sie hatte mit ihrer Einwilligung zur Heirat den Gedanken an diesen beruflichen Aufstieg des Schwiegersohnes verbunden.

Nach der Heirat wurde MEU. im Hause seiner Schwiegermutter aufgenommen. Das Ehepaar bewohnte 2 Zimmer, die Haushalte blieben getrennt. Die beruflichen Schwierigkeiten MEUs., vor allem das entstehende und bis heute dauernde Mißverhältnis zwischen ihm und seiner Schwiegermutter stellten die Partner von Anfang an in eine schwierige Situation. Die Ehefrau jedoch stellte sich ungeachtet aller von außen kommenden Einwirkungen auf

die Seite ihres Mannes. MEU. selbst sprach kaum mit ihr über die Ursachen seiner Niedergestimmtheit. Sie versuchte, ihn aufzumuntern oder die Schwierigkeiten, welche ihn auch immer betroffen haben mochten, zu verharmlosen. Die Partner wurden sich einig, den Bestand ihrer ehelichen Harmonie in jedem Falle an die erste Stelle ihrer Bemühungen zu setzen. Frau MEU. sagt:

"Der war vielleicht unzufrieden, als wir angangs verheiratet waren. Er hat oft gesagt: sobald Soldaten wieder aufgestellt werden, gehe ich wieder hin."

Anfang 1947 legte MEU. die Facharbeiterprüfung ab.

"Da war ich körperlich und seelisch vollkommen fertig. Ich habe geheult, als die Sache nicht so klappte, wie ich wollte. Es waren, wie immer, in den Aufgaben Schikanen eingebaut, die ich nicht alle erkannte. Bei der ersten Schwierigkeit blieb ich schon hängen, warum es nicht funktionierte. Andere gingen darüber hinweg und zum nächsten über. Ich war schon deprimiert und durcheinander gebracht. Es spielte auch mit, daß ich durch die Verwundung mit den Händen nicht so mitkam. Und, ob das nun auch mit der Hirnverletzung zusammenhing?, mich längere Zeit zu konzentrieren, war mir schon damals nicht möglich."

Das mittelmäßige Abschneiden bei der Facharbeiterprüfung veranlaßte MEU., sich nicht mehr um eine Aufnahme an einer Ingenieurschule zu bemühen. Er habe "den Mut dazu verloren".

"Die ganze Sache war bei mir durch das Militär und das Nachspiel verfahren."

Die körperlichen Schwierigkeiten, die nach der Prüfung von MEU. in den Vordergrund gestellt wurden, Beschwerden durch ein Geschoß in der Schulter, durch die ein Krankenhausaufenthalt mit ergebnisloser Operation erforderlich wurde, sowie häufige Klagen über Kopfschmerzen, Konzentrations- und Sprachstörungen beunruhigten die Ehefrau. Sie drängte ihren Mann, sich diese Schäden als Wehrdienstbeschädigungen anerkennen zu lassen.

Die durch Punktion festgestellte Hirnbeschädigung ergab zusammen mit der Versteifung des 4. und 5. Fingers der linken Hand sowie anderer Beeinträchtigungen eine M. d. E. von 50 %.

Seinen Erwartungen entgegengesetzt änderte sich MEUs. Position innerhalb des Elektrizitätswerkes nach der Facharbeiterprüfung mehr und mehr zum Positiven. Es wurden ihm Sonderaufgaben übertragen, die er selbständig ausführen konnte.

Er arbeitete ab 1948 in der Prüfungsabteilung des Werkes: Nachprüfung von Elektroinstallationen. Vorgesetzte forderten ihn auf, die Meisterprüfung in Kürze abzulegen. Die Prüfungsabteilung beschäftigte nur Angestellte mit Meisterbrief. MEU. strebte dieses Angestelltenverhältnis ebenfalls an.

1952 legte er die Meisterprüfung ab und wurde vom Werk fest angestellt. Pensionsberechtigung. Er bat die Personalabteilung

um Versetzung auf einen anderen Arbeitsplatz. Die Körperbehinderung beeinträchtigte ihn im Außendienst.

Anfang 1954 wurde MEU. in die Werbeabteilung des Werkes versetzt. In einem Ausstellungsraum oder bei Werbeveranstaltungen in Sälen auf dem Lande hat MEU. den Interessenten Elektrogeräte vorzuführen, zu erklären und ihre Rentabilität nachzuweisen.

"Es fällt mir durch die Sprachbehinderung sehr schwer, so öffentlich ohne Konzept zu reden. Ich bin immer im Druck. Bei Vorträgen bin ich nicht imstande, flüssig zu reden. Manchmal kann ich ganz einfache Worte nicht rauskriegen, nicht formulieren. Früher war das ganz anders. Beim Komiß damals war man sicher, beherrschte alles. Das ist eben heute nicht mehr so. Aber es ist ja nun bei weitem besser geworden. Seitdem ich ein Aufgabengebiet habe, wo man auch Erfolge sieht, ist es anders geworden. Und wenn ich so zurückdenke, als ich so 20 Jahre alt war: - Gott, was war man doch noch ein Kind. Aber schöner war's damals, die Kameradschaft beim Jungvolk, wenn's auf Fahrt ging und bei der Hitler-Jugend: das waren ja alles Sachen, aus denen man nachher die Kraft schöpfte an der Front, daß man da auch so etwas fand: Verlaß, Aufeinanderangewiesensein, die Ordnung, der Gedanke an die Gemeinschaft. All das ist uns ja zerstört worden."

Das Ehepaar hat seine Wohnung mit den modernsten Elektrogeräten ausgestattet: Heizung, Herd, Kühlschrank, Mixer, Kaffee-, Waschmaschine etc. Man lebt gut, fast üppig. Der Körperumfang MEUs. ist beachtlich geworden. Jährlich wird ein halbes Schwein eingeweckt und während der Wintermonate verzehrt. MEU. verdient etwa DM 650, --, mindestens dreiviertel des Geldes wird für Nahrungs- und Genußmittel verwendet. Gespart wird mit konkreten Zielen: Fahrten mittels eigenem Motorroller zum Wochenende, Strecken bis zu 1 500 km, nicht selten zu Sportveranstaltungen größeren Ausmaßes. Häufig empfangen MEU. und seine Frau Besuch, abends zum Skatspiel oder zum gemütlichen Beisammensein. Ebenso häufig besuchen sie eine Reihe von Bekannten, kommen Einladungen nach. Meist wird viel Alkohol konsumiert. Es geht immer sehr lustig zu. MEU.:

"Ob ich nun feiere abends oder nicht: morgens kann ich nicht aufstehen, ich bin wie zerschlagen im Bett. Das ist schlimm! Wenn ich eine Stunde auf bin, ist es gut. Es ist furchtbar!"

Ab und zu übernimmt Frau MEU. Vertretungen als Sprechstundenhilfe. Häufig gehen die Partner ins Kino, manchmal besuchen sie Tanz- und Unterhaltungsveranstaltungen. Zumeist bleiben sie zu Hause, lassen sich von Fernsehapparat, Radio und Plattenspieler unterhalten. MEU. spricht von der großen Häufigkeit aufregender Träume, die vorwiegend mit der Militärzeit und der Verwun-

dung in Zusammenhang ständen. Er gibt z. B. folgenden Trauminhalt wieder:

"Einer kam und wollte mich mit dem Messer stechen, in die Brust. Er stach zu und ich riß die ganze Wunde auf, daß alles aus dem Inneren herausquoll: kartoffelartige Gebilde von rohem Fleisch."

D. Nacherhebung

Im September 1955 hatte sich die Ehefrau (33 Jahre) wegen Gebärmutterkrebs einer Totaloperation zu unterziehen. Das familiäre Geschehen war gekennzeichnet von dem Gedanken an die möglichen Folgen dieser Krankheit. Fast täglich fuhr MEU. im inzwischen angeschafften eigenen Wagen zu dem 60 km entfernten Krankenhaus. MEU. verhielt sich seiner Frau gegenüber beruhigend, verharmlosend, getragen. Am Abend, als der Arzt die Diagnose mitgeteilt hatte, wollte er mit ihr Skat spielen, um sie abzulenken.

Bei Aussicht auf Besserung bei der Ehefrau mußte MEU. wegen Diabetes, der zum ersten Mal bei ihm auftrat, ins Krankenhaus:

"Die ganze Geschichte mit dem Krebs ist mir nicht in den Kleidern hängengeblieben. Aber das Schlimmste war noch meine berufliche Lage. Der Chef hat mir damals diese Krankheit beigebracht. Der Kerl ist ja nicht gescheit! Er ist unsicher, so unsicher, daß er durch dauernde Brüllerei, widersprüchliches Gerede und Androhungen die andern heruntertritt. Er hat damals die Sekretärin vom Oberdirektor geheiratet und die hat ihm geholfen. Durch die hat er als Meister diese Ingenieurstelle gekriegt, aber er hat Angst, daß ein anderer ihm im Können überkommen könnte. Deswegen tritt er dauernd nach unten. . . Das Schlimmste ist, daß er sich dauernd widerspricht. Wenn z. B. eine Sache zu machen ist und er sagt so und so, einer von uns macht den Vorschlag, es wäre besser so und so, dann brüllt der derart, daß sofort alles ganz klein ist. Nach ein paar Tagen stellt sich dann heraus, daß er unrecht hatte. Dann sagt er tatsächlich: 'sehen Sie, ich habe Ihnen ja gleich gesagt, daß es so nicht geht'. Da soll man nicht verrückt werden! Dauernd diese Reibereien! In letzter Zeit war es mal wieder ganz besonders doll. Aber was will man machen? Ändern kann das keiner."

Im September 1956 wurde bei der Ehefrau erneut eine Krebsgeschwulst festgestellt. Sie hat soeben eine mehrwöchige Behandlung mit Radiumeinlagen überstanden.

E. Nacherhebung Mitte 1957

Die Krankheit der Ehefrau scheint vorerst überstanden zu sein. Das Ehepaar führt in seinem Wagen, etwa an Feiertagen, größere Reisen durch, vornehmlich in die Beneluxstaaten, Län-

der, in denen sich MEU. mit Plattdeutsch verständigen kann. Seine berufliche Position hat sich gefestigt.

"Der Beruf füllt mich sehr aus, wenn bloß das Verhältnis zwischen Chef und Angestellten besser wäre. Es ist der interessanteste Beruf im ganzen Elektrizitätswerk. Und ich habe auch jetzt einen Posten, wie ich ihn höher nicht erreichen kann. Habe das erreicht, was ich erreichen kann und bin damit zufrieden. Allerdings: wenn ich die Knochen in Ordnung hätte, würde ich ausgeglichener und zufriedener beim Militär sein. Wenn mir mein Verstand nicht sagte: es ist Quatsch, jetzt noch was anderes anzufangen und all das Erreichte aufzugeben - innerlich zieht es mich dahin."

Deutlich tritt auch der Ausweichcharakter des Agierens und Reagierens von SEM. hervor, dessen Fallstudie bereits auf Seite 64 wiedergegeben wurde. Die Flucht vor einer bevorstehenden Devaluation zeigt sich beispielhaft in seinem Verhalten bei einem Restaurantbesuch während der Lazarettzeit (siehe SEM., B 4,

Auch nach der Lazarettentlassung ist sein Agieren durch Ausweichen gekennzeichnet, wenn er z. B. nach drei Tagen bereits den Arbeitsplatz als Bote in einem Industriebetrieb aufgibt oder überhaupt erst gar nicht zu einer Lösung der Berufsfrage ansetzt. Erst das - allerdings problematische - Bemühen der Ehefrau führt schließlich zu einer Anpassung SEMs.

Die besondere Rolle, die die Ehefrau bei Ausweichaktionen des Ehemannes spielt, tritt auch bei den Fällen SAM., BEN. und FAL. hervor. FAL. wird mit der neu entstandenen Lage innerlich nicht allein fertig, weicht zurück und überläßt jede Lösung seiner Ehefrau und deren forciertem Bemühen bei Amtsstellen und Personalchefs von Industriebetrieben. Bei Vergrößerung der situativen Belastung trägt er sich mit Gedanken an Suicid. Erst nach Ablauf von Jahren ermöglicht ihm die Vermittlung einer Heimarbeit eine Anpassung.

BEN. befindet sich nach der Lazarettentlassung ebenfalls auf dem Rückzug vor jeder nur möglichen inneren Konfliktlage. Die wesentlich ältere, in der Intelligenz überlegene Ehefrau, bringt ihn unter Druck von dieser Haltung ab und zwingt ihn im Rahmen ihrer familiären Regelungen zu angestregten Anpassungsbemühungen, mit denen er schließlich vollen Erfolg hat.

SAM. weicht vor einer Komplizierung seiner Lage zunächst in die Geborgenheit des elterlichen Hauses zurück. Er wartet hier gleichsam auf eine Chance, die ihm ohne erneuten Wertverlust die Anpassung ermöglicht und glaubt, sie mit der Eheschließung gefunden zu haben. Die nun eintretende Veränderung in der Haltung dem Dasein gegenüber ist gekennzeichnet durch eine aufkommende Aggressivität. In der Nacherhebung sind wiederum Anzei-

chen eines bestimmten Ausweichens zu erkennen, die jedoch stark aggressiv getönt, von Selbstrechtfertigung geprägt sind und sich weitgehend von der Flucht in die Geborgenheit des Elternhauses nach der Lazarettentlassung unterscheiden. Von dieser Form des Ausweichens wird im folgenden noch die Rede sein. Zuvor jedoch soll als Beispiel die Fallstudie SAM. wiedergegeben werden.

Fallstudie SAM.

Geboren: 1921

früherer Beruf: Landwirt (elterl. Betrieb)

Zwischenberuf (nach Kb.): Pförtner

heutiger Beruf: Vertreter

M. d. E.: 100 %

Ursache: Verlust des rechten Unterarmes und des Daumens und Zeigefingers der linken Hand. Versteifung des Handgelenks links, Oberschenkeldurch- und Steckschuß. Bildung eines Daumens der linken Hand durch Knochen- und Hauttransplantation. Auswirkung: SAM. braucht täglich die Hilfe seiner Frau, z. B. beim Anziehen. Arbeiten im Haushalt, um etwa die berufstätige Frau zu ersetzen, kann er nicht übernehmen. Jedes Hantieren, wie etwa Schreiben oder das Umgehen mit Geldmünzen, fällt ihm schwer. Nervenschmerzen beeinträchtigen ihn stark. Vorgang der Erhebung: Mit der Erhebung wurde Anfang 1954 begonnen. Mitte 1954 besuchte ich SAM. erneut, um die Erhebung zu vervollständigen.

Die Nacherhebung wurde Anfang 1956 durchgeführt. Frau SAM., die wie beim ersten Mal ihren Mann erwartete, schien bedrückt von der neuen beruflichen Lage und den Schwierigkeiten, die berufliche Zukunft günstig zu lösen. SAM. selbst war außerordentlich deprimiert, suchte nach Rat und Beistand und schien innerlich unsicherer denn je.

A. Elternhaus und Verlauf der Jugend

110 Morgen Land und Weide und ein ansehnliches Gehöft mit 10 Kühen und 3 Pferden - in diesem Familienbesitz wuchs SAM. als jüngstes Kind mit vier Geschwistern auf. Dem Vater kam es darauf an, einen der besten, musterhaftesten Höfe zu besitzen. Die Familie galt in der Umgebung als wohlhabend. Der Zuchtstall, vom Vater angelegt, war bekannt.

Den Kindern, besonders dem jüngsten, blieb trotz der Arbeiten, die sie täglich, sobald sie entwicklungsmäßig dazu in der Lage waren, übernehmen mußten, viel Zeit zum Spiel. Sie über-

nahmen gerne Arbeiten auf dem Hof. Beide Elternteile übten keine besondere Strenge aus.

Nach 8-jähriger Volksschule begann SAM. mit planmäßiger Arbeit auf dem elterlichen Hof. Allerdings wünschte er zunächst noch, nach dem Vorbild des zweitältesten Bruders, Metzger zu werden. Der Älteste, ursprünglich der voraussichtliche Erbe des Hofes, stand jedoch zur damaligen Zeit kurz vor der Einheirat in einen anderen Bauernhof. SAM. war daher als der dritte Sohn der letzte, der für den Vater als Erbe in Frage kam.

Ab 1936 führte SAM. die Zuchtställe des Vaters, während der älteste Bruder bis zum beabsichtigten Heiratstermin die Feldarbeit übernahm.

In den Wintermonaten besuchte SAM. die Landwirtschaftsschule. Die Teilnahme war freiwillig. Zweimal pro Woche fuhr er vormittags zur nächsten Stadt und ließ sich in Chemie, Rechnen, Schreiben, Viehzucht, Pflanzenkunde und anderen Fächern unterrichten.

1939 wurde der älteste Bruder zum Militärdienst einberufen. Die Heiratspläne waren gescheitert. Eine Klärung über die zukünftige Erbfolge auf dem Hofe wurde jedoch damals nicht für notwendig gehalten. SAM. führte den Hof bis zu seiner Einberufung zum Militär weiter. Bis 1941 wurde SAM. vom Militärdienst zurückgestellt. Als Panzerwagenfahrer nahm SAM. am Afrikafeldzug teil. Ab 1944 wurde er als Munitionsfahrer in Frankreich eingesetzt.

B. Lazarettssituation

Bei Reparaturarbeiten an einem Fahrzeug wurde SAM. kurz nach Beginn starken Artilleriebeschusses von einer vor ihm krepierenden Granate getroffen, als er gerade Deckung suchte. Die Hände wurden verstümmelt, die Schlagader des rechten Armes geöffnet. Splitter drangen in den rechten Oberschenkel bis zum Knochen ein. Von Kameraden wurde er in einen Keller getragen. Ein Arzt unterband die geöffneten Gefäße, machte Injektion.

"Die Spritze nützte nicht viel. Ich hatte Schmerzen, oh! Dann hatte ich einen Brand! Wollte was zu trinken haben! Warum ich nicht zurück kam, weiß ich nicht."

Erst nach 36 Stunden Rücktransport. SAM. wurde auf dem strohbedeckten Lastwagen von anderen getreten, die befürchteten, sein Schreien würde den Feind aufmerksam machen.

Amputation des rechten Unterarmes im 2. Drittel, des linken Daumens und Zeigefingers sowie Splitterentfernung im rechten Oberschenkel auf dem H. V. P. Hier blieb SAM. wegen Transportunfähigkeit 6 Tage.

Verlegung in Res. -Lazarett: Abzeßinzision im Gesäß. Ungewöhnliche Heilungskomplikationen, häufige Nachblutungen mit nachfolgender Bluttransfusion, hohes Fieber, hohe Wahrscheinlichkeit eines Exitus, starke Eiterungen, Verweigerung der Nahrungsaufnahme. Hochstellung der rechten Hand in Gipsverband. Stark schmerzhaft.

Nach 6 Wochen Fieberfall, allgemeine Zustandsbesserung. Verlegung in ein Behelfslazarett. Durch erneute Schienung der linken Hand Versteifung des Handgelenks.

"Da war es immer noch nicht gerade zum Besten. Aber da dachte man schon, es geht wieder aufwärts. Da dachte ich dann hauptsächlich nur daran: wenn die Schmerzen mal weg sind, wirst du auch wieder gesund werden. Nur die Schmerzen erst mal weg! Aber dann gingen einem doch -zig Gedanken durch den Kopf. Ich dachte, wenn ich doch wie die anderen, die da lagen, auch nur einen Beinschuß bekommen hätte. Das wäre ein feiner Heimatschuß gewesen. Aber so war das ein unglücklicher Schlag. Ach! Vier Jahre an der Front gewesen und nichts passiert. Und jetzt kam es direkt so! Aber richtig zum Bewußtsein ist mir das damals alles noch nicht so gekommen. Ich war glücklich, daß ich meine Schmerzen mal los hatte. Über die Zukunft habe ich in der Lazarettzeit noch gar nicht nachgedacht."

Nach zweieinhalb bis drei Monaten Verheilung der Wunden.

Mitte 1945 Verlegung in ein Speziallazarett. SAMs. Wunsch, das Handgelenk beweglich zu haben, zeigte sich an Hand von Röntgenaufnahmen als unerfüllbar.

Anlage eines Ersatzdaumens durch Spanverpflanzung gelang in den ersten drei Operationsphasen ausgezeichnet. Nach der entscheidenden vierten Eintritt einer Infektion, 6 Wochen Eiterung, Unterarmgips.

Nach Abheilung der Beinverletzung und eingehender Medico-behandlung war SAM. das Gehen inzwischen wieder möglich geworden.

Erneute Infektion an der Ansatzstelle des Ersatzdaumens.

"Ach Junge, Junge! Das hörte nicht auf. Es war wie verhext."

Gipsentfernung, Puderverbände, Rückgang der Infektion.

Wegen der Kürze des Knochenspans schlug der Arzt eine Wiederholung der Operation vor. SEM. lehnte zunächst ab. Er sei sich als Versuchskaninchen vorgekommen und habe kein Zutrauen zum Arzt gehabt. Schließlich willigte er jedoch ein.

Gute Verheilung nach der im Frühjahr 1946 durchgeführten Operation. Dann wurde Entfernung zweier Sequester am Daumenansatz erforderlich. Auf den Eingriff folgte erneut Infektion. Blutvergiftung. 41° Fieber. Dann Fistel an einer Nahtstelle des Ersatzdaumens.

Auf eigenen Wunsch nur örtliche Betäubung bei der Entfernung

der Drahtbündelung. Erst nach Entfernung eines weiteren Sequestes endgültige Verheilung. Anfang 1947 erfolgte die letzte Narbenkorrektur. Im März 1947 Lazarettentlassung und Rückkehr nach Hause.

C. Orientierungsverlauf

Bereits bei Spaziergängen, Kinobesuchen und dergleichen während der Lazarettzeit überkam SAM. das Gefühl, wegen seiner Körperbehinderung anderen Menschen gegenüber im Nachteil zu sein.

"Da mußten mir die Leute helfen, ich war auf sie angewiesen. Du kamst dir nicht mehr so vollwertig vor, es war so irgendwie beschämend, z. B. wenn Menschenansammlungen waren, wo ich bezahlen mußte, da wurde ich nervös, das Geld fiel mir daher und so."

Zu Hause, unter den Familienangehörigen und unter guten Bekannten, schienen ihn derartige Vorfälle nicht in diesem Ausmaß zu behelligen.

"Da wußte doch jeder, wie das mit mir gekommen war und daß ich nichts dafür konnte, daß ich so schwer verwundet worden war."

Dennoch gab es im täglichen Zusammenleben mit den Angehörigen und Nachbarn genügend Begebenheiten, um SAM. erkennen zu lassen, daß die Ausgestaltung seiner Zukunft, ob nun beruflich oder familiär, Schwierigkeiten bereiten würde. Nachbarn bedauerten ihn als einen hart vom Schicksal getroffenen jungen Mann und rieten ihm, er müsse sich eine tüchtige und hilfsbereite Ehefrau suchen, Nicht anders die Familienangehörigen. SAM. wurde von den Vorgängen auf dem Hof zwar nicht ferngehalten. Er nahm an Planungen teil, seine Meinung wurde aufgenommen. Dennoch sah er sich in einer Sonderstellung. Niemand kümmerte sich darum, wie er sich den Tag einteilte. Morgens langes Schlafen, Zeitungslektüre, dann Bummel durch die Ställe und über die Felder. Besuche bei Bekannten und Verwandten zur gemütlichen Unterhaltung, abends Zusammentreffen mit Freunden in einem Gasthaus. SAM. blieb sich selbst überlassen.

"Direkt Langeweile habe ich nicht gehabt. Ich konnte mal das tun und dann das tun. Ich interessierte mich vor allem für die Tiere, auch bei den Nachbarn sah ich mir alles an, was die so hatten".

Er fand schließlich eine Beschäftigungsmöglichkeit in der Anwendung theoretischer Kenntnisse über Blutlinien- und Rassenviehzucht. Er probierte einzelne, aus Fachzeitschriften entnommene Methoden, nahm an Fahrten zur Auswahl geeigneter Zuchtviehstücke teil, beobachtete den mit dem Zuchtstall zusammenhängenden Ein- und Verkauf und führte später eine Züchtung bis zur höchsten Prämierung.

"Das war eine interessante Sache. Sowas interessiert mich. Da war ich dabei."

Dabei oblag allerdings die schwere Arbeit wie die Pflege der Tiere und die Reinigung der Ställe usw. seinem ältesten Bruder, der infolge der Körperbehinderung SAMs. wie selbstverständlich als Erbe des elterlichen Hofes galt.

Die äußeren Folgen der Amputation, vor allem aber das Aussehen des Ersatzdaumens, den Blicken anderer ausgesetzt zu wissen, beeinträchtigte SAM. von Anfang an besonders schwer. Vertrauter und Ratgeber für SAM. war der Vater.

"Ich sagte ihm, wie fürchterlich das wäre, jetzt immer so verstümmelt auszusehen. Er sagte: Warte, bis du mal eine Prothese hast. Dann fällt das nicht so auf."

Beim ersten Ausgang nach seiner Rückkehr nach Hause gewann SAM. Kontakt mit einem jungen Mädchen.

"Sie hat sehr an mir gehangen, war ein sehr liebes Mädchen. Aber das habe ich nach drei Monaten aufgegeben. Ich hatte doch keine Rente und nichts. Das Mädchen war zu jung. 19 Jahre. Ich bin einfach nicht mehr hin. Ich mußte erst eine Existenz haben, ehe ich ein festes Verhältnis anfangen konnte. Ich wär dabei sonst nicht schlecht gefahren. Das war ein fleißiges Mädchen."

Er erzählt außerdem von weiteren episodischen Beziehungen zu Frauen, die er bei Dorffesten und ähnlichen Gelegenheiten im Kreise seiner Gefährten kennenlernte.

SAM. wußte, daß seine Beschäftigung mit der Viehzucht zu Hause, ein auf die Dauer untragbarer Luxus, seine Zukunft nicht sicherte.

"Ich mußte was anderes finden. Mein Vater meinte das auch. Der sagte aber immer: 'Warte mal ab, bis was kommt!' Wenn ich früher etwas gelernt hätte, hätte ich jetzt mehr Möglichkeiten.

Schließlich ging es mir nur darum, eine Existenz zu haben, möglichst von Dauer. Mir war egal, was; ich wußte nichts Bestimmtes. Als ich einen Briefträger sah, dachte ich: die Arbeit kannst du auch noch machen. Schließlich hörte ich dann von einer freien Briefträgerstelle und bin zum Arbeitsamt gegangen" (Ende 1948).

Das Arbeitsamt verfügte über keine freie Arbeitsstelle für ihn. Als besondere Schwierigkeit stellte der Vermittler die Unfähigkeit SAMs. zu schreiben heraus. SAM. erklärte ihm, daß er selbst einen geeigneten Beruf nicht kenne, daß er lediglich den Wunsch habe, in eine "Dauerstellung" vermittelt zu werden. Er blieb als Arbeitssuchender vorgemerkt. Jedoch wurden von diesem Amt keine Vermittlungsmaßnahmen vorgenommen. Bis 1951 beschäftigt sich SAM. zu Hause in der bereits beschriebenen Weise.

Im Verlauf dieser Zeit lernte er bei einer Feierlichkeit von Bekannten seine jetzige Frau kennen, die er 1952 heiratete.

"Die hatte denn doch wesentlich mehr Lebenserfahrung als das junge Ding damals. Da bin ich denn hängengeblieben."

Sie übernahm die Initiative, SAM. auch beruflich weiter zu helfen. Es war geplant, daß das junge Ehepaar eine Wohnung in dem Neubau der Eltern der Frau beziehen sollte. Zum Ausbau dieser Wohnung gab der Vater SAMs., der diese Lösung sehr begrüßte, einen Teil des späteren Erbes für den Sohn frei. Die Frau war bereit, die neben dem Rentenbezug noch fehlenden Mittel zum Lebensunterhalt weiterhin als Postangestellte zu verdienen, bis sich die berufliche Lage ihres Mannes gefestigt hätte.

Bereits vor der Heirat sprach sie in dem durch die neue Wohnlage SAMs. zuständigen Arbeitsamt vor und bat um Beistand bei der Vermittlung ihres Mannes in eine geeignete Arbeitsstelle. Erst 1952 konnte das Amt helfen. Gleichzeitig erfuhr die Frau von dieser Möglichkeit und hatte Gelgenheit, den Inhaber des Betriebs persönlich um die Einstellung ihres Mannes zu bitten.

Anfang 1952 trat SAM. sein erstes Arbeitsverhältnis an: Pförtner und Telefonist. Bei seinem ersten Besuch im Betrieb hatte es jedoch bereits Schwierigkeiten gegeben. SAM. wurde, als er sich vorstellte, vom Betriebsinhaber dem Betriebsleiter übergeben, dem die Aufrechterhaltung einer von ihm geprägten Betriebsatmosphäre sehr angelegen war. Mit der ihm eigenen Härte und Rauheit protestierte er sogleich gegen den Neuling; Man habe für die Portierstelle genügend Betriebsinvaliden. Der Inhaber des Betriebes bestand jedoch darauf, SAM. einzustellen.

SAM., dem Betriebsleiter überlassen, erfuhr als erstes, daß er mit sofortiger Kündigung zu rechnen habe, falls ein Betriebsangehöriger durch eine eintretende Invalidität die Pförtnerstelle besetzen müsse.

SAM. reagierte sofort mit einer allerdings nicht offen vorgebrachten Opposition sowohl gegen den Betrieb wie auch gegen die nun von ihm auszuführende Arbeit. Einige Zeit hindurch verhielt er sich den Maßnahmen des Betriebsleiters gegenüber resignierend, dann gab es Gegenreden und Eigenmächtigkeiten. Seine im Ansatz - durch mangelndes Interesse - ohnehin unerhebliche Arbeitsbereitschaft wurde im Verlauf der folgenden Geschehnisse mehr und mehr geschwächt.

"Ich habe mich in dem Stall von Anfang an geärgert und hatte sofort keine Lust mehr. Was habe ich denn davon, anderen Leuten die Tür auf und zu zu machen ..."

SAM. war mit einem Stundenlohn von DM 1,25 auf Probe eingestellt worden. Mit der Aufnahme in ein festes Arbeitsverhältnis nach zwei Monaten wurde sein Stundenlohn auf DM 1,10 herab-

gesetzt mit der Begründung, daß er Rente beziehe. Auf sein Gegenargument, daß ihm bei gleicher Arbeitsleistung der gleiche Lohn wie der der anderen Pfortner zustehe, habe der Betriebsleiter folgendermaßen pariert: er kenne die Kriegsbeschädigten genau und habe schon zu Anfang gewußt, daß er auch mit SAM. als einem Angehörigen dieses Personenkreises viel lästige Arbeit bekäme. Bei den Kriegsbeschädigten handle es sich durchweg um Rentenschinder, die raffiniert auf Geldhäufung spekulierten, ohne etwas dafür zu leisten. Sie lägen bettelnd auf der Straße, um anschließend die erbettelten Beträge zu vertrinken. SAM. habe Geld genug, die elterliche Landwirtschaft könne ihn unterstützen, seine Frau verdiene, er verdiene selbst und bezöge obendrein eine Rente, so daß er sich bei weitem besser stünde als sein Betriebsleiter. SAM. habe das zunächst hingenommen.

"Was sollte ich antworten? Ich wußte nicht, was ich darauf sagen sollte. Aber jeder weiß doch, daß es nicht gerecht ist. Ich will doch nichts geschenkt haben. Aber wenn ich wie die anderen meinen Dienst getan habe, will ich auch wie die anderen bezahlt werden."

Beträchtliche Schwierigkeiten bereitete SAM. auch die manuelle Bewältigung der Aufgaben. Oftmals beschwerten sich die Arbeitskollegen über seine Langsamkeit, wenn er sie längere Zeit auf die Abfertigung warten lassen mußte.

"Die Leute wollten einem dann helfen, wenn es länger dauerte. Da war's ja so vielseitig, da standen vier Mann und wollten Limonade haben, andere wollten eingelassen werden, dann kam noch ein Telefonanruf dazu und so weiter. Dann schaffte man das nicht so schnell und war dann irgendwie niedergeschlagen, wenn man klein beigegeben mußte, weil man sah, daß es nicht so schnell ging."

Jede Verschlechterung in der Bezahlung wertete SAM. einmal als eine vom "unleidlichen" Betriebsleiter ersonnene Schikane, zum anderen als einen indirekten Hinweis, daß seine Arbeit nicht als vollwertig angesehen werden könne. Bei einer erneuten Erwerbsverschlechterung, bei der alle Pfortner in festes Gehalt genommen wurden, so daß die Überstundenbezahlung ausfiel, kam es zu einer heftigen Auseinandersetzung zwischen Betriebsleiter und SAM. Kurz darauf tauschte SAM. eigenmächtig seine Dienstzeit mit einem seiner Kollegen und bestand gegenüber dem darüber entrüsteten Betriebsleiter auf seiner Meinung, daß dem Betrieb dadurch nicht geschadet worden wäre. Daraufhin wurde vom Betrieb beim Kriegsbeschädigtenausschuß des Arbeitsamtes die Entlassung SAMs. beantragt mit der Begründung, daß SAM. selbst seine Arbeitszeit bestimme und sich nicht in die Ordnung einfügen wolle.

SAM. suchte bei mehreren Instanzen um Beistand nach. Er befürchtete, jedes Anrecht auf eine Arbeitsstelle zu verlieren. Der Betrieb gab sich schließlich damit zufrieden, daß ihm für SAM.

zwei Pflichtplätze anerkannt wurden. Damit veränderten sich die Arbeitsbedingungen für SAM. jedoch nicht.

"Ich ärgere mich dauernd in diesem Betrieb. Da kommt man sich vor, als ob man in die Ecke gedrängt würde. Die Sache gefällt mir auch nicht, anderen Leuten die Tür auf und zu zu machen; dazu wird dauernd versucht, den Lohn herabzusetzen oder die Stunden nicht richtig auszubezahlen. Ich bin sicher an einen freien Beruf gewöhnt und würde viel lieber selbständig sein."

1954 versuchte SAM. gemeinsam mit seiner Frau, seine berufliche Lage durch Pachtung einer Privatpension in seinem Sinne zu verändern. Diese Bemühungen sind fehlgeschlagen.

Er beabsichtigt nun, an einem Schreibkursus für Ohnhänder teilzunehmen. Er hofft, durch den Wiedergewinn der Schreibfähigkeit eine Verbesserung seiner beruflichen Lage zu erreichen.

"Selbst kann ich nicht üben. Wenn ich was hinkrakele und sehe das dann, dann habe ich schon die Lust verloren und schmeiße den Bleistift wieder weg. Ich kann ja sowas schreiben, Zahlen oder ein paar Worte. Aber die Finger werden mir dann verkrampft, ich kann den Bleistift dann nicht mehr halten."

Auch Frau SAM. erhofft eine baldige Veränderung der beruflichen Situation ihres Mannes. Sie verbindet die Gallen- und Leberkrankheit SAMs. mit seinem beruflich bedingten Ärger und ist besorgt, durch die Aufrechterhaltung des bestehenden Arbeitsverhältnisses könnten Verschlimmerungen eintreten.

Trotz ihrer eigenen beruflichen Tätigkeit versorgt sie den Haushalt und bemüht sich sehr um das Wohlergehen ihres Mannes und des sechs Monate alten Kindes. Bei all diesen Belastungen versucht sie, ihren Mann aufzuheitern, regt ihn zu gemeinsamen Ausgängen, etwa zum Tanzen, an, regelt behördliche Angelegenheiten für ihn, leistet ihm ohne besondere Aufforderung die notwendige Hilfe beim Anziehen oder beim Umgehen mit Münzen.

"Meine Frau hat mir viel geholfen. Sie ist viel für mich gelaufen wegen einer Stelle und so. Und bei dem ganzen Ärger, den man hat, ist man froh, daß man weiß, wo man zu Hause ist und von einer Frau verstanden wird."

Nacherhebung 1956

Nachdem ihm der zweitälteste Bruder eine Einstellung als Vertreter einer Kaffeefirma mit außerordentlich günstigen Erwerbsbedingungen in Aussicht gestellt hatte, schied SAM. aus seinem bisherigen Arbeitsverhältnis aus (März 1955). Er sollte die Generalvertretung im Kreisgebiet erhalten. Im April 1955 wurde SAM. auf Probe eingestellt. Seine Aufgabe für die ersten acht Arbeitstage erfüllte er sehr gut: er warb 40 neue Kunden für die Fir-

ma. Anschließend wurde er von anderen Vertretern innerhalb von 3 Monaten in die Arbeit eingeführt, die er übernehmen sollte. Acht Tage vor der festen Einstellung wurde ihm mitgeteilt, daß er wegen seiner manuellen Schwierigkeiten nicht eingestellt werden könne. SAM. gibt an, daß ihm besonders das Ein- und Ausladen der Ware schwergefallen sei.

Vier Wochen später übernahm SAM., geleitet von dem Gedanken, "irgendetwas machen" zu müssen, die Vertretung für einen Öl- und Fettgroßhändler. Er erhielt kein Fixum, mußte selbst ein Fahrzeug und Kraftstoff beschaffen. Seine Frau faßte von sich aus den Entschluß, die Möglichkeit, von ihrer Behörde ein Darlehen zu erhalten, auszunutzen. Der Volkswagen konnte sehr schnell erstanden werden. Frau SAM. ist allerdings verpflichtet, ihre Berufsarbeit bis zur Tilgung der Schulden fortzusetzen. Durch die Geburt eines nicht gewünschten zweiten Kindes erweiterte sich ihr Arbeitsbereich jedoch bedeutend. Auch fällt es ihr immer schwerer, den nun häufig sehr niedergestimmten Mann aufzuheitern. Das Kind, sagt sie, mache die augenblickliche Situation besonders schwierig. SAM. kommt mit seiner neuen Tätigkeit nicht zum Zuge. Die Art der Arbeit sagt ihm nicht zu.

"Wo man hinkommt, hört man: 'Menschenskind, Sie haben aber auch allerhand mitgekriegt!' Manche nehmen Rücksicht. Aber viele denken - man hat wenigstens das Gefühl: Ach, da kommt wieder so'n Kriegsbeschädigter, der kann doch nichts Ordentliches haben. Viele kaufen nach meinem Gefühl lieber von einem Gesunden als von unsereinem. Manche Leute aber wieder aus Mitleid. Das ist dann auch unangenehm. Man fühlt sich immer geschlagen, hat Hemmungen. Aber man ist ja inzwischen auch abgehärtet."

Die Verschuldung, der geringe Gewinn aus seiner Arbeit, vor allem auch die starke Belastung seiner Frau bedrücken SAM. außerordentlich.

"Die Frau müßte ins Haus. Das ist nichts, daß sie nun noch mitarbeiten muß. Das sind keine richtigen Verhältnisse. Aber wie sollen wir sonst alles bezahlen? Jetzt muß ich auch noch eine Garage bauen. Jedes Klümpchen Splitt muß man bezahlen, jeden Handgriff machen lassen, weil ich doch selbst nicht zufassen kann. Meine Frau weiß oft nicht, wo ihr der Kopf steht. Ich kann ja nicht helfen, auch im Haushalt nichts tun. Im Gegenteil, ich brauche selbst noch Hilfe, Strümpfe kann ich zum Beispiel nicht anziehen, Knöpfe nicht zumachen und alles, was ich machen will, dauert länger als man es will und dann verliert man die Lust und gibt es auf. Mit den Kindern kann ich überhaupt nicht fertig werden, wenn meine Frau zur Arbeit weg ist. Nee, ich weiß nicht, wie das weitergehen soll."

Die Schreibschwierigkeiten bestehen nach wie vor. An einem Schreibkursus hat SAM. nicht teilgenommen.

"Ich hab mal selbst versucht, mit einem Schreibansatz an der Prothese für die rechte Hand fertig zu werden. Ich hab ihn in die Ecke geknallt, der wackelte hin und her."

SAM. hat wenig Hoffnung, daß seine Arbeit als Vertreter bessere Erfolge zeigen wird.

"Es ist auch nicht das Richtige. Hätte ich früher studiert, dann ginge es mir heute auch besser. Man müßte mir zu einer guten Vertretung verhelfen. Ich suche immer einen, der mir dazu verhilft. Es dauert jetzt immer zu lang, bis die Leute hier wieder was brauchen. Jeden Monat habe ich mindestens 100,- Mark Unkosten, im vorigen Monat 300,- Mark. Ich kriege keine Spesen. Wenn ich meine Knochen noch hätte, verdiente ich auch noch ordentlich. Ich kann aber doch nichts machen! Was soll ich tun? Das Gemeine ist, daß sie meiner Frau auch noch vom Gehalt abziehen, weil ich Geld bekomme. Den Kriegsbeschädigten wird doch heute nicht geholfen! Wenn man die Knochen weg hat, ist es aus! Die anderen wollen nur Geld reinholen, wie der Einzelne dasteht, das kümmert die überhaupt nicht! Das ganze Leben ist beschissen! Oft verdiene ich tagelang überhaupt nichts. Dann drückt das einen nieder wie noch nie.

Was soll ich aber sonst tun? Es will einen doch kein Mensch haben. Man kann höchstens als Nachtwächter noch gehen. Aber niemals! Das tät ich nicht! Wenn ich doch früher was gelernt hätte!"

Trägt in den vorgenannten Fällen die Aktivität und das Reglement der Ehefrau weitgehend die Hauptlast bei der Stabilisierung der inneren und äußeren Lage, so zeigen sich im Fall EIM. die Folgen des Ausscheidens der Ehefrau aus der Partnerschaft nach Eintritt der Behinderung. Kann EIM. eine Desorientierung des Lageschemas durch planerische Aktivität zunächst auch auffangen, so wird die existentielle Lage durch die Ehescheidung stark gefährdet. Durch Ausweichen sucht er sich dem Dasein gegenüber zu behaupten, bis die klärende, wenn auch unvollkommene Verbindung mit einer zweiten Frau zu einer Neuorientierung in seiner Lage führt.

Die Fallstudien SEM. und SAM. enthielten bereits eine bestimmte Sonderform des Ausweichens vor der gegebenen Lage, die noch zu klären ist: für das eigene Versagen werden zur Behauptung der inneren Stabilität bestimmte äußere Umstände verantwortlich gemacht. Auf den ersten Blick erscheint diese Technik verwandt mit "intellektueller Abwertung, d.h. aktive Verarbeitung von Versagungen und Entbehrungen bzw. von unausweichlichen Lagen."⁵ Das Fertigwerden mit der eigenen Lage durch Bildung von Vorurteilen, mit denen man sich bewußt von der Ver-

5) H. Thomae: Persönlichkeit, S.146.

sagenssituation ablöst, trägt ausgesprochen den Charakter der Distanzierung. Die entlastende Reduktion der inneren Schwierigkeiten auf äußere Umstände dagegen dient der eigenen Rechtfertigung. Richtet sich die intellektuelle Abwertung in aktiv verarbeitender Weise direkt auf die wertmäßige Herabsetzung von Versagungen, so werden die der entlastenden Reduktion dienenden Gründe in ihrem Bestand als ein Mittel in sich aufbewahrt, das die Schuld am eigenen Versagen auf sich nehmen kann. Die charakteristische Haltung geht etwa aus einer Äußerung hervor wie: "Ich stände ja heute auch ganz anders da, wenn früher nicht dies und jenes passiert wäre."

Konkret zeigt sich der Unterschied zwischen intellektueller Abwertung und entlastender Reduktion in der Fallstudie DAM. Deutlich tritt die Bildung von Ressentiments, die skeptische intellektuell abwertende Haltung DAMs. gegenüber seinem Elternhaus, gegen das Universitätsleben, gegen das soziale Klima des sprachwissenschaftlichen Seminars hervor. Seine gesamte, durch Ausweichen vor der gegebenen Lage gekennzeichnete Situation jedoch ist durchzogen von einer Haltung, jede Art ihm begegnender und ungelöst gebliebener Schwierigkeiten mit bestimmten, ihm im Elternhaus zugefügten Schäden in Zusammenhang zu bringen. Diese, nicht er selbst, sind die seine existentielle Notlage bedingenden Faktoren, so, wenn er z. B. sagt:

"Dadurch habe ich die Grunderfahrung begrenzter menschlicher Natur bekommen. Mein ganzer Lebensweg bisher ist nichts anderes gewesen als: Herauskommen aus dieser Welt, diesen Denkvorstellungen. Das ist die Situation, in der ich heute noch stehe; wie komme ich zu mir selbst, zu freien Kräften im Kampf gegen diese Denkschemen, diese Naivität, Vereinfachungen, engen Geordnetheiten. ..."

Auch SEM. sucht mit seiner inneren Lage durch entlastende Reduktion fertig zu werden. Den Grund für sein durch Ausweichen gekennzeichnetes Versagen findet er in dem von Vater und Bruder verursachten geschäftlichen Zusammenbruch.

Aus der oben bereits erwähnten, zuletzt erhobenen Phase der Fallstudie SAM. (Nacherhebung 1956) ging ebenfalls hervor, daß dieser Fall sich den Gedanken, in seiner Jugend an einer von ihm gewünschten Ausbildung gehindert worden zu sein, als ein Mittel heranzieht, um vor der erforderlichen Neuorientierung auszuweichen. Ein gleiches zeigt sich bei AHN., der als Schlüssel für seine gesamte innere Notlage immer wieder die Tatsache anzuführen weiß, daß ihm in seiner Jugendzeit infolge der sozialen Notlage seines Vaters ein geeigneter Abschluß der Schulausbildung mit Reifeprüfung nicht möglich gewesen sei.

Im Falle SAM. verbindet sich mit den Ausweichtendenzen in der zuletzt erhobenen Phase ein aggressives Reagieren. In angreifender Form wird der Grund für das eigene Versagen auf Ge-

gebenheiten in der Umwelt zurückgeführt, die dem Körperbehinderten die notwendige Hilfe versagen. Ein Parallelfall zu dieser Haltung findet sich bei MUK. Nach einigen, in den aus der Zeit vor der Behinderung gewohnten Bahnen ablaufenden Anpassungsbewegungen zieht er sich resignierend auf seinen familiären Bereich zurück, um behördliche Instanzen in aggressiver Form der mangelhaften Hilfe zu beschuldigen, eine Aktion, durch die er sich der Verantwortung für seine eigene Lage zu entheben weiß.

Als konkretes Beispiel von der Ausbildung einer Haltung, in der die innere Existenz durch eine entlastende Reduktion der Gründe für eigenes Versagen auf externe Gegebenheiten behauptet wird, sei hier die Fallstudie LED. angefügt. LED. versucht schließlich, wie sich gegen Abschluß der Fallexploration zeigt, eine Anpassung durch Antritt einer Lehrstelle. Zuvor wird jedoch für das Versagen bei seinen Arbeiten auf einer Geschäftsstelle, sein Ausweichen vor der von seinem Vorgesetzten geforderten Arbeit, die durch den Vater hervorgerufene familiäre Lage verantwortlich gemacht. Bei erneuter Gefährdung der inneren Existenz dürfte LED. dieses Mittel, sich in seinem Dasein zu behaupten, wiederum ins Spiel setzen.

Fallstudie LED.

Geboren: 1937

Berufslage: Volksschulentlassung - Kaufmannslehre (4 Monate) - Schuhmacherlehre (3 Mon.) - Bürohelfer in der Geschäftsstelle eines Interessenverbandes

M. d. E. : 50 %

Ursache: Spinale Kinderlähmung, paretische Hüft-, Unterschenkel- und Fußmuskulatur links; 5 cm Beinverkürzung.

Auswirkung: LED. kann sich mit einem allerdings auffällig nach links ausschlagenden Wackelgang, ohne orthopädische Hilfsmittel vorwärtsbewegen. Orthopädisches Schuhwerk kann er sich aus finanziellen Gründen nicht zulegen.

A. Elternhaus, Verlauf der ersten Lebensjahre

Im Alter von 8 Monaten erkrankte LED. an Poliomyelitis. Frühzeitig erkannt, konnten schwerste Nachwirkungen der Krankheit verhindert werden. Nach 4-monatiger Krankenhausbehandlung Entlassung des Kindes nach Hause, Lähmung in Hüfte, Unterschenkel und Fuß links.

Das Erlernen des aufrechten Gangs fiel dem Kind den Bedingungen entsprechend schwer. Es gewöhnte sich an ein Nachschleifen des linken Beines und infolge der dauernd abgeknickten Stel-

lung des linken Fußes, an ein Auftreten auf die Innenseite des linken Fußgelenkknochens. Durch eine im 4. Lebensjahr ausgeführte Sehnenverkürzung wurde in stationärer Behandlung die Fußhaltung begradigt. Während dieser Zeit habe er die Anwesenheit seiner Eltern, vor allem seiner Mutter, sehr vermißt.

"Ich war immer ein Mamasöhnchen. Wenn meine Eltern fortgingen, habe ich das ganze Krankenhaus zusammengebrüllt, so hab ich geheult."

Damals bestanden bereits beträchtliche eheliche Schwierigkeiten bei seinen Eltern. Der Vater, ein Justizangestellter, stieß bei seiner Frau wegen seiner außerehelichen, häufig mit viel Geldaufwand betriebenen Ausschweifungen, auf heftige Kritik.

"In den Jahren habe ich von dem Ganzen überhaupt nichts gemerkt. Auch später habe ich meiner Mutter nie was angemerkt. Erst als mein Vater aus dem Krieg zurückkam, wurde das anders."

1940 wurde der Vater zum Kriegsdienst eingezogen. Erst nach 8 Jahren - selbst seinen Militärrurlaub verbrachte er nicht regelmäßig zu Hause - kehrte er in den Kreis seiner Familie zurück.

Im Gegensatz zu seinem um zwei Jahre jüngeren Bruder und auch seiner um vier Jahre jüngeren Schwester zog LED. in seiner Kindheit die Nähe seiner Mutter vor und hielt sich von Spielgefährten fern. Seine Mutter widmete sich ihm immer mit besonderem Verständnis und besonderer Sorgfalt.

Eine große Kiste voller Spielsachen bot dem kleinen LED. genügend Betätigungsmöglichkeit und Abwechslung.

"Viel herumgesprungen bin ich nie. Mein Vater hatte das Pedal eines Dreirädhens, um meinem Bein einen Halt zu geben, mit einem Riemen versehen. Er schob mir nun, so lange er noch da war, dieses Dreirad immer zu, setzte mich darauf. Aber ich fiel immer wieder damit um; da war ich dann nicht sehr dafür zu haben. Wenn ich es schon sah, lief ich weg."

Versuche der Mutter, LED. zum Spielen mit Altersgenossen zusammenzubringen, schlugen fehl. Schimpfnamen wie "Hüpfefrosch" und "Humpelbein" schreckten LED. ab.

"So klein wie ich war: ich fühlte mich durch diese Namen, die mir andere nachriefen, immer sehr gekränkt. Dadurch wurde ich dann immer zurückhaltender."

B. Verlauf der Schulzeit

1942 wurde die Familie evakuiert. LED. mußte die Schule einer sächsischen Stadt besuchen. Die Mutter bemühte sich, LED. zu besonders guten Schulleistungen zu verhelfen und setzte es durch, daß sich der Sohn in dieser Hinsicht besonders anstengte.

"Bald hatte ich eine sehr gute Schrift und die habe ich auch immer

behalten. Das ist heute noch mein ganzer Stolz. Auch das Rechnen machte mir dann nichts mehr aus."

Die Lehrer lobten ihn. Er fühlte sich in der Klasse während des Unterrichts sicher. Anders dagegen in den Pausen, auf dem Schulweg oder bei einem sonstigen Zusammentreffen mit Gleichaltrigen: besonders das Nachrufen von Schimpfnamen kränkte ihn. LED. suchte immer wieder Rat und Hilfe bei seiner Mutter.

"Ich war scheu. Ich hatte Minderwertigkeitsgefühle, vor allem, weil ich beim Gehen immer so auf die Seite fiel. Ich habe immer gedacht, die Kinder würden auf mich sehen, dachte, ein anderer würde sehen, daß ich auf die Seite falle und würde sich dann irgendwie darüber äußern. Wenn die Kinder merkten, daß ich mir etwas daraus machte und mich über solche Sticheleien ärgerte, ging es erst recht los. Das kränkte mich dann so arg. Meine Mutter tröstete mich zwar, wenn ich damit, vor Wut weinend, zu ihr kam: ich sollte die anderen einfach schimpfen lassen, mich nicht daran stören, da käme ich am besten bei weg. Aber ich konnte nie so richtig darüberkommen und sagte immer wieder: jetzt wünsche ich dem auch eine Kinderlähmung."

Einen besonderen Halt habe er jedoch immer wieder durch seine Schulleistungen und das Verständnis des Lehrers gefunden. Besonders deprimiert aber haben ihn gerade in der Schule bestimmte Gegebenheiten beim Turnunterricht, bei dem er sich trotz seiner Wünsche zu einer Teilnahme an Übungen und Spielen immer vom Lehrer zurückgestellt fühlte.

"Gerne hätte ich mal am Reck geturnt oder irgend sowas mitgemacht. Aber der Lehrer schob mich einfach beiseite. Wenn ich mal von mir aus mitmachen wollte, wies er mich zurück: ich sollte das lieber lassen, das sei zu gefährlich, er wollte es nicht auf seine Kappe nehmen, wenn was passiere. Dann stand ich immer an der Seite. Ich wurde immer geschont."

Von Einfluß auf seine Minderwertigkeitsgefühle sei auch das gesamte Schulumilieu gewesen. Die Schule, ein Neubau mit großen Fensterfronten, bester Ausstattung, sei fast ausschließlich von Kindern höherer Gesellschaftsschichten besucht worden. Das habe ihn "immer gestört"; vielleicht habe er sich diesen Kindern gegenüber besonders unterlegen gefühlt.

In der Schule einer nahegelegenen Kleinstadt, die LED. im 4. Schuljahr besuchte, sei dergleichen nicht aufgetreten.

"In dieser Schule war alles viel einfacher und selbstverständlicher. Es waren auch ärmere Kinder da und der ganze Bau war viel einfacher gehalten. Da habe ich meine Behinderung gar nicht mehr so empfunden."

Im Gegensatz zu seinen Erlebnissen in der Großstadtschule erinnert sich LED. hier an kein einziges schulisches Geschehnis. Umso stärker tritt die häusliche Umgebung, die Stellung und das

Verhalten gegenüber Spielgefährten in den Vordergrund. Eine Anzahl Kinder der Hausgemeinschaft der Familie LED. nahmen den achtjährigen LED. bei ihren Spielen in einem zum Hause gehörenden Garten auf. Die Art der Spiele mit diesen meist jüngeren Spielgefährten brachte seine Körperbehinderung nicht zur Geltung, "Sich-Verkleiden" war sein Lieblingsspiel.

"Im Garten und in der Nähe des Hauses habe ich mich gern aufgehalten. Aber auf die Straße ging ich nicht gern. Mit denen da herumlaufen war mir nicht gegeben. Mein Bruder war solch ein Rauhschuh. Der lief gern herum, war immer mit solchen Rabauken zusammen, spielte Fußball usw. Von ihm habe ich nie viel gehabt; er war immer abseits von mir."

Durch Zufall ergab sich eine Bekanntschaft mit einem 14-jährigen anscheinend scheuen, zurückhaltenden Jungen:

"Obwohl ich immer gerne unter anderen Kindern war, gefiel es mir besser als Spielen, wenn ich ihm bei seinen Bastelarbeiten zusehen konnte. Der war fast immer allein und freute sich immer, wenn ich kam...."

Anfang 1946 kehrte die Mutter mit LED. und seinen Geschwistern in die Heimatstadt zurück. Hier veränderte sich zunächst vor allem die Schulsituation für LED.:

"Da hatte ich wieder mehr Hemmungen. In der Pause stellte ich mich immer abseits gleich neben die Tür zum Schulhof, und sah zu, wie die anderen herumsprangen. Ich sah und hörte wohl alles, aber mitmachen tat ich nicht. Das machte da die Menge: der Schulhof pickenvoll, mehr Leute da, die mich ansehen und über das Bein spotten würden. Eben deswegen war ich immer froh, wenn ich mich wieder auf meinen Platz setzen konnte: in der Klasse war ich bekannt. Ich wurde von Klassenkameraden gefragt, wie die Feiern zur Versetzung aufgezo-gen werden sollten. Das war immer meine Angelegenheit und wenn die anderen deswegen kamen, fühlte ich mich wieder wichtig."

Seine Zugehörigkeit zu den guten Schülern der Klasse und eine entsprechende Anerkennung durch den Lehrer habe ihm "immer wieder einen Halt gegeben". Vom Turnunterricht hielt sich LED. nun völlig fern.

Schwierig gestaltete sich allerdings sein Verhältnis zu den zum ersten Mal mit ihm in einer Klasse zusammengefaßten Mitschülerinnen.

"Ihnen gegenüber hatte ich nun ganz besonders Hemmungen und Minderwertigkeitskomplexe. Ich habe immer bemerkt, daß die Mädchen sich mehr mit den anderen Jungens befaßt haben als mit mir. Das kam sicher durch meine Zurückhaltung: ich habe mich immer von ihnen zurückgehalten. Gern hätte ich das geändert, aber ich konnte nicht, es war unmöglich! Auch standen die Gutsituierten bei den Mädchen höher im Ansehen: die konnten spendieren, hatten alles lockerer in der Ta-

sche und taten dann damit groß. Wenn man mal richtig dahinter sah, kam dann heraus, daß es bei ihnen mit dem Geld auch nicht weit her war und erst recht im Benehmen waren gerade sie nicht die Feinen, wie sie vorgaben, sondern rücksichtslos und gewöhnlich. Ich konnte mich aber bei den Mädchen nicht so geben, wie sie es gerne wollten. Das hat mich auch manchmal bedrückt."

An den Nachmittagen kam LED. regelmäßig mit einem Klassenkameraden zusammen, dem eine Zusammenarbeit mit ihm bei den Schularbeiten sehr angelegen war.

"Sonst war ich immer in der Rolle des Außenseiters. Wenn es hieß: "Zum Fußballplatz!", stoben die anderen los. Ich bin immer hinterher gezockelt und habe zugesehen. Aber ich hatte kein Interesse, irgendwie mitzumachen."

Mehrmals hatte der Vater seinen Fronturlaub während des Krieges nicht im Kreise seiner Familie, sondern, möglichst ohne Wissen der Frau, bei einer seiner Bekannten verbracht.

Die Mutter erfuhr davon und teilte das Erfahrene den militärischen Vorgesetzten ihres Mannes mit. Diese Handlung diente dem Vater nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft zum Vorwand, seine Ausschweifungen, Aufrechterhaltung außerehelicher Beziehungen, Neigung zu Betäubung durch Alkohol, vor seiner Familie als gerechtfertigt erscheinen zu lassen. Diese Verfahrensweise verstärkte sich, nachdem er durch seine wegen nationalsozialistischer Betätigung verursachte Entlassung als Justizbeamter den Lebensunterhalt für seine Familie nicht mehr aufzubringen wußte. Er verspernte sich gegen die Schlichtungsversuche und Argumentationen seiner Frau und versuchte, durch großspurige Verschwendung in außerehelichen Kreisen einen materiellen Druck auf die Ehepartnerin auszuüben. Zur Beseitigung größter wirtschaftlicher Not in der Familie nahm diese eine Stellung als Toilettenwärterin in einem Nachtlokal an.

Der jugendliche LED. wurde seit der Rückkehr seines Vaters Zeuge dieser ehelichen Konfliktsituation und kannte als Grund für die Tränen seiner Mutter: das Verhalten des Vaters im Hinblick auf die Finanzierung des Haushalts.

Die Einstellung des Vaters ihm selbst und seinen Geschwistern gegenüber konnte er zwar akzeptieren. Der Vater regelte für seine Kinder schulische oder behördliche Angelegenheiten, half bei den Schulaufgaben, gab auf Fragen zuverlässige Antworten.

"Mein Vater ist sehr geschickt, er kann sich gut selbst helfen und braucht andere Leute nicht zu fragen. Auch für uns Kinder setzte er sich ein, wenn wir irgendwo Schwierigkeiten hatten."

Dennoch betrachtete LED. den Vater bald nach seiner Rückkehr als den Störenfried innerhalb des familiären Gefüges.

"Wir haben schon viel mitgemacht, vor allem meine Mutter. Für

mich fing das damals an. Mein Vater war rücksichtslos. Manchmal schlug er in einer Nacht 200 Mark auf den Kopf -. Es war ihm dann egal, wie es bei uns zu Hause aussah, ob wir Kinder versorgt waren oder ob sonst alles in Ordnung war."

Wartete LED. abends auf Geheiß seiner Mutter vergeblich auf die Ankunft des Vaters, so kleidete er sich nicht aus.

"Ich lag dann da herum und hab gewartet. Aber mein Vater kam nicht."

Eine besondere Deklassierung bedeutete für LED. die Art der Tätigkeit seiner Mutter. Äußerungen der Mutter hatten die Meinung bei ihm geweckt, daß der Ruf der Familie durch die Ausschweifungen des Vaters und die Arbeit der Mutter in einem Nachtlokal gefährdet sei. Er habe sich bemüht, diese Zustände außerhalb der Familie zu verheimlichen. Dauernde finanzielle Schwierigkeiten hätten bei ihm ebenfalls dazu beigetragen, sich seinen Altersgefährten gegenüber als Kind einer gesellschaftlich tiefstehenden Familie zu fühlen. Die Schuld an diesem Tiefstand, darin stimmt LED. mit seiner Mutter überein, steht auf der Seite des Vaters.

"Meine Mutter überlegt sich auch heute noch oft, ob sie sich von meinem Vater trennen soll. Finanziell würden wir das schon schaffen. Aber sie schreckt doch vor diesem letzten Schritt zurück. Es ist ihr zu unsicher. Ich halte mich bei diesen Überlegungen ganz zurück."

Das enge Verhältnis zwischen LED. und seiner Mutter vertiefte sich in diesen Jahren eines starken familiären Notstandes ganz besonders. Beide fanden sich damit ab, das Verhalten des Vaters notgedrungen dulden zu müssen. LED. richtete sich völlig nach der Meinung der Mutter, stellte sich jedoch Anordnungen seines Vaters nicht entgegen.

Entsprechend scheint die Mutter die bisher schon übliche, besondere Betreuung LEDs. verstärkt zu haben. Sie stieß jedoch hiermit auf Widerstand bei LED., sobald sie fremde Menschen aufforderte, die Körperbehinderung des Sohnes zu berücksichtigen. Z. B.:

"Ich habe mich bei meiner Mutter auch immer bis zu Tränen aufgeregt, wenn sie beim Einsteigen in die Straßenbahn für mich sorgte. Dann rief sie vor allen Leuten: 'hier, der Junge ist gelähmt, lassen Sie ihn vor!' oder 'lassen Sie ihn sitzen!' oder 'nehmen Sie doch Rücksicht!' Das konnte ich nicht vertragen, auch heute kann ich das nicht. Die anderen machen sich ja doch nur lächerlich über mich."

Besonders widerstrebten LED. die durch solche Äußerungen der Mutter provozierten Bemitleidungen Fremder.

Derartige Schwierigkeiten verringerten sich, nachdem LED. 1952 mit der elterlichen Familie auf Grund der Versetzung des Vaters aus der Großstadt in einen kleinen Ort (etwa 2000 Einwoh-

ner) verzog. Er habe diesen Umzug von Anfang an sehr bejaht, habe "nicht mehr in dem großstädtischen Getriebe" bleiben wollen.

C. Berufliche Orientierung

Wenige Wochen nach dem Umzug in die kleinere Ortschaft wurde LED. aus der Volksschule entlassen. Seine besonderen Erfolge im Schönschreiben hätten den Wunsch in ihm stark werden lassen, eine Bürolehre durchzumachen. Private Vermittlung verhalf LED. zu einer Anstellung in einem Büromaschinengeschäft. Während der drei Probemonate sei er jedoch fast ausschließlich mit der Verpackung von Papierrollen für Büromaschinen beschäftigt worden.

"Von morgens bis abends mußte ich am Packtisch stehen; das hielt ich mit meinem Bein schlecht aus. Der Inhaber stand dann noch dauernd hinter mir und schrie: 'beeil dich, beeil dich! Daß er gesagt hätte: 'komm her, ich helf dir, daß es schneller geht', - von wegen! Ich bin immer zu gutmütig gewesen und habe mir vieles gefallen lassen müssen."

Der Vater LEDs. schaltete sich mehrere Male vergeblich ein und nahm den Sohn nach viermonatiger Arbeitszeit, noch vor Unterzeichnung des Lehrvertrages, aus dem Geschäft heraus. Eine Lehrstelle für LED. in dem örtlichen Notariat stand in Aussicht, konnte am Ende jedoch nicht angetreten werden.

Nach einer Wartezeit von 9 Monaten wurde LED. vom Arbeitsamt eine Lehrstelle bei einem Schuhmacher vermittelt.

"Der Meister hatte Verständnis für meine Lage und sah, daß ich das Handwerk nicht konnte. Die Arbeit hat mir sehr zu schaffen gemacht, z. B. konnte ich den Spannriemen auf die Dauer gar nicht halten. Ein vernünftiger Schuh wäre durch mein Bein gar nicht zustande gekommen."

Nach 3 Monaten gab LED. mit Zustimmung seiner Eltern diese Lehrstelle auf. Er blieb weitere 18 Monate ohne Ausbildung, arbeitete gelegentlich zu Hause im Garten oder half seiner Mutter im Haushalt.

Während dieser Zeit erhielt er vom Arbeitsamt mehrere Angebote, z. B. Polsterer, Werkstattschreiber. Er lehnte ab: sie hätten seinen Wünschen nicht entsprochen und den gleichen Ablauf wie bei der vorhergehenden Lehrstelle befürchten lassen.

Mitte 1954 bereitete er sich auf den Antritt einer vom Arbeitsamt zugewiesenen Lehrstelle bei einem Schneider vor. Wegen der weiten Entfernung dieser Lehrstelle vom Elternhaus sollte er bei dem Meister wohnen. Innerlich begrüßte er die dann doch noch kurz vor der Abfahrt eintreffende Absage sehr. Das "Sticheln mit der Nadel" habe er ohnehin nicht als eine Lösung betrachtet.

Nach dem Umzug in den kleineren Wohnort 1952 änderte sich die elterliche Ehebeziehung insofern, als der Vater nunmehr allerdings in bestimmender, fordernder Form den Kontakt mit seiner Frau wieder herzustellen versuchte, die Mutter aber nach der Erfahrung der völlig zerstörten ehelichen Gemeinsamkeit mit gleichbleibender Zurückhaltung und Abweisung reagierte.

Nach vorübergehender Besserung verstärkte sich der Hang des Vaters zu außerfamiliärer Geselligkeit mit alkoholischer Betäubung am neuen Wohnort wieder. Unter alkoholischem Einfluß ereifert er sich sehr leicht, ist reizbar und macht in aller Öffentlichkeit, auch bei Anwesenheit der Kinder, bestimmte Ansprüche an seine Frau geltend. LED. und seine Mutter kennen die Mittel, mit denen der Vater mit seinen Ansprüchen ausgeschaltet werden kann.

"Ich komme mit meinem Vater nicht zurecht: daß ein Mensch sich so gehen lassen kann und so wenig für das Familienleben tut, bringt mich manchmal sogar in Wut."

Der sechzehnjährige LED. wurde von seiner Mutter über sexuelle Fragen aufgeklärt. Anfang 1955 übertrug sie ihm die in dieser Hinsicht bestehenden elterlichen Konflikte.

"Ich habe dann weiter nichts gesagt. Ich wußte ja längst, worum es sich bei den Auseinandersetzungen zwischen meinen Eltern handelte. Meine Mutter hat mir dann erklärt, warum sie nach all dem, was sie mit meinem Vater durchgemacht hat, nicht mehr mit ihm zusammenkommen kann. Ich sehe das auch ein. Was sie und ich manchmal bei meinem Vater mitmachen, kann und möchte ich auch nicht wiedergeben."

Anfang 1955 trat LED. nach Vermittlung eines ortsansässigen Körperbehinderten in ein Arbeitsverhältnis mit der Kreisgeschäftsstelle einer Körperbehindertenorganisation ein. Von dem Vorsitzenden wurde ihm in Aussicht gestellt, nach einigen Jahren - vorausgesetzt sei seine Bewährung - innerhalb der Organisation die Stellung eines Sozialsachbearbeiters besetzen zu können.

Er bleibt jedoch, nach guter Einarbeitung, fast ausnahmslos mit der Ausführung ordnender Arbeiten, wie Registrieren, Abheften etc. beschäftigt. Lediglich im Maschinenschreiben konnte er fortschreiten. Eine systematische Schulung wurde von den erfahrenen Kräften der Geschäftsstelle bisher nicht vorgenommen, obwohl ein solcher Vorsatz bestanden hat und auch noch besteht. Die Geschäftsabwicklung läßt jedoch eine regelrechte Schulung LEDs. nicht zu. Im Grunde erwarten die vorstehenden Kräfte der Geschäftsstelle - sämtlich im Alter von über 50 Jahren - die entlastende "Initiative einer jungen Kraft". Jeder von ihnen hat sich die zur Arbeit notwendigen Kenntnisse auf dem Wege des Selbststudiums angeeignet, und zwar, nachdem zunächst die Ausübung früheren Berufs durch äußere Umstände nicht mehr möglich war.

Die notwendigen Kenntnisse, so hoffte man, würde LED. gleichfalls von sich aus erwerben. LED. jedoch findet nach Dienstschluß - der vielfach bereits um 13 Uhr einsetzt - wenig Interesse am Erlernen der ihm zum Studium empfohlenen Paragraphen der Sozialgesetzgebung.

LED. selbst weiß, daß er den Ansprüchen nicht genügt. Er ist bereit, sich den Anordnungen der Vorgesetzten zu fügen, faßt den Entschluß, sich zu Hause in die gesetzlichen Zusammenhänge eines Falles zu vertiefen und wird, zu Hause angekommen, durch Radiosendungen und andere zerstreute Vorgänge von seinem Vorsatz abgehalten.

"Zu Hause ist dann möglicherweise wieder was mit meinem Vater los und dann hänge ich sowieso sofort alles an den Nagel."

Auf der Geschäftsstelle scheut er in zunehmendem Maße davor zurück, eine Beratung zu übernehmen. Er habe Angst vor dem Versagen, weil er zu Hause nicht zum Arbeiten gekommen sei.

"Ich kann doch die andern nicht, wenn da einer beraten werden will, fragen: wie ist das und das? Welches Gesetz kommt hier in Anwendung? Dann stehe ich als der Nichtskönner da, und der beraten werden will, hat dann auch kein Vertrauen mehr zu mir. Die andern können ja auch mit den Dingen fertig werden. Da komme ich ja doch nicht mit und deswegen muß ich es so lassen. Ich kann mich nicht vordrängen: hier, das kann ich! Nachher kann ich es dann nicht! Andererseits lerne ich nichts, wenn ich nicht an die praktische Arbeit komme. Ich möchte aber doch die Stelle, die ich jetzt habe, gerne behalten: ich bin unter Körperbehinderten und meine, da hat man mehr Verständnis für eine Körperbehinderung, man ist mehr unter seinesgleichen. Später, wenn ich dann doch mal was in diesem Fach gelernt habe, kann ich vielleicht in einer Sozialabteilung bei einer Behörde arbeiten."

Besonders werde er durch das Verhalten seines Vaters daran gehindert, beruflich weiterzukommen: durch ihn werde ständig eine Stimmung heraufbeschworen, in der er sich nicht mehr auf seine Arbeit konzentrieren könne.

"Ich kann darin meinen Vater nicht begreifen, daß er uns so gefährdet. Oft wissen wir nicht, wie wir an den nächsten Tagen noch was auf den Tisch bringen sollen. Das bedrückt mich dann die ganze Zeit: während meiner Arbeit muß ich immer daran denken, ob nicht zum Mittag wieder einmal alles platzt zu Hause, weil meine Mutter kein Geld hatte, um was zum Kochen zu kaufen. Dadurch bin ich dann auch auf dem Büro gar nicht richtig da."

Sehr häufig weiß die Mutter keinen anderen Ausweg zur Lösung der finanziellen Schwierigkeiten, als LED. zu beauftragen, bei seiner Geschäftsstelle um Vorschuß nachzusuchen. Dort wird solchen Bitten, allerdings unter starker Mißbilligung, meistens entsprochen. LED. macht ein derartiges Ersuchen Schwierigkeiten. Er fürchtet vor allem eine Aufdeckung der familiären Hinter-

gründe seines Ansuchens. Meist kommt er dem Anliegen seiner Mutter nach. In letzter Zeit widersteht er ihr jedoch in diesen Fällen mit der Begründung, ein Vorschuß würde ihm verweigert. Die Mutter erreicht dann durch telefonischen Anruf die Auszahlung.

LED. übergibt seinen gesamten monatlichen Verdienst (DM 125, --) seiner Mutter. Von ihr erhält er wiederum etwa DM 10, - bis 15, - monatlich als Taschengeld, das er fast ausnahmslos für Rauchwaren verbraucht.

An den drei arbeitsfreien Nachmittagen pro Woche und an den Abenden bleibt er zu Hause, falls er nicht zu irgendwelchen Veranstaltungen der Körperbehindertenorganisation hinzugezogen wird. Er hört Radiosendungen und liest, mit Vorliebe Ganghofer.

Außerfamiliäre, private Kontakte haben sich für ihn noch nicht ergeben.

"Ich lege noch keinen Wert darauf. Meine Mutter will, daß ich tanzen lerne, damit ich was aus der Abwechslungslosigkeit herauskomme. Aber wie soll ich das anfangen? Ich mit meinem Wackelgang! Mir selbst fällt das ja gar nicht so auf und behindert mich auch nicht weiter. Aber die Mädchen würden doch nur mit Widerwillen mit mir tanzen. Vielleicht auch nicht. Aber ich weiß nicht, wie ich es anfangen soll. Wenn ich mir orthopädische Schuhe leisten könnte, durch die der Wackelgang ausgeglichen würde, wäre das ja schon was anderes. Aber die sind zu teuer."

Das Ausweichen vor der gegebenen Lage als Flucht vor der Möglichkeit zusätzlicher Devaluation über die Behinderung als solche hinaus zeigen die Fälle MES., ORT. und ORM. Sie versuchen nach Eintritt der Behinderung, sich in die gesicherten Bereiche der elterlichen Familie oder in den engen Raum einer scheinbaren Unabhängigkeit zurückzuziehen, um eine Gefährdung durch ungesteuerte Kommunikation zu vermeiden. In dieser Haltung entwickelt ORT., dessen Fallstudie in diesem Zusammenhang als Beispiel dienen soll, gleichsam als eine Entlastung der inneren Notlage die Hoffnung, daß ein Zufallsereignis eine Wandlung in sein Leben bringen werde:

Fallstudie ORT.

Geboren: 1925

früherer Beruf: Maschinenbaupraktikant, Bauumschüler mit Gesellenprüfung zwecks Vorbereitung zum Studium auf einer Bau-gewerkschule

heutiger Beruf: Hochbautechniker

M. d. E.: 100 %

Ursache: Spinale Kinderlähmung, Lähmung beider Beine, der Bauch- und Rückenmuskulatur, Beeinträchtigung des linken Unterarmes

Auswirkung: Schellenstützapparate an beiden Beinen ermöglichen ORT. die Vorwärtsbewegung. Wegen der Verlagerung des oberen Rumpfes beim Vorwärtsbewegen sind Armstützen zur Beibehaltung des Gleichgewichts unentbehrlich. Die Gehbewegungen sind sehr verlangsamt, die Behinderung ist sehr auffällig.

A. Die elterliche Familie und Verlauf der Jugend

Bis zum 11. Lebensjahr wuchs ORT. bei seinen Eltern in einer Großstadt auf. Nach 1933 war die Familie wegen der früheren politischen Einstellung des Vaters, ein Bahnbeamter und Angehöriger des Personalrates, bedroht. Der Vater wurde zeitweise suspendiert.

"Meine Eltern taten alles, um Beschwerliches von uns Kindern fernzuhalten. Um uns die Unruhe zu ersparen, gaben sie meinen Bruder und mich zu den Großeltern in eine Kleinstadt. Da war alles freier als in der Großstadt. Ich habe in meiner Jugend keine Schattenseiten des Lebens kennengelernt. Mit meinem Bruder war ich ein Herz und eine Seele. Wir konnten viel spielen."

Schon in der Kindheit malte und zeichnete ORT. mit besonderem Interesse und mit Geschick. Das Geschehen des 1. Weltkrieges und andere militärische Begebenheiten wurden immer wieder zum Gegenstand seiner Zeichenbeschäftigungen.

ORT. besuchte die Aufbauschule. Noch vor der mittleren Reifeprüfung (1941) kehrte er, nachdem der Vater in eine benachbarte Kleinstadt versetzt worden war, in den Haushalt seiner Eltern zurück.

1941 wurde ORT. als Maschinenbaupraktikant von einem Großbetrieb eingestellt.

"Nach dem Praktikum wollte ich Maschinenbau studieren, um Flugzeugbauer zu werden. Warum weiß ich eigentlich nicht. Flugzeuge imponierten mir eben in der damaligen Zeit. Von der technischen Seite

der Sache hatte ich keine Ahnung. Das wollte ich eben später studieren."

Im August 1945 kehrte ORT. aus der Kriegsgefangenschaft nach Hause zurück.

Angesichts der damaligen Lage der Industrie gab er seinen Plan, Maschinenbau zu studieren, auf. Er begann als Umschüler im Bauhandwerk mit dem Ziel, nach dem Fraktikum eine Baugewerkschule zu besuchen (4 Semester Bauingenieur). Während der Wintermonate praktizierte er in einem Architekturbüro. Ende 1947 legte er die Gesellenprüfung als Maurer ab. Die nächstgelegene Baugewerkschule beantwortete seine Bewerbung Anfang 1948 mit dem Bescheid, daß sie ihm das Studium wegen Überfüllung nicht vor 1950 ermöglichen könne. ORT. versuchte, durch Beziehungen eine sofortige Annahme zu lancieren. Die Arbeit im Architekturbüro führte er währenddessen weiterhin aus.

"Die Arbeit und die ganze Atmosphäre gefielen mir da. Das war ein netter Verein. Aber ich hatte doch irgendwie ein Unbehagen, wie ich das Studium schaffen sollte. Ich schreckte irgendwie davor zurück, die Sache besonders zu forcieren. Daß ich hingehen würde, war für mich klar. Aber die Sache sollte mehr auf mich zukommen, als daß ich hineingesprungen wäre. Ich meinte eben noch nicht so weit zu sein, gut noch warten zu können. Andererseits war ich bald 23 Jahre: da erwartet man ein schnelles Weiterkommen. Das alles ist ja nichts Besonderes. Vielen geht es ja genauso."

B. Die Krankenhaussituation

Ausbruch der Kinderlähmung im Sommer 1948.

"Kein Mensch dachte an Kinderlähmung, wir hielten es alle für Grippe. Als ich am 3. Tag nicht mehr stehen konnte, hielt ich es für vollkommene Schwäche. Da holten meine Eltern aber den Arzt."

Diagnose: Diphtherielähmung. Einlieferung in die Isolierstation des örtlichen Krankenhauses.

"Ich habe die Krankheit in ihrem Umfang gar nicht erfaßt, schon weil ich es nicht wahrhaben wollte. Ich dachte, es ist was, was man wie jede andere Krankheit nach einer gewissen Zeit wieder überstanden hat. Etwas Unruhe brachte natürlich, daß ich mich nicht mehr bewegen konnte. Aber in 4 Monaten war die Hochzeit meines Freundes; die schwebte mir immer vor; bis dahin, dachte ich, bist du wieder so weit, wenn du auch noch mit Krücken hingehen mußt."

Nach drei Wochen gab der Arzt Antwort auf ORTs. immer wiederholte Fragen:

"Da fing der an von Jahren zu reden. Aber damals war ich noch irgendwie ungebrochen. Ich sagte mir nicht, daß irgendetwas zurückblei-

ben würde. Das wurde erst anders, als ich mit anderen Patienten zusammenkam."

Nach sechs Wochen wurde ORT. von der Isolierstation ins Haupthaus verlegt.

"Da waren Menschen aus allen Ständen und Klassen, die versuchten, mit mir in Kontakt zu kommen. Jetzt träufelte das so langsam ein: irgendwie unbewußt machte sich etwas bei mir geltend, gewissermaßen eine Sammlung von Erfahrung: daß es nicht so ging, wie ich mir das gedacht hatte, daß nach Wochen noch keine Besserung eingetreten war. Jetzt war es auch so: jetzt mußte ich mich nach den anderen richten, auf die Gemeinschaft Rücksicht nehmen. Ich kam in eine Depression, es war ein Tiefpunkt.

Aber das hielt nicht lange an. Wenn man im Krankenhaus liegt in solch einem schlimmen Zustand, wo sich denn alles auf das Primitivste richtet - essen, trinken, schlafen können - da ist es einem tatsächlich wie ein Geschenk, wenn man wieder etwas kann. Man nimmt eben auf einmal nichts mehr für selbstverständlich. Und da kommt denn ebendauernd das Erlebnis: ah, das geht, das kannst du jetzt noch.

Nach 7 Wochen konnte ich den ersten Stuhl selbständig machen. Das war, als wenn man aus der Gefangenschaft entlassen wurde. Mit der rechten Hand hatte ich schon wieder zufassen können. Nun kam auch die linke wieder ein bißchen und dann überraschend schnell wieder fast vollständig zur Aktivität.

Sonst ging nun aber auch alles gar nicht mehr. Da brachte ich es schließlich nach einigem Üben während der Massagebehandlung wieder zum Sitzen im Bett, zwar noch sehr provisorisch, aber immerhin. Eines Tages sagte ich mir: das lächerliche Stück vom Bett bis zum Stuhl mußt du doch schaffen. Und das ging denn auch. Solche Kleinigkeiten geben einem tatsächlich ein Glücksgefühl. Man sieht: das kannst du wieder."

Die ersten Gehversuche im Gehstuhl begannen nach etwa 1 1/2 Monaten im Zusammenhang mit krankengymnastischen Behandlungen.

"Ich kann nicht sagen, daß die ungeheure Beschwerlichkeit des Gehens eine Niedergeschlagenheit bei mir bewirkt hätte. Im Gegenteil: es gab irgendwie Stimmung, daß ich mich wieder senkrecht bewegen konnte. Gegenüber den anderen Kranken fühlte ich mich als der Gesundeste."

Ein guter Kontakt mit dem Pflegepersonal und einigen Patienten, deren bestätigende Äußerungen über seine körperlichen Fortschritte und dergleichen, schafften für ORT. eine anheimelnde Lage. Bei besonderen Anlässen erfreute er die Schwestern mit seinen talentiert ausgearbeiteten erheiternden Zeichnungen. ORT. wurde bevorzugt behandelt. Nur ungern erfüllte er den Wunsch der Eltern, die Weihnachtsfeiertage zu Hause zu verbringen.

"Ich war während dieser Zeit zweimal zu Hause und jedesmal froh, wieder ins Krankenhaus zu kommen, da ich mich zu Hause nicht zurecht fand. Im Krankenhaus hatte ich mich schon auf die Gegebenheiten eingestellt, aber zu Hause war alles ganz neu. Das war kein Zustand! In solcher Lage nimmt man jede Umstellung ungern in Kauf. Man mußte außerdem vor den Augen der Öffentlichkeit getragen werden und schon, daß man auf die Pflege der Eltern angewiesen war, ging einem gegen den Strich. Ich fühlte mich im Krankenhaus wohler."

Erst bei einer Beratung durch herbeigerufene Fachärzte, die eine anschließende Behandlung verordnen sollten, geriet ORT. in Aufregung. Der Orthopäde konnte seine persönliche Feindschaft gegenüber dem Neurologen am Bett des Patienten nicht verbergen.

"Bis dahin war der Arzt für einen ungefähr der Liebe Gott gewesen: der nimmt einem die Schmerzen usw. Das brach nun zusammen, als beide denn nun an meinem Bett auf meine Kosten ihre persönlichen Angelegenheiten austrugen. Bisher war mit mir eigentlich noch gar nichts geschehen. Nun kam mir auf einmal zu Ohren, daß ich von oben bis unten ein Stützkorsett tragen sollte. Jetzt sah ich mich zum ersten Mal mit denen gleich, die ich früher irgendwie für schrecklich angesehen hatte. Ein Klassenkamerad von mir hatte früher Beinstützen getragen. Das hatte mich immer abgestoßen und nun sollte ich das auch haben! Außerdem war für mich der Gedanke, Leder auf der Haut zu tragen, dadurch eingeschnürt, beeengt zu werden, abstoßend. Ich wollte das nicht, das ging mir zuwider. Da kam denn nun bei dieser Untersuchung das Gefühl des bedingungslosen Ausgeliefertseins: jetzt muß ich dieses Korsett tragen! Und der Arzt? Für den war es nur ein Fall von vielen, für den war ich jetzt eben reif für ein Stützkorsett."

ORT. ließ sich zu einem Experten in die nächstgelegene Großstadt bringen. Hier wurde auf Grund der inzwischen zurückgekehrten Standfestigkeit des gestreckten linken Beines versuchsweise eine Gipsschale zur Befestigung des rechten Beines im Kniegelenk angelegt. Diese Therapie habe wesentlich besser zu seinen Vorstellungen gepaßt. Die Gipsschale bewährte sich nach Rückkehr ins Heimatkrankenhaus zunächst sehr gut.

"Ich konnte wieder gehen. Das "Wie" war zuerst noch egal. Ich konnte gehen, ganz langsam und unter wahnsinnigen Anstrengungen. Aber für mich war der Beweis erbracht, daß ich es konnte."

Bei seiner Entlassung aus dem ersten Krankenhaus im Mai 1949 konnte sich ORT. im Gehstuhl ohne größere Anstrengungen vorwärtsbewegen. Das Gehen mit Krücken und Gipsstütze am Knie war jedoch nach wie vor ungewöhnlich mühselig und nur über wenige Meter möglich.

B. Orientierungsverlauf

Vom Tag seiner Rückkehr nach Hause an zeigte sich ORT. seinen Familienangehörigen gegenüber häufig empfindlich, verstimmt, erregt und gereizt. Er vermied möglichst jedwede Berührung mit der Außenwelt. Aufforderungen der Mutter und Verwandter mit der Absicht, ihn aus dem Zimmersessel in den Garten oder etwa gar unter andere Menschen zu bringen, wurden meist sehr heftig abgelehnt.

"Nachher hat mir das immer leid getan, wenn es Attacken gegeben hatte. Aber man kommt im ersten Moment nicht zurecht. Ich war vollkommen unsicher. Alles war ziemlich aussichtslos: man war aus dem Krankenhaus raus, was übriggeblieben war, sah man. Ohne Gehstuhl, der zu Hause nicht zu benutzen war, kam ich nicht richtig vorwärts. Das Gehen an Krücken und mit dem Gips am Knie war eine Sondervorstellung. Man wußte nicht, wie es weitergehen sollte. Solange ich in der Wohnung war, ging alles so einigermaßen. Aber als ich nach einigen Monaten hinaus auf die Straße mußte, war es wahnsinnig für mich."

ORT. wurde von einer energischen Krankengymnastin behandelt. Sie erreichte es, ihn zu Gehübungen auf der Straße zu bringen. ORTs. Freude am Radfahren verstand sie mit den erforderlichen gymnastischen Übungen zu verbinden. Neben dem fahrenden ORT. herlaufend hielt sie das Fahrrad im Gleichgewicht.

"Solange sie bei mir war, machten mir die anderen Leute auf der Straße nicht viel aus. Aber sobald ich alleine den Blicken der anderen ausgesetzt war, war es furchtbar für mich. Wenn die Sache irgendwie an der Front passiert wäre, wäre es gut gewesen, dann hätten mir die Leute ja nichts anhaben können, dann ist man irgendwie für die Allgemeinheit dazu geworden. Aber durch eine billige Krankheit. Das ist eine Schwäche und als Mann möchte man keine Schwächen haben. So erkläre ich mir, daß ich mich anderen Leuten gegenüber ausgesetzt fühle.

Heute sage ich mir natürlich: das ist alles Quatsch. Aber es ist auch heute noch da."

Auf anhaltendes Betreiben der Krankengymnastin suchte ORT. schließlich das Hallenbad auf.

"Sofort, wenn man auf die Fremden, also die anderen Schwimmer, stößt, fühlt man sich beobachtet und unsicher; du bist jetzt was Anormales, sie gucken jetzt. Du kommst jetzt hier herein und mutest dir zu, dasselbe zu tun, was man eben in einem Hallenbad tut. Du mußt zeigen, was du kannst. Sofort ist man in einer Spannung drin und das macht einen noch unsicherer. Erst wenn ich im Wasser war, war ich sofort erlöst.

Nach einer Reihe von Besuchen im Bad wurde das besser. Ich schloß mich irgendwie gegen das Gucken der anderen ab, indem ich alles mit dem Gedanken abtat: die anderen sollen froh sein, daß sie gerade Haxen haben."

ORT. beschäftigte sich in dieser Zeit hauptsächlich mit Lektüre von Romanen oder mit Zeichen- oder Malarbeiten. Jeder Überlegung über seine berufliche Zukunft wich er aus.

"Beruflich habe ich Vogel-Strauß-Politik betrieben. Sehen, aber nicht sehen wollen. Ich zog keine Erkundigungen ein, ich wollte nichts davon wissen. Das kam, weil ich einfach keine Möglichkeit sah, irgendwas zu machen. Ich konnte ja nichts, nicht einmal über die Straße gehen. Ich mußte auf den Stuhl, in den Sessel oder Liegestuhl gesetzt werden. Dazu kam, daß von uns als Kinder alles abgehalten worden ist. Mein Vater machte alles wieder glatt; war das Spielzeug kaputt - der Vater machte es wieder ganz usw. An uns ist nie etwas herangetragen worden. Dem Willen zur Selbständigkeit ist dadurch das Genick gebrochen worden. Dadurch kam eine Angst vor dem Versagen. Dieselben Probleme hätte ich beruflich auch ohne Körperbehinderung gehabt. Die Körperbehinderung hat sie nur noch verstärkt. Ich bin überhaupt der Meinung, daß eine Körperbehinderung dem Überhandnehmen schlechter Eigenschaften, die man als Gesunder bekämpfen kann, Vorschub leistet. Man geht ja so weit, daß man seinen Zustand als Entschuldigung braucht. Man kommt in immer neue Misere und versucht dann, irgendwie darüber hinwegzukommen, indem man irgendwelche Entschuldigung sucht und auch findet. Man kann sagen, der Weg zur Hölle ist gepflastert mit guten Vorsätzen, die nicht in die Tat umgesetzt werden. Ich hielt es schließlich einfach nicht mehr für möglich, beruflich was zu werden. Ich kann nicht sagen, daß ich dabei irgendwie niedergeschlagen war. Aber irgendwas Unbefriedigendes war doch da. Nur wenn ich Gymnastik gemacht hatte, hatte ich das Gefühl: jetzt hast du was getan! Aber wie sollte es weiter gehen?"

Im September 1949 machte ein Arzt, Spezialist für Poliomyelitis, in der Stadt von sich reden. ORT. und die Eltern veranlaßten eine Untersuchung durch ihn. Er stellte fest, daß die Kinderlähmung bei ORT. Anfangsstadien einer Sclerosis multiplex überlagert habe. ORT. erinnerte sich an Gehbeschwerden während seiner Wehrdienstzeit. Von da an datieren seine Bemühungen um Anerkennung einer Wehrdienstbeschädigung durch die Versorgungsbehörde. Die Akte liegt heute unerledigt beim Landessozialgericht.

Der Spezialist empfahl eine Weiterbehandlung in einer Spezialklinik. Im Oktober 1949 wurde ORT. dort aufgenommen.

"Der Arzt dort sagte zu meinen Eltern: Ihr Sohn kommt ans Gehen. Mein Vater schwamm in Tränen. Meine Mutter, die sonst immer sehr vernünftig ist, glaubte an ein Wunder. Ich selbst hielt es nicht für möglich.

Es folgten Monate angestrengten Trainings während der krankengymnastischen Behandlung. Besondere Sorgfalt wurde zur Remobilisierung des paretischen linken Beines aufgewandt.

"Nach wochenlangem Gequält- und Geböhrtwerden durch die Krankengymnastin - ich sollte endlich einmal selbständig im Garten des Krankenhauses das Gehen versuchen - habe ich schließlich den Ansatz gemacht. Aber nachdem man mich heruntergetragen und ich den ersten Schritt noch nicht getan hatte, lag ich schon der Länge nach da. Da war's zunächst mal wieder aus. Aber nach ein paar Tagen machte ich einen neuen Versuch: ich kam 5 m weit bis zu einem Zaun. Ich war dabei total unsicher, habe am ganzen Leib gebibbert, jeder Schritt war eine Überanstrengung. Aber von nun an war der Bann gebrochen. Nun kam es in mir auf: Ziel setzen - etwas leisten - mitmachen. Da habe ich einen Willen entwickelt, zum ersten Mal.

Nun war gewissermaßen ein Entdeckungstrieb vorherrschend: bis zu dem Zaun hinten mußt du es schaffen! Gings beim ersten Versuch nicht, am nächsten Tag hab ich es geschafft. Undsoweiter! Und dann: du mußt mal hinten um die Ecke des Hauses sehen! Was ist dahinter? Es hat mich maßlos angestrengt. Alle 10 Schritte Stand, um auszuruhen. Aber es gelang mir immer mehr, es ging weiter! Nachdem ich so das ganze Gartengelände ertippelt hatte, kam der Wunsch, nun mal bis zum Tor, überhaupt bis zur Straße zu gehen. Dann später über die Straße, das war ein Erlebnis! Die Hände taten mir weh von den Krücken, so können Fußkranken die Füße nicht weh tun! Schließlich weitete sich mein Aktionsradius mehr und mehr. Einmal kam ich bis zur Universität, 1 1/4 km vom Krankenhaus entfernt. Ich brauchte dafür 4 1/2 Stunden, Hinsetzen war nicht möglich. Das war die größte Leistung."

ORT. setzte seine ganze Kraft in diese Übungen. Er schlief täglich meist mehr als 12 Stunden ("aus Übermüdung"), um sich für neue Versuche zu stärken. Seine Fortschritte und Leistungen vermerkte er täglich in seinem Notizbuch.

Bei diesen Ausgängen aus dem Krankenhaus gewöhnte sich ORT. zwar daran, sich mit seinem auffälligen Gehen vor den Augen Fremder zu bewegen. Jedoch verfuhr er bei der Festlegung des Marschziels äußerst vorsichtig und traute sich nur ein allmähliches Ausweiten seiner Spaziergänge zu, um auf jeden Fall zu vermeiden, bei einem eventuellen Versagen seiner Kräfte auf die Hilfe anderer Menschen angewiesen zu werden. Wegen der körperlichen Anstrengung konnte er ein häufiges längeres Ausruhen während des Gehens, etwa nach 20 bis 40 m, nicht vermeiden. Um sich bei diesen Übungen den Anschein eines gewöhnlichen Spaziergängers zu geben und die Aufmerksamkeit der Passanten nicht zu erregen, benutzte er Schaufenster, an denen er sich, die Auslagen betrachtend, von der Anstrengung erholen konnte.

"Das ging ganz gut. Ich war schließlich gar nicht mehr unsicher, weil ich mir alles so einteilen konnte, wie ich es leisten konnte. Im Mai 1950 habe ich dann zum ersten Mal ohne Komplexe mit meiner Mutter ein Café besucht."

Im Juni 1950 wurde ORT. in eine orthopädische Klinik verlegt. Hier sollte eine abschließende Behandlung und die orthopädische Versorgung vorgenommen werden. Der Wechsel und die neuen Gegebenheiten deprimierten ORT. sehr.

"Ich kam in einen Saal. Dadrin lagen auch noch widerliche Kerle, richtige Holzhacker. Das Essen war schlecht und mein Bett einfach ein Witz aus Großmutter's Zeiten. Dadrin war ich dann den der Individualität des Patienten gegenüber ziemlich gleichgültigen Ärzten ausgeliefert. Ich kam mir vor wie abgeschossen.

Die Klinik und ihre Umgebung gab mir darüber hinaus kein Ziel mehr, das ich mir zum Gehen vornehmen konnte. Sie lag inmitten von Mietskasernen, alles war endlos, es gab keine Reize, keine Überbrückungsmöglichkeiten wie z. B. Schaufenster."

Die beiden zuständigen Ärzte zeigten am Bett ORTs. verschiedene Ansichten über die weitere Therapie. Der maßgebendere verordnete eine Gipshose zur Versteifung von Gelenken des fast paralytischen rechten Beines.

"Ich sah mich also zunächst wieder völlig der medizinischen Fakultät ausgeliefert. Alles brach in mir zusammen, als ich das hörte. Man selbst fühlt ja am besten, wie das nachher sich am Körper ausmacht und so war es dann auch: als wenn man an einem Opel P 4 einen 10 Tonnen-Anhänger angehängt hätte, so kam ich mir in diesem Gips vor."

Auf ORTs. Bitte wurde die Gipshose nach 4 Tagen wieder entfernt. ORT. erlernte sehr schnell den Gebrauch eines Stützapparates, der nach seinem eigenen Entwurf angefertigt worden war. Er konnte seine Spazier- und Übungsgänge ausdehnen. Eines Tages zwang er sich zum Straßenbahnfahren, indem er sich so weit von der Klinik entfernte, daß er ohne Benutzung eines Verkehrsmittels nicht mehr zurückkonnte. Gegen Ende 1950 wurde ORT. nach Hause entlassen.

Zu Hause stellten sich für ORT. die gleichen beruflichen Probleme ein wie nach seiner Entlassung aus dem Heimatkrankenhaus.

"Vier weitere Jahre, von 1951 bis 1954, habe ich beruflich auf dem Trockenen verlebt. Nun war allerdings bald für mich das Bewußtsein da, daß das an sich kein Zustand war. Aber ich fand keinen Dreh und begann, vor allem nach einer gescheiterten Berufsberatung, mich falschen Hoffnungen hinzugeben."

Die ortsansässige Krankengymnastin, die die Weiterbehandlung wieder übernommen hatte, versuchte ihn zu Bemühungen um eine berufliche Lösung zu bringen.

"Sie war viel zu ungeschickt, sie machte mir Vorwürfe und dergleichen mehr. Das machte mich erst recht verstockt."

Die Eltern veranlaßten eine Berufsberatung durch das Arbeitsamt. Es wurde vorgeschlagen: 1. ein Arbeitsplatz in einem 15 km

entfernten Betrieb (Kraftpost und Bahnverbindung 1/2 Std.); ORT. sollte hier bautechnische Arbeiten ausführen. Er lehnte wegen der Entfernung ab, auch die Firma war nicht einverstanden. 2. Postarbeiter, Briefsortierung etc., wurde von ORT. abgelehnt. ORT. widmete sich stärker als je seinen Zeichenarbeiten. Er fertigte zu besonderen Anlässen wie Geburtstagen, Neujahr, graphische Kompositionen an, arbeitete Fotoalben aus. Die Durchführung war sehr gewissenhaft, penibel, wirklichkeitsnah, inhaltlich erheiternd, fand Anerkennung und Bestätigung. Der Gedanke an die Möglichkeit, eine Kunstschule zu besuchen, um in der Gebrauchsgraphik bodenständig zu werden, gewann bei ORT. immer mehr Raum. Ende 1952 besuchten ihn zwei Graphiker, die nach einem zufälligen Zusammentreffen eine Beauftragung ORTs. mit graphischen Arbeiten erwogen.

"Sie kamen nur, um mal in meine Arbeiten reinzugucken. Sie haben meine Sachen bestrunzt. Aber sie hatten anscheinend Berufsneid - sie ließen nichts mehr von sich hören."

Die Tage verliefen für ORT. in dieser Zeit in einem bestimmten Gleichmaß. Je nach der Haushalteinteilung durch seine Mutter stand er vormittags um 10 Uhr auf, benötigte etwa 1 1/2 Std. zum Ankleiden, um sich dann entweder der gymnastischen Behandlung zu unterziehen, die alle 2 Tage stattfand, zum Schwimmen zu gehen oder einen Spaziergang zu machen.

"Oft steckte ich mir Ziele, manchmal mit Willensvorbereitung, Gewaltgänge, z. B. auf einem Berg, mit dem Ziel, die Stadt von oben zu sehen."

Nach Mittag schlief er bis gegen 16 Uhr, dann Zeichenarbeiten, Romanlektüre. Am Abend dreimal pro Woche ins Kino, um "damals furchtbar viel Mist an Filmen" zu sehen. Oft Schachspiel mit einem festen, turnusmäßig kommenden Partner oder Romanlektüre oder schriftliche Formulierung von Gedanken, zumeist in Briefen. Erst gegen 2 Uhr legte sich ORT. schlafen.

Einige Eisenbahnfahrten in die Großstadt fallen in diese Zeit, ebenso eine Reise zu einem Kriegskameraden nach Österreich.

"Wenn ich irgendwie fuhr, bereitete ich mich schon Tage vorher darauf vor, daß ich so quasi jeden Handgriff, den man auf einer Fahrt, vom Einsteigen angefangen, machen muß, schon vorher im Kopf hatte."

Erst im Winter 1952/53 wagte es ORT., die verschneite Straße zu betreten.

"Unter Ausschluß der Öffentlichkeit hinknallen, ist kein Problem, auch wenn man nicht richtig wieder auf die Beine kommt. Wenn es einem aber in der Öffentlichkeit passiert und man praktisch noch einen Vortrag halten muß, was die Leute tun müssen, damit man wieder richtig auf die Beine kommt - da geht man einer solchen Gefahr besser aus dem Wege. Das sind alles Winzigkeiten, aber von großer Bedeutung für mich."

1953 machte ORT. die Bekanntschaft mit einer jungen Krankengymnastin, die ihre Zuneigung zu ihm erkennen ließ. Über einige Beziehungen hinaus konnte ORT. jedoch mit dieser geistig durchaus geweckten, aber auf einige Führung angewiesene Frau keine Gemeinsamkeit entwickeln. Beide vermieden es, sich öffentlich zu duzen. Obwohl die Eltern ORTs. versuchten, eine Eheschließung zu fördern und die Partnerin zunächst einer Legitimierung des Verhältnisses zuneigte, konnte sich ORT. zu einem entscheidenden Schritt nicht entschließen. Beide Teile vermuteten beim Partner "Konzessionen", d.h. die Aufrechterhaltung der Verbindung auf Grund eines Pflichtgefühls. Solche Befürchtungen kamen brieflich und mündlich zu Wort, ohne aber zu einer Klärung oder Entscheidung zu führen. Die Partnerin zog sich nach einem Jahr der meist gequälten Aufrechterhaltung dieses Zustandes zurück. ORT. äußerte sich nicht selbst über diese Begebenheit. In diesem Zusammenhang dürfte aber eine Äußerung wesentlich sein, in der er zu seinem Elternhaus Stellung nimmt:

"Wenn ich das Zusammenleben hier in der Familie miterlebe, all die Schwächen sehe, die früher oder später in einer Ehe doch zutage treten, das Ganze, was man da von dem Ehepartner in Kauf nehmen muß und was man dem andern alles an persönlichen Schwächen in Kauf zu nehmen gibt, gerade auch ich in meinem Zustand, dann habe ich eine Scheu davor, eine Bindung einzugehen."

Neben dieser Einstellung dürfte seine Entschlußlosigkeit gegenüber der Partnerin jedoch auch eine Ursache in Plänen gehabt haben, die auf die berufliche Weiterentwicklung zielten.

"Ich blieb nach wie vor unzufrieden. Gesundheitlich hatte ich den dauernden Stand erreicht, dadurch das Gefühl: es muß irgendetwas geschehen! Das, was du tust, ist nicht das, was du tun müßtest. Schließlich wurde mir auch klar, daß mein Plan, mit meiner Graphik was anfangen zu können, ein Hirngespinnst war. 1954 war es soweit, daß ich all diese Luftschlösser verbrannte, war verpafft! Ich landete, ohne auf einer Kunstschule gewesen zu sein, auf dem nüchternen Boden der Realität."

Während der 4 Jahre in diesem Stil war eins aber immer irgendwie da: eines Tages wird irgendetwas geschehen, was deinem Dasein eine Wende gibt. Es gibt keinen Zufall. Vom Zufall sprechen ist Denkfaulheit. Es ist nichts beschieden, was nicht beschieden sein soll. Das ist eigentlich eine Erkenntnis, die ich im Krankenhaus bekommen habe: daß eben nicht alles von meinem Willen abhing. Und eines Tages kam dann auch etwas für mich."

Ein Bekannter ORTs., Mitarbeiter in einem Architekturbüro, hatte 1955 bei seinem Chef, dem ORT. von einer privaten Festlichkeit bekannt war, um Einstellung ORTs. nachgesucht und Bereitschaft gefunden. Das Büro liegt zwei Eisenbahnstationen

vom Wohnsitz ORTs. entfernt, die Wohnung ORTs. liegt am Bahnhof.

"Als mein Bekannter mir dann das Angebot machte, habe ich sofort gewußt: das ist jetzt die Chance! Trotzdem habe ich mich ungemein gestraußt. Mein Hauptbedenken war zunächst einmal das: mein Wissen um meine Oberflächlichkeit, es fällt mir schwer, etwas zu behalten, ich habe Mangel an Konzentration. Seine Fehler lernt man mit 30 Jahren kennen. Bisher hatte ich mich nicht viel daran stören brauchen, weil nichts von mir gefordert wurde. Und man wird unsicher, wenn man diesen Ballast plötzlich wieder einkalkulieren soll. Das war wohl der hauptsächliche Hintergrund all meiner Bedenken, die ich meinem Bekannten gegenüber äußerte: Der Weg zur Arbeit, Eisenbahn- und Busfahrt, das Sitzen und Arbeiten am großen Reißbrett - das wäre mir alles nicht mehr möglich. Mein Bekannter wurde wütend, schimpfte und schlug alle meine Bedenken in den Wind. Aber das half mir bei meinem schrecklich unsicheren Gefühl nichts: bisher hast du alles, was du tatest, auf freiwilliger Basis getan. Jetzt auf einmal: du mußt! Schon morgens das Aufstehen! Bei meinem verschrobenen Tagesplan: um 2 Uhr schlafen, nicht vor 10 Uhr aufstehen. Das sollte nun auf einmal anders werden! Halte ich das überhaupt körperlich aus, die Arbeit, das Sitzen?

Dann habe ich doch im stillen gedacht: die Chance darfst du jetzt nicht auslassen. Und dann kam eins hinzu: meine Eltern waren dagegen; mein Vater, weil er es für verfrüht hielt, er wollte günstigere Möglichkeiten abwarten, mich in einem Industriegroßbetrieb unterbringen und fühlte sich nachher übergangen -, meine Mutter wegen des beschwerlichen Weges, wegen des zu erwartenden Schnees und Eises und dergleichen. Es reizte mich da zu sagen: nun erst recht!

Der Vorschlag kam von außen, das Ja-Sagen war kein freudiger Entschluß, aber trotzdem lag die Entscheidung ausschließlich bei mir. Auch das reizte mich und kam noch hinzu.

Mit ganz dummem Gefühl bin ich dann zum Büro gefahren. Ich sagte dem Chef genau dasselbe, was ich dem Bekannten gesagt hatte: daß ich das nicht schaffen würde, daß sich mein Tagesplan nicht umstellen ließ usw. Er sagte: 'Das probieren wir mal', schlug auch alle meine Bedenken in den Wind und bot mir an, mit einem späteren Zug zu kommen und den Zeitverlust abends auszugleichen. Außerdem wollte man mich mit seinem Wagen vom Bahnhof zum Büro bringen. Da war ich denn endgültig weich."

Im Büro traf ORT. auf durchweg gleichaltrige Mitarbeiter, von denen ihm mehrere von der Schule bekannt waren.

"Das vereinfacht mir das Einleben kolossal, daß man einfach schon ein Stück gemeinsames Leben hatte. Einer half mir sehr. Vor allem auch bei der Arbeit, besonders in der ersten Woche, wo man nicht weiß, wo man hingehört. Da dachte ich auch: du hast alles vergessen. Und praktisch war es auch ein ganz neues Anfangen, die Arbeit hatte nicht viel gemein mit dem, was ich früher gemacht hatte.

Anfangs hatte ich auch noch Bedenken, mich im Büro mit meiner Körperbehinderung ganz zu zeigen. Hier zu Hause gehe ich, an Wände und Möbel gestützt, ohne Krücken. Das habe ich da anfangs nicht getan wegen des schabbeligen Ganges. Aber das hat sich auch gegeben. Ich habe langsam aufgebaut, mit diesem wie mit der Arbeit."

Schwierigkeiten bereitet ORT. auch heute noch die Bewältigung des großen Reißbrettes. Nach Fertigstellung des unteren Teiles der Zeichnung klappt er, da ihm Ausarbeitung im Stehen nicht möglich ist, das 1,70 x 0,70 m große Brett nach hinten und führt die restliche Arbeit in Bauchlage aus. Die körperliche Anstrengung dabei ist beträchtlich, vor allem, da sich ORT. immer wieder zum Anspitzen des Bleistiftes aufrichten muß. Arbeitshilfen sind nicht vorhanden. Zur zeitlichen Bewältigung der alltäglichen Aufgaben hat ORT. sich den Tageslauf streng eingeteilt. Pünktlich um 22 Uhr 30 legt er sich ins Bett. Die Schwierigkeiten des Anziehens und dergleichen zwingen ihn zum frühen Aufstehen. Seine Mutter ist von ihm angewiesen, streng darauf zu achten, daß die Tageszeiten, besonders die Schlafenszeit, pünktlich von ihm eingehalten werden.

Auf das Verhalten anderer Menschen zu seiner Körperbehinderung hat sich ORT. in bestimmter Weise eingestellt.

"Man greift eben bei allem vor. Auf der Straße habe ich bestimmte Punkte, wo es nicht auffällt, daß ich stehen bleibe und verschnaufe. Im Kino habe ich meine Art, mich zu bewegen; verfrüht hineingehen und als letzter heraus. Mit jemandem zusammen auf der Straße zu gehen vermeide ich möglichst, weil mich sein "Schneller-gehenkönnen" und wegen mir "Langsam-gehen-müssen" aus meinem festen Gehrrhythmus bringt. So gibt es vieles.

Vor Jahren war ich noch sehr empfindlich gegenüber den Leuten. Ich habe z. B. einen bestimmten Gang, der gleichzeitig mein Schlendern wie meine Höchstgeschwindigkeit ist. Wenn ich früher im höchsten Zeitdruck über die Straße wuchtete und dann einer zu mir sagte: 'na, Herr ORT., gehen Sie spazieren?' war ich wütend. Heute sage ich einfach ja dazu. Man muß auf den anderen eingehen, ihn nicht vor den Kopf stoßen, wenn er fragt. Dann wird man ihn auch am schnellsten wieder los.

Das ist ein Stück Psychologie: man muß die andern eintaxieren können, herausspüren: wie werden sie sich verhalten? und dann wissen, wie man am besten darauf reagiert."

ORT. denkt daran, später einmal eine ähnliche Tätigkeit wie seine heutige in einer Großstadt ausüben zu können. Konkrete Pläne darüber hat er nicht. Leitgedanke ist, sich vom Elternhaus zu lösen und sich die kulturellen Darbietungen der Großstadt zugänglich zu machen.

D. Nacherhebung März 1957.

Berufliche Stellung und Tagesablauf ORTs. haben sich nicht geändert.

"Im Büro bin ich gut eingefahren. Auch finanziell komme ich zurecht. Was ich brauche, kommt dabei rum. Ob ich nun nach Tarif bezahlt werde, weiß ich gar nicht."

Nach wie vor achtet die Mutter auf die strikte Einhaltung der Tageszeiten.

Der Gedanke ORTs., in eine Großstadt überzusiedeln, ist immer noch lebendig. ORT. fügt jedoch jetzt hinzu:

"Später mal. So mir nichts dir nichts gebe ich meine berufliche Stellung hier doch nicht auf. Da müssen sich erst Möglichkeiten in der Großstadt, konkrete Aussichten, Angebote, zeigen."

Früher zeitweise auftretende Gallenbeschwerden, mitunter sehr stark, beeinträchtigen ORT. heute nicht mehr. Er macht im ganzen einen freieren, gelösteren, innerlich umso gefestigteren Eindruck. Ironische Spitzen schießt er nach allen Seiten. Sie sind ein recht belebendes Element in der Unterhaltung mit ihm.

Ausweichen vor der gegebenen Lage als Form des ideellen Vollzugs im Sinne des Verzichts⁶ findet sich deutlich in der Haltung EIMs. der Wiederheirat gegenüber. Er bildet die Auffassung aus, daß er als Schwerkörperbehinderter "für eine Frau eine Zumutung" sei.

Eine durchgängig verzichtende Haltung dem Dasein gegenüber kennzeichnet vor allem die Adoleszenzenzeit von SAN. Am vorteilhaftesten ist diese innere Lage mit SANs. Gedichten wiederzugeben, die zeigen, daß der Verzicht geradezu eine Verinnerlichung erfährt. Die Fallstudie soll hier nur sehr gekürzt dargestellt werden, um Raum für einige bezeichnende Gedichte zu erübrigen.

Fallstudie SAN.

Geburtsjahr 1916, angeborene Beinverkürzung beträgt heute 7 cm, Peroneuslähmung mit Fußgelenkversteifung links, Sehschwäche und Innenohrschwerhörigkeit links nach Hirncontusion im 9. Lebensjahr. Beruf: Arzt, Beruf des Vaters: Studienrat. Gesicherte bürgerliche Verhältnisse. Der einzige Bruder ist Apotheker.

Das besondere Pflegebedürfnis der Mutter richtete sich auf SAN. Die Jugend ist einerseits gekennzeichnet durch umfangreiche medizinische Maßnahmen:

6) H. Thomae: Persönlichkeit, S.145.

"Zu Hause ist mir immer gesagt worden: 'Wir wollen im Krankenhaus nochmal das Bein nachsehen lassen! Dann wußte ich schon: jetzt geht's wieder los! Meinte aber gleichzeitig: vielleicht stimmt's doch: nur nachsehen. Im Krankenhaus wurde ich meist von hinten mit der Aethermaske überfallen. Ich schrie was ich konnte, aber das half nichts, man hielt mich fest, bis ich weg war. Ich fühlte mich total ausgeliefert. Das hat mich möglicherweise so stark beeinflußt in den Jahren darauf. Ich war immer den Schwestern gegenüber von übergroßer Dankbarkeit erfüllt, immer stark beeinflußt gerade von der Frau als der Helfenden, Erleichternden. Das verband sich wohl später mit Erotischem in den Gedichten.

Bis zum 8. Lebensjahr gab es dauernd Refrakturierungen und Gipsstreckungen des Beines. Wahnsinnige Schmerzen nach Aufwachen aus der Narkose! War furchtbar, dieser Schmerz! Meine Mutter ging nicht von meinem Bett und sagte immer wieder: 'könnte ich dir deine Schmerzen abnehmen!'"

Mit 8 Jahren komplizierter Oberschenkel-, Hüftgelenk- und Schlüsselbeinbruch sowie Hirncontusion durch Sturz von der Treppe. Osteomyelitis im Oberschenkel, bis zum 16. Lebensjahr Sequestrotomie.

Andererseits sei er, sagt SAN., in seiner Kindheit "mitten in der Gemeinschaft gestanden". Er habe sich an Schlägereien, vor allem mit seinem Bruder, an Sportübungen, besonders Schwimmen, beteiligt.

"Erst in der Tertia tauchten Schwierigkeiten auf, das Zugehörigkeitsgefühl wurde zerstört. Konnte mich aber, wahrscheinlich durch lange Krankenhausaufenthalte, viel mit mir selbst beschäftigen. Ich erinnere mich ungern an meine Schulzeit, war eine schlechte Erlebnisphase: ausgesetzt, alleingelassen, l'enfant ridicule; im Lernen, in Leistungen bin ich immer wieder schnell in den Normalzustand hineingeschliddert, trotz Krankheiten. Aber die anderen waren mir zu rauh, zu robust, zu grob in ihren Meinungen. Mag sein, daß das in diesem Entwicklungsstadium üblich ist - für mich war das schwer zu ertragen. Dann das Aufstellen nach der Pause, der Zwang zu Klassenarbeiten, überhaupt der Druck, der ausgeübt wurde! Man fand nun auch noch meine Gedichte: das gab ein Hallo!"

1934 Abitur, dann erneut Operationen, aber sofort Übergang zum Studium der Medizin:

"Hatte früh eine Neigung zum Arztberuf. Vielleicht wegen ausgezeichnetem Biologielehrer. Aber andererseits hatte ich immer das Bedürfnis, anderen helfen zu wollen. Bei Diskussionen trat ich oft gegen meine Überzeugung auf die Seite des Schwächeren. Trösten und Beispringen war ein starkes Bestreben von mir."

1940 Staatsexamen:

"Keine Examensschwierigkeiten, aber auch kein Erfolgsgefühl: 'da hast du dich mal schön durchgeschlängelt.' Ich kann mich schwer an

einer Sache fixieren, muß bei mir alles ablagern und noch mal ablagern. Deswegen habe ich die Dissertation wohl zuerst auch liegen lassen: keine Lust mehr."

Promotion 1943:

Während der Studienzeit bis zum Staatsexamen 1940 zeigen sich besondere Kontaktschwierigkeiten.

"Ich hatte z. B. dauernd Annäherungsschwierigkeiten bei Mädchen. Nicht das Vermögen, sie zu führen. War zu unerfahren, ohne daß es mir bewußt wurde damals, keine Ahnung von dem Wesen 'Frau'. Ich war verschlossen, in mich gekehrt. Deshalb habe ich alles in Gedichten verarbeitet. Über Verzicht und Selbstbescheidung. Hauptsächlich im Zusammenhang mit Frauen. Dadurch ging mir auch der Anschluß ans Studium verloren; ich wurde mehr zurückgeworfen."

Als Beispiele sollen hier zwei Gedichte aus der Adoleszenzenzeit angeschlossen werden:

Pflicht

Sei der Schmerz!
Ihn leiden und zu bejahren
ist meine Pflicht.

Ob in der Ferne
jemand ihn fühlt und verneint
entscheide ich nicht.

Gericht

Wie alle mir den Rücken wandten
und schrieen: "Er ist schuldig, geht!"
so wurden um mich her
der Platz und auch die Richtersitze leer.

Ich horchte tief in mich hinein
und hörte nur die Stimme: schuldig;
da stand ich vor mir selbst allein
verzweifelnd nicht und stumm geduldig.

Mich fror. Es war sehr spät.
Und keiner reichte mir den Mantel.
Ich zog den Hut tief ins Gesicht
und dachte wild: seht, ihr versteht mich nicht!

Nach der Eheschließung 1942 machte sich eine grundsätzlich veränderte Orientierung geltend. SAN. versucht, sich im Rahmen einer halb-militärischen Organisation als Arzt einzusetzen; er ver-

sorgt Kranke in einer Reihe von Lagern, die zum Bau militärischer Anlagen errichtet worden waren. Er identifizierte sich völlig mit den Zielen der damaligen politischen Führung, übernahm Ämter und Funktionen.

Nach Kriegsende wurde ihm die Möglichkeit zur Niederlassung als prakt. Arzt wegen dieser politischen Tätigkeit verweigert. Er übernahm schließlich die Stelle als einziger Betriebsarzt in einem Großindustriebetrieb, obwohl die Forderung des Inhabers des Werkes, bei seiner Arbeit nur die für den Betrieb interessanten Gesichtspunkte walten zu lassen, seiner Berufsauffassung widersprochen habe.

Kurz nach der Aufnahme dieser Arbeit erkrankte er schwer an einer Blutkrankheit. Mehrere Monate setzte seine Frau alle Kräfte ein, ihn am Leben zu erhalten.

Von den Werksangehörigen wird seine berufliche Arbeit heute nicht anerkannt, obwohl sich mancher über seine treffende Therapie wundert. Er wird als "der Atomdoktor" bezeichnet, eine Kennzeichnung, die wenig zu seiner Mentalität, möglicherweise jedoch zu der Art, wie er Patienten im Betrieb bedingungsgemäß behandeln muß, paßt.

Ab 1952 versuchte er, eine Privatpraxis auszubauen, um sich aus seinem Arbeitsverhältnis lösen zu können. Sein Vorhaben scheint weitgehend gescheitert zu sein.

Mit besonderer innerer Anteilnahme widmet sich SAN, der Arbeit, die außerordentlich häufig auftretenden depressiven Stimmungen seiner Frau abzuwenden bzw. Verständnis dafür aufzubringen. Die Depressionen der Frau kreisen um den Gedanken, ihrem Mann kein Kind schenken zu können.

Die Verinnerlichung derartiger partnerschaftlicher Spannungen spielt für SAN, eine große Rolle. Er sucht die entstandene partnerschaftliche Lage und deren Gefühlsgehalte in Gedichtform auszudrücken:

"Heutige Gedichte bauen eine abgeschlossene Intimsphäre auf, lösen den Privatbereich in einem geschlossenen Kreis auf und setzen Wesensstellen ins Dasein."

Das Ausweichen vor der gegebenen Lage zeigte sich, insgesamt gesehen, also in der Form direkter Flucht vor den realen inneren und äußeren Gegebenheiten; als ein rational motiviertes Ausweichen, indem Gründe für das eigene Versagen auf bestimmte, schicksalhafte, mit der Lebensgeschichte verbundene Hindernisse reduziert werden.

Ausweichen fand sich weiterhin als ein Zurückweichen vor jeglicher Abhängigkeit kommunikativer Art, die das Risiko erneuten Wertverlustes mit sich bringen kann; schließlich gab der Fall SAN.

ein Beispiel für den ideellen Vollzug des Ausweichens, den Verzicht.

b) Anpassung

In der Situation innerer, existentieller Gefährdung sucht sich der Körperbehinderte das Dasein vielfach zunächst auf dem Wege der Anpassung wieder lebenswert zu machen.

Über die bei 25 Fallstudien festgestellte zeitliche Begrenzung dieser Phase der Daseinsbehauptung durch Anpassung nach der Lazarettentlassung soll die folgende Tabelle Aufschluß geben:

Dauer der Daseins- behauptung durch An- passung	Anzahl	Bezeichnung der Fälle
1 bis 3 Jahre	8	ETZ, MAC, NEI, HUF, BER, SER, GUS, HEN
4 bis 6 Jahre	6	BOR, TUR, ENS, REM, NEX, PAD
7 bis 10 Jahre	3	NIK, WRE, OBT
11 bis 15 Jahre	4	GRE, KER, DRO, FRO
noch nicht abgeschlossen (1956/57)	4	SIS, DEL, ZOW, ARN.

Wie bei den Fällen, die sich nach Eintritt der Behinderung das Dasein zunächst durch Ausweichen vor der gegebenen Lage erneut ermöglichen, zeigt sich auch hier wieder, daß die Phase der im Dienste der Behauptung stehenden Anpassung begrenzt ist: nach Abschluß dieses situativ aufzufassenden Zeitabschnitts treten infolge Vergrößerung oder Verminderung der existentiellen Notlage andere Techniken in den Dienst der Daseinsermöglichung.

ENS. fügt sich sofort nach seiner Entlassung aus dem Lazarett mit seiner Behinderung in die feststehenden Gewohnheiten seines Familienverbandes ein und ist, bei niedrig liegendem Anspruchsniveau, in der Lage, seine Tätigkeit als Fahrradwärter als eine Funktion innerhalb des Sozialverbandes aufzufassen.

Nach Verschlimmerung seiner körperlichen Lage tritt eine Veränderung in seiner Haltung gegenüber dem Dasein ein.

Ähnliche Verläufe zeigt die Anpassung in den Fällen OBT., BER. und DRO., die nach der Rückkehr aus dem Lazarett sofort

Möglichkeiten zu beruflichen Funktionen aufgreifen, um sich auf diesem Wege langsam abzusichern.

Die enge Verquickung von äußerer Situation und innerer Lage zeigt sich besonders deutlich bei DRO., der sich nach Absicherung vor existentieller Gefährdung in seinem Dasein zu erweitern trachtet, nach der Vertreibung aus der Heimat erneut in eine innere Notlage gerät, in der er sich vielfach nur durch Ausweichen behaupten kann.

Auch bei BER. und OBT. wird die innere Notlage nach der Vertreibung vergrößert. Während OBT. sich aber wiederum durch Anpassung behaupten kann, kann sich BER. innerlich zunächst nur noch durch Ausweichen aufrechterhalten, bis ihm im "Schutze" seiner arbeitsamen Ehefrau erneut die Anpassung möglich wird.

Im Falle ZOW. ist die sich behauptende Anpassung noch im Gange. Vordergründig könnte es, besonders in der Phase, mit der die Fallstudie abschließt, scheinen, als versuche er sich das Dasein durch das Ringen um einen Wertzuwachs durch besondere Leistungen zu ermöglichen. Tatsächlich aber tritt der Kompromißcharakter seines Agierens deutlich hervor, z. B. bei der Berücksichtigung der Meinung seiner Vorgesetzten oder wenn er sich um die Ausnutzung von "Beziehungen" bemüht. Es geht ZOW. in seinem Bestreben nach einem Wertzuwachs viel mehr um die Rollenfunktion als um die Sache.

NEI. sucht nach der Entlassung aus dem Lazarett Sicherheiten durch Übernahme von behördlichen Angestelltenfunktionen. Schwierigkeiten mit seinem Arbeitskollegen beschwören jedoch erneut eine innere Notlage herauf, in der er sich nur durch Ausweichen behaupten kann; er sucht die Betäubung durch Alkohol.

In der Fallstudie REM. tritt besonders markant die trotz ständig zunehmender Erschwerung der inneren und äußeren Situation aufrechterhaltene Anpassungsbemühung hervor, etwa nach der verspätet vorgenommenen Amputation des Beines und in seiner Haltung der Ehefrau gegenüber, bis er sich vor dem drohenden Verlust seiner beruflichen Position, seiner Rolle als Ehemann und bei erneuter gesundheitlicher Gefährdung von jeder Möglichkeit abgeschnitten sieht, sich in seinem Dasein nochmals zum Zuge zu bringen und Selbstmord verübt.

Mit einem derartigen Kompromißcharakter ist auch der Daseinsverlauf von DEL. gekennzeichnet, der sich nach 16 Jahren mit der Versteifung des linken und nach 44 Jahren mit der Versteifung auch des rechten Ellenbogens zurechtzufinden hat. Bezeichnend sind in dieser Fallstudie vor allem die Eheschließung mit einer wesentlich älteren Frau, der Übergang und der Arbeitsbeginn in Deutschland und sein Verhalten gegenüber seinen Vorgesetzten.

Diese beiden, für die Formen der Anpassung typischen Fälle, sollen im folgenden als Beispiele wiedergegeben werden:

Fallstudie REM.

Geboren: 1923

früherer Beruf: Drahtzieher

heutiger Beruf: Vorarbeiter in der Abteilung technischer Bürstenfabrikation; ab 1955 außerdem stellv. Meister der Abteilung Feindrahtziehen

M. d. E.: 50 %

Ursache: Unterschenkelamputation rechts, Lungenstecksplinter Knochenriß im linken Ellenbogen, Steckschuß im linken Unterschenkel, Granatsplinter im rechten Oberschenkel, in rechter Ferse, im Rücken, Schulter, Oberarm- und Handbeutel.

Auswirkung: Nach der Amputation des rechten Unterschenkels im Sept. 1953 konnte sich REM. relativ schnell und ohne besondere Schulung an den Gebrauch des Kunstbeines gewöhnen. Ein bei der Amputation nicht beseitigter Vorsprung des Wadenbeines bewirkte beim Prothesentragen Druckschmerzen.

Vorgang der Erhebung: In zwei Sitzungen von je 2 1/2 Std. wurde im Januar 1954 die erste Erhebung im Hause REMs. durchgeführt.

Im Verlauf von zwei Jahren konnte ich bei wiederholten zufälligen Zusammentreffen weitere Aussagen für diese Studie gewinnen. Eine umfassende Nacherhebung fand im Januar 1956 statt. Der zwei Monate später erfolgende völlige Zusammenbruch mit Suicidium, der durch weitere, neu eingetretene Gegebenheiten veranlaßt wurde, lag zu diesem Zeitpunkt noch außerhalb jeder Aktualität.

Die Darstellung der Anlässe zum Selbstmord beruht auf Aussagen von Arbeitskollegen, Bekannten und Verwandten REMs.

A. Die elterliche Familie und Verlauf der Jugend

Trotz aller Sorgen, die vielköpfige Familie in ausreichendem Maß zu ernähren, hatte der Vater, ein Heizer bei einem Industriebetrieb, ein Haus gebaut (1923). Es galt nun, neben den Schwierigkeiten zur Bestreitung des Lebensunterhalts, auch den Besitz zu erhalten.

Nach einer Arbeitszeit im Betrieb von 3 bis 17 Uhr oblagen dem Vater zu Hause eine Reihe weiterer Aufgaben. Es wurde Heimarbeit ausgeführt, Ziegen, Schafe und ein Schwein gehalten, ein großer Garten und ein gepachtetes Kartoffelland bebaut. Nur

wenige Zimmer des neu gebauten Einfamilienhauses mit Einliegerwohnung wurden von der Familie bewohnt.

Erschwerend wirkte sich bei diesen Anstrengungen die häufig akut werdende Gallenkrankheit der Mutter aus. Sie war oft monatelang bettlägerig. Außerdem mußte der infolge der Körperbehinderung völlig arbeitsunfähige und mittellose Großvater ab 1924 von der Familie aufgenommen und betreut werden. Er starb 1935.

Sobald sie körperlich dazu in der Lage waren, mußten die 8 Kinder der Familie Aufgaben übernehmen: bei der Heimarbeit helfen, die Tiere versorgen, Gartenarbeiten ausführen.

Besonders REM., der Zweitjüngste, und sein ältester Bruder bekamen eine harte Erziehung zu spüren, REM. wegen seiner Enuresis, die er bis zum 18. Lebensjahr behielt, der Älteste wegen einer häufig auftretenden völligen Antriebs-erlahmung.

"Wir beiden waren der dunkle Punkt in der Familie. Ich bekam jeden Morgen von meinem fünf Jahre älteren Bruder Schläge, mit dem ich zusammen in einem Bett schlafen mußte. Der war dauernd durch mich naß. Das war schlimm! Mein Vater schlug auch, aber selten. Aber wenn es war, nahm er die Kloppeitsche. Sonst bekam ich es aber auch dauernd zu spüren, was mit mir war. Einmal, als ich wie mein Bruder auf den Schoß von meinem Vater wollte, sagte der: nein, du kommst in den Schweinestall. Es hieß immer: du gehörst in den Schweinestall, du schläfst in der nächsten Nacht im Schweinestall. Ich habe genug Schläge dafür gekriegt. Ich habe manchen Stoß dafür gekriegt, den andere nicht gekriegt haben."

REM. brachte es in der Schule zu durchschnittlichen Leistungen. Er litt in den letzten drei Schuljahren sehr unter den Tadeln seines Lehrers, der ihn zum Eintritt in die Hitler-Jugend veranlassen wollte.

"Er machte dauernd Bemerkungen über mich: ich wär' ein Drückberger. Aber ich wollte nicht. Mir paßte schon als Kind nicht, wo jeder hinlief. Für große Masse bin ich nie gewesen."

Mit einem seiner Brüder nahm er einmal wöchentlich an Zusammenkünften der Jungschar des Kolpingvereins teil.

Ein 14-jähriger Repetent machte mit REM. die 6. Schulklasse durch und wurde entlassen. Er fand Arbeit in einer Drahtzieherei und erhielt nach der Schulentlassung REMs. zwei Jahre später einen festen Lohn. Dies gab REM. die Gewißheit, einen ähnlichen beruflichen Status erreichen zu können. Den Vorschlag des Vaters, Metzger zu werden, habe er nicht akzeptiert, weil er kein Lehrling habe werden sondern Geld habe verdienen wollen, wie die älteren Geschwister auch.

Wenige Wochen nach seiner Schulentlassung begann REM. seine Arbeit in der Drahtzieherei. Enttäuscht mußte er am ersten Zahltag feststellen, daß er als Lehrling eingestellt worden war und statt Lohn lediglich Lehrgeld erhielt.

"Das war ein Betrug. Denn wir konnten keine Gesellenprüfung machen. Man wollte nur an uns verdienen. Nach einigen Monaten machte ich nämlich dieselbe Arbeit wie die Hilfsarbeiter, bekam aber dafür nur das bißchen Lehrgeld. Aber nun konnte man nicht gut wieder weg. Das hätte so ausgesehen, als wenn man nichts gekonnt hätte."

REM. arbeitete sich schnell ein und leistete ein großes Arbeitspensum. Die Mitarbeiter anerkannten seinen Fleiß und sein Geschick. Sie stimmten seiner Überlegung zu, daß der den Akkord verrechnende Vorarbeiter durch seine vollgültige Leistung profitierte. Er brachte jeden, mit Ausnahme des Vorarbeiters, auf seine Seite, ehe er den Betriebschef aufsuchte und dadurch volle Bezahlung erreichte.

Nach Feierabend hatte REM. zu Hause zu arbeiten: Gartenbestellung, Viehversorgung. Zum Ausgehen bestand keine Gelegenheit. Er erhielt 50 Pfg. Taschengeld im Monat.

1942 wurde REM. zum Militärdienst einberufen, nach 1/4 Jahr Hilfsausbilder, Ende 1944 Unteroffizier. Er bezeichnete diese Zeit als die schönste seines Lebens, weil ihm "das Soldatsein eben Spaß machte. "Ein betnässender Rekrut wurde von REM. gegenüber anderen in Schutz genommen.

B. Lazarettssituation

1943 erhielt REM. einen Durchschuß mit Knochenriß im linken Ellenbogen und einen Lungenstecksplitter. In 3 Monaten Lazarettbehandlung Verheilung und Entlassung. REM. hatte den Arzt gedrängt, ihn von der Armgipsschiene zu befreien.

Im Mai 1945 Explosionsgeschoßtreffer, Abriß der rechten Wade, Stecksplitter im Schienbein des linken Unterschenkels, Splitter im rechten Oberschenkel, Ferse, Rücken, Schulter, Oberarm und Handbeutel.

"Auf einmal war das Gefühl nicht mehr drin im Bein. Dachte zuerst, es wär ab. Ich habe nie geglaubt, daß ich im Krieg fallen würde. Aber ich rechnete immer damit, daß sie mir die Knochen kaputt schößen. Ich habe deswegen im ersten Monat wenig darum gegeben, weil ich ja nicht wußte, wie das einmal werden würde."

Mit LKW. zum HVP., Notverband, Anderntags ärztliche Untersuchung; keine Therapie. Stunden später wegen Anmarschs russischer Truppen mit Omnibus in amerikanisches Gefangenennlager transportiert.

"Im ganzen war ich riesig enttäuscht, daß das alles so gekommen war: daß wir den Krieg verloren hatten und nun auf einmal alles sich verändert hatte. Das war niederdrückend. Da hat man dann auch daran gedacht, wie es nun weitergehen sollte. Aber ich wußte ziemlich genau, daß ich, wenn ich einmal wieder laufen konnte, wieder in meinen Betrieb hineinkam. Dafür kannte man die Einstellung des Chefs."

Nach 8 Tagen Lazaretteinweisung REMs.

"Beim Verbandswechsel sah ich zum ersten Mal die Wunde. Da habe ich gedacht, sie würden das Wadenloch überhaupt nicht wieder zukriegen. Aber der Arzt sagte, er hätte schon ganz andere Löcher zugemacht als das. Da hatte man sofort Hoffnung, ist ja klar, da klammerte man sich an alles, was Besserung versprach."

Puderverbände. Nach 3 Tagen wegen Diphtherieverdachts Verlegung in Isolationshaus. Fehldiagnose, Zurückverlegung. Erneute Diagnose: verschleppte Diphtherie, Isolierung, Erblindung, Totallähmung, Abmagerung bis auf 80 Pfd., starke Eiterungen an linken und rechten Unterschenkelwunden.

Bei einer Gelegenheit wurde REM. mit Lazarettzug nach Deutschland verlegt.

"Das war die schlimmste Zeit. Acht Tage stand der Zug bei größter Hitze auf einem Bahnhof. Die Lähmung verschlimmerte sich hier und ich bekam Angst, ich blieb gelähmt, weil ich doch eine Schwester zu Hause im Rollstuhl sitzen hatte, bei der auch plötzlich und ohne Erklärung eine Lähmung aufgetreten war. Aber der Arzt und die Schwester sagten, die Lähmung ginge vorüber. Und in einem solchen Zustand klammert man sich ja an jeden Strohalm."

Im Lazarett in Süddeutschland besondere Pflege für REM.

"Ich hatte einer Krankenschwester zu verdanken, daß ich so schnell wieder hochgekommen bin. Sie hat mich manchmal besser betreut, als meine Mutter zu Hause hätte tun können."

Verbandswechsel bis zur Verheilung der Splitterverletzungen und der Wunde am linken Unterschenkel. Nach 8 Wochen erste Gehversuche. Bei der Möglichkeit, von der Frau eines Kameraden mitgenommen zu werden, ließ sich REM. nach Hause entlassen (Nov. 45).

C. Der Orientierungsverlauf

Wenige Stunden nach seiner Heimkehr suchte REM. seinen Betrieb auf.

"Der Chef hat mich direkt mit Begeisterung begrüßt: ich könnte sofort wiederkommen und anfangen. Aber ich war noch garnicht so versessen aufs Arbeiten. Ich wollte mich zuerst mal etwas erholen. Die Beinwunde war ja immer noch offen. Dann dachte man auch, daß man vielleicht noch eine bessere Stelle finden würde."

Mit dem Entlassungsbefund: unverheilte Splitterverletzung mit Abriß der rechten Wade, Peroneuslähmung und Zerstörung sensibler Nerven, wandte sich REM. an den Hausarzt. Weiterbehandlung mit Puderverbänden.

Zwei Wochen nach der Heimkehr nahm REM. auf Drängen des Betriebsleiters wieder Arbeit auf. Er hatte Drahtbüschel zusammenzubinden.

"Ich konnte dabei sitzen. Aber es war furchtbar langweilig. Das sollte aber nur vorübergehend sein. Aber dann habe ich doch auf andere Arbeit gedrängt. Wenn ich die nicht gekriegt hätte, wäre ich vom Betrieb weggegangen. Aber der Chef war so eingestellt: der fand immer was anderes, bis irgendeine Arbeit dann für einen mal eingeschlagen hat und man auch zufrieden war. Er stellte es immer so hin, als ob er einen brauchen müßte."

REM. wurde zum Wellen von Draht eingesetzt. Die Arbeit konnte nur im Stehen ausgeführt werden und hatte eine Entzündung im rechten Unterschenkel zur Folge. Nach 3 Wochen Bettruhe konnte REM. seinen dritten Arbeitsplatz besetzen: Zusammenstanzen von Topfreinigern. Die Arbeit war im Sitzen möglich.

Acht Tage nach seiner Heimkehr hatte REM. bereits auf die Benutzung eines Stocks als Gehstütze verzichtet.

"Aus dem Beobachtetwerden durch andere Leute habe ich mir nichts gemacht. Wohl aber, wenn ich mit meinen Freunden ausging: die hauten auf einmal ab, daß ich sagen mußte: wenn ich mitgehen soll, müßt ihr langsamer gehen, andernfalls müßt ihr allein gehen. Es war mir unangenehm, daß ich das immer wieder sagen mußte."

Er begleitete seine Freunde zu Tanzveranstaltungen, wurde zu Festlichkeiten und dergleichen eingeladen.

Bei einer solchen Festlichkeit lernte REM. 1946 seine Frau kennen.

"Damals verstanden wir uns gar nicht schlecht. Aber ans Heiraten wollte ich doch noch nicht. Aber 1946 war meine Mutter gestorben und damit ist ja praktisch das Schöne von zu Hause weg. Meine Frau fing dann auch an, mich zu drängen. Und da habe ich dann eben ja gesagt. Ich hätte noch warten sollen. Aber ich konnte mir damals gar nicht vorstellen, daß das so werden würde, wie das heute ist."

Die Eheschließung fand 1948 statt. Die Frau war Waise und lebte bis zur Heirat mit ihrer Tante von der Pacht des elterlichen Lebensmittelgeschäftes. Durch dessen Verkauf brachte sie eine Mitgift von 15 000, -- DM in die Ehe mit. Beide Ehepartner planten, diese Mittel als Grundstock für den Bau eines Hauses zu benutzen.

Die erste Ehezeit verlief ohne folgenschwere Zwistigkeiten. Die Vorbereitungen zum geplanten Hausbau waren gleichsam eine Brücke, über die die Partner immer wieder zueinanderfanden. Jedoch kamen hier schon die wesentlichen Gegensätzlichkeiten beider zum Ausdruck. Der Aufwand REMs., seiner Frau eine ihrem Rahmen entsprechende Führung zu geben, sie an Interessantem teilnehmen zu lassen, ihr Abwechslung zu bieten, ihre Kleiderwünsche zu erfüllen oder den Kontakt mit den ihr gemäßen Gesellschaftskreisen zu halten, stellte sie nicht zufrieden. Dieser Aufwand war nur gering, aber er enthielt alles, was REM. hierinaufbringen konnte.

Das Hauptinteresse REMS. lag auf dem Gebiet seiner Arbeit. Sein Anliegen war, durch gewissenhafte Arbeit und durch Fleiß einen soliden Besitz zu schaffen. Der Bereich seiner Arbeit war jedoch bei seiner Frau ein Deklassement. Sie forderte ihn auf, anderen Leuten gegenüber seine Zugehörigkeit zur Arbeiterschaft zu verschweigen.

Schon damals, so teilen Mitarbeiter REMs. mit, hätten die Ehepartner auf Betriebsfesten "kein einträchtiges Wort miteinander gesprochen. Da war immer Qualm". Sie habe zur Heimkehr gedrängt, weil, wie sie sich geäußert habe, "ich mich unter diesen Leuten nicht wohlfühlen kann"; er habe darauf bestanden, zu bleiben.

"Ich habe dann schließlich immer Ja und Amen gesagt. Ich dachte immer, daß wir uns mit der Zeit noch aufeinander einstellen würden."

Die Art der Frau, ihre Ansprüche zu stellen, ihre Meinung, daß es die selbstverständliche Pflicht des Mannes sei, für die Befriedigung dieser Ansprüche zu sorgen, riefen jedoch immer wieder Widerstand bei REM. hervor. Er litt darunter, daß seine Frau in solchen Fällen sogleich ihren Bruder konsultierte.

"Sobald irgendwas war, rannte sie zu ihrem Bruder und lamentierte da, ich würde nicht für sie sorgen und kümmerte mich nicht um sie usw. Ich sagte dann: dein Bruder weiß das ja alles, wie das richtig ist. Der Bruder war für sie überhaupt der Mensch."

1952 begann der Bau des Hauses. Zusammen mit dem Bruder der Frau wurde ein Doppelhaus erstellt. Die Frau setzte durch, daß die Ausführung des Teils von REM. in nichts von der ihres Bruders nachstand: Terrasse, Garage, Holzvertäfelung etc. REM. war damit einverstanden.

Mitte 1953 konnte das Ehepaar mit seinem 1 1/2-jährigen Kind den stark mit Hypotheken belasteten Neubau beziehen. REM. machte Überstunden im Betrieb und führte im Anschluß an seine Rückkehr von der Arbeit nach Hause Heimarbeit aus und zwar, wie seine Frau sich ausgebeten hatte, in der Garage des Hauses. Für den Schlaf nahm er sich nur wenige Stunden, durchschnittlich vier.

"Ich mußte jeden Monat soundsoviel Geld auf den Tisch legen. Das war alles genau ausgerechnet. Außerdem brauchte ich gar nicht soviel Schlaf."

Um bei der Verschuldung mit ihren persönlichen Wünschen nicht hintanstehen zu müssen, verdiente sich die Frau REMs. einiges durch Waschhilfe bei drei Verwandten.

Nach der Währungsreform 1948 richtete der Betrieb eine Abteilung für technische Bürstenfabrikation ein. REM. erhielt dort seinen vierten Arbeitsplatz, wurde nach einigen Monaten Vorarbeiter.

"Diese Arbeiten machen mir Freude. Es geht da sehr abwechslungsreich vor. Das muß man verstehen."

Die Beschwerden am rechten Unterschenkel behinderten REM. beträchtlich. Immer wieder traten Verschlimmerungen ein, die die Tageseinteilung REMs. stark beeinträchtigten.

Arbeitskollegen REMs. teilen mit, daß er sich trotz ihrer häufigen Einsprüche und Warnungen ohne Schonung und Rücksicht auf sein Bein in den Arbeitsprozeß einschaltete und keine Schwerarbeit mied.

1951 hatten sich unter dem Ballen des rechten Fußes stark eiternde Schwielen gebildet. Stationäre Behandlung wurde deswegen 1952 erforderlich.

Therapie: Sympathikusblockade, Bestrahlungen, Ultrakurzwelle. Nach sieben Wochen Entlassung ohne Heilerfolg.

Nach weiteren drei Monaten erneute Verschlimmerung, zunehmende Anschwellung und Rötung des gesamten Beines, Aufkommen von Schmerzen in den Lymphdrüsen oberhalb des Knies, die sich im Verlaufe weiterer Monate bis in den Rücken ausdehnten. Trotzdem unterbrach REM. die Arbeit nur beim plötzlichen Auftreten ungewöhnlicher Beschwerden, nahm sie sogleich nach dem Abklingen wieder auf.

"Schließlich war ich das Theater leid. Immer die Unruhe, die Ungewißheit, was aus dem Bein wird! Ich war das leid. Ich ließ mich beraten und entschloß mich, den Unterschenkel amputieren zu lassen."

Der Arzt wies REM. auf die eventuelle Notwendigkeit einer Oberschenkelamputation hin. Die zunächst auszuführende Unterschenkelamputation lasse jedoch erst eine genauere Prognose zu.

"Ich habe mir so gesagt: du hast dich jetzt an das Bein gewöhnt, da wirst du dich auch an eine Unterschenkelamputation gewöhnen. Als aber am Tage, an dem ich ins Krankenhaus ging, einem Beinamputierten im Betrieb beim Ausrutschen die Prothese brach, kamen mir doch Bedenken. Da habe ich einen Schrecken gekriegt, weil ich dachte, später geht es dir genauso. Aber es gab kein Zurück: am anderen Tage sollte amputiert werden und es war auch sowieso nichts anderes zu machen."

Die Amputation des rechten Unterschenkels wurde im September 1953 vorgenommen. Nach zehn Wochen Krankenhausesentlassung mit guter Granulation an noch unverheilten Stumpfwunden.

Die Umgewöhnung, das Gehen an Armstützen und nach 5 Monaten das Einlaufen der ersten Prothese, bereitete REM. beträchtliche Schwierigkeiten. Trotzdem nahm er, zum Teil gedrängt durch die finanziellen Schwierigkeiten, im Dezember 1953 die Arbeit wieder auf. Folgende Aussage wurde in dieser Zeit gemacht:

"Ich hätte das nie geglaubt und habe es mir auch so nicht vorgestellt: jetzt steht man auf einmal da mit den Krücken in der Hand und ist davon

abhängig. Dann kommt einem unweigerlich das Gefühl, daß man nicht mehr so kann, daß man hilflos dasteht. Man kann sich nicht mehr frei bewegen. Jedesmal muß man erst die Krücken greifen. Wie das jetzt weitergehen soll, weiß ich nicht. Ich hoffe, daß ich eines Tages durch die Prothese wieder beweglich werde. Ich bin jetzt 16 Jahre in diesem Betrieb und möchte dort meine Stellung halten. Jetzt kann sich einer wohl schwer noch an einem anderen Betrieb gewöhnen. Auch die Arbeit ist für mich richtig und machte mir auch heute noch Spaß, wenn ich bloß wieder voll verwendungsfähig wäre. Was ich von den Leuten verlange, muß ich ihnen doch wenigstens vormachen können. Das kann ich auf einem Bein aber nicht. Was soll daraus werden, wenn ich nun lange Zeit keine Prothese tragen kann?"

Vor allem auch die nicht einheitliche Stellungnahme seiner Frau zu der Amputation verstärkte die Unvertrautheit REMs. mit seiner neuen Lage.

"Als ich ihr sagte, das Bein müßte abgenommen werden, hat sie mir selber nichts gesagt. Wenn es eben sein müßte, müßte es eben sein. Aber sie konnte nachher nicht begreifen, daß ich Arbeiten, die ich vorher am und im Haus gemacht hatte, nun nicht mehr machen konnte. Das widersprach sich alles: auf der einen Seite sagte sie, ich sollte mich schonen, und auf der anderen Seite beschwerte sie sich, daß das und das noch gemacht werden müßte..."

Die Darstellungen über seine beklagenswerte Lage, die seine Frau bei gemeinsamen Gängen durch die Stadt begegnenden Bekannten gab, störten REM. ganz besonders.

"Ich war immer möglichst darauf bedacht, den Leuten die Sache leichter darzustellen, als sie in Wirklichkeit war, um kein Mitleid zu erregen, das ich von jeher nicht leiden konnte. Ich sage mir immer so: was soll ich mich ärgern, mich sorgen und beklagen und mir Gedanken über was machen, was doch nicht zu ändern ist. Da mache ich lieber noch ein bißchen Spaß. Dann kommt man ja viel besser damit zurecht."

Über die nach der Amputation auftretende und seinen Zustand betreffende Mitteilbarkeit seiner Frau machte REM. zur damaligen Zeit folgende Äußerung:

"Meine Frau ist seitdem komisch. Überall, wo wir hinkommen, jammert sie den Leuten etwas über meine Amputation vor."

1956, nach Einreichung der Scheidung, äußerte er dazu:

"Sie merkte, wie es mir manchmal schwer wurde, zu laufen. Ich wollte das möglichst vertuschen. Aber sie erzählte den Leuten dann, wie sehr ich manchmal abends kaputt war. Heute lege ich das so aus, daß sie zeigen wollte, wie schwer sie es bei einem amputierten Menschen hat."

Bei der Eingewöhnung der Unterschenkelprothese ab Februar 1954 verfuhr REM. zu gewaltsam. Die Stumpfnarbe platzte auf, mehrere Wochen mußte er wiederum Armstützen benutzen. Allerdings erfolgte die Erlernung des Kunstbeingegebrauchs im ganzen ge-

sehen sehr schnell. Schon im Mai verzichtete REM. auf den Gebrauch eines Stocks.

"Heute sehe ich ja nun: es geht mir viel besser seit der Amputation. Ich hab' doch nur einmal noch Krücken nehmen müssen wegen eines Geschwürs am Stumpf. Bei einem zweiten Geschwür habe ich die Prothese einfach weitergetragen. Man ist ja schon nicht mehr ganz so empfindlich wie zuerst.

Meistens staunen die Leute, daß mein Bein ab ist, so gut gehe ich doch nun. Aber manche Leute gaffen einem nach bis auf's Äußerste wegen des Hinkens. Da denke ich: geh' mal dahin, wo ich das gekriegt habe und lass' dir auch mal so einen verpassen, dann siehst du noch besser, wie das ist."

Die eheliche Konfliktlage verschlimmerte sich nach dem Bau des Hauses mehr und mehr. Regelrechte Brüche in der Gemeinschaftsbeziehung der Partner wurden erst nach Tagen übergangen, ohne daß man an der entstehenden Kluft eine Annäherung versucht hatte. Die Frau hielt ihre speziellen Wünsche bezüglich Bekleidung, Kaffeevisiten etc. für ihr Anrecht und führte in diesem Zusammenhang immer wieder die von ihr in die Ehe mitgebrachte Mitgift an. REM. hielt diese Ansprüche nicht nur für unangemessen, sondern angesichts der starken Verschuldung für unsinnig.

"Ich habe es zuerst immer so gelassen, wie meine Frau es gemacht hat. Aber im Innern war man doch immer irgendwie aufgewühlt, daß sie es so machte. Ich stand auf dem Standpunkt: zuerst einmal die Schulden abzahlen, dann konnte man sich auch schon mal was erlauben. Meine Frau aber meinte: die Handwerker können doch warten, die verdienen doch sonst noch genug. Mir paßte das nicht. Wenn ich einem Handwerker wenigstens schon mal 10 Mark geben konnte, daß er merkte, daß man auch bereit war, etwas zu zahlen, war ich schon froh. Aber das konnte meine Frau nicht verstehen."

Bis 1954 gab REM. die gesamten Einkünfte aus seiner Arbeit seiner Frau in Verwaltung. Nach einer von ihm angefertigten Aufstellung sollte sie davon monatlich die fälligen Rechnungen und Raten begleichen. Trotz seiner Einsprüche befriedigte sie jedoch mit einem Teil dieser Mittel immer wieder ihre privaten Bedürfnisse. Nach einem erneuten Vorfall dieser Art übernahm er selbst die Verwaltung des Geldes und zahlte seiner Frau ein Wirtschaftsgeld von 40, -- DM pro Woche aus.

"Ich lasse mir vieles gefallen und bin nicht immer direkt hart. Aber einmal ist dann bei mir das Maß voll, dann ist Schluß. Meine Frau rannte natürlich sofort zu ihrem Bruder. Aber das war mir egal. Ich konnte mich ja nicht ruinieren."

Die eheliche Situation verschlechterte sich nach dieser Maßnahme REMs. zusehends. Die Frau sprach bei zufälligen Bekanntschaften von der schweren Aufgabe, die Frau eines Körperbehin-

derten zu sein und erzählte, daß ihr Mann das Bein durch einen Motorradunfall verloren habe. Mitarbeiter REMs. berichten, daß sein von zu Hause in den Betrieb mitgebrachtes Mittagessen meist ungenießbar gewesen und von ihm weggeschüttet worden sei.

Ende 1954 kam REM. erstmals der Gedanke, seine Ehe auflösen zu müssen.

"Ich schreckte damals noch vor diesem Gedanken zurück. Ich dachte noch, daß dann alles aus wäre. Wieder heiraten konnte ich als Katholik nicht. Und die Sache, wie es mit dem Haus werden würde und vor allem mit dem Kind, an dem ich sehr hänge - ich sagte mir damals: das geht nicht, das kannst du nicht machen. Aber mir wurde immer klarer, daß ich nicht mehr anders konnte. Mit meiner Frau wurde es eigentlich nicht schlimmer als bisher, aber ich konnte mich nicht mehr damit abfinden."

REM. wurde nun aufgeschlossen für Berichte, die ihm der Klatsch über seine Frau zutrug. Aus der Mitteilung, daß man sie zweimal mit demselben anderen Mann bei einem Spaziergang im Wald gesehen habe, folgerte er Untreue. Anfang 1956 reichte er die Scheidung ein.

"Man muß abwarten, was kommt. Was dann wird, weiß ich noch nicht. Meinetwegen kann sie das Haus und alles haben. Sie kann ja sehen, wie sie damit zurechtkommt. Nur meinen Jungen will ich unter meinem Einfluß stehen haben. Sonst wird der auch noch so."

Die Frau ist mit der Scheidung nicht einverstanden.

In seinem Betrieb konnte sich REM. inzwischen verbessern. In der zweiten Abteilung wurde er stellvertretender Meister. Der Betriebschef meldete ihn zu einem Meisterkursus von dreimal 14 Tagen Dauer an. REM. hatte Aussicht, später die einzige Meisterstelle des Betriebes zu besetzen.

"Ich bin meistens im Betrieb, oft auch nachts. Ich lege mich dann ein paar Stunden auf eine Bank zum Schlafen. Sonst arbeite ich bis 11 Uhr abends und gehe dann nach Haus. Ich schlafe dann in der Küche und morgens bin ich um 6 Uhr wieder weg. Meine Frau sehe ich wochentags seit einem halben Jahr überhaupt nicht mehr. Und sonntags bin ich auch meistens unterwegs, im Betrieb oder sonstwo, bei einem Verwandten, im Kino oder ich trinke mir ein Bier."

D. Nachtrag

Den Vorschriften der Gesetzgebung über Ehescheidung folgend mietete REM. ein möbiliertes Zimmer.

Anfang März 1956 begann eine Entzündung im Bereich des Knochenstecksplitters des linken Unterschenkels und verschlimmerte sich bis gegen Mitte März so, daß sich REM. in stationäre Behandlung begeben mußte. Der Chirurg, derselbe, der die Amputation des rechten Unterschenkels ausgeführt hatte und dem

REM. als Patient von jeher großes Vertrauen entgegenbrachte, forderte ihn auf, das Bein in Zukunft besonders zu schonen, sich überhaupt vom körperlichen Einsatz weitgehend zurückzuhalten, Sonst müsse er mit aller Wahrscheinlichkeit mit der Amputation auch des linken Unterschenkels rechnen.

Nach der Krankenhausentlassung gegen Ende März, so berichteten Arbeitskollegen, sei REM. eigenartig nervös, zerfahren und niedergedrückt gewesen. Dennoch habe er sofort wieder mit der bei ihm gewohnten Intensität im Arbeitseinsatz gestanden.

Ein Arbeitskollege teilte mit, der Inhaber des Betriebes habe REM. nach seiner Krankenhausentlassung mitgeteilt, die Auflösung der Abteilung Bürstenfabrikation sei wegen der Unrentabilität eine betriebswirtschaftliche Notwendigkeit. REM. sei freigestellt worden, in der Drahtzieherei des Betriebes weiterzuarbeiten.

Die Wirtsleute fanden REM. wenige Tage darauf bewußtlos in seinem Bett. Die nach Einlieferung REMs. ins Krankenhaus vollzogenen Maßnahmen verliefen erfolglos. Das von REM. zum Selbstmord verwendete Gift wurde nicht mehr ermittelt.

Auf dem Arbeitstisch REMs. fand man eine kleine Zeichnung, die er in der Nacht vor seinem Tod angefertigt haben muß: neben einer Kirche ein Grabstein mit seinem Namen, davor ein Kreuz.

Fallstudie DEL.

Geboren: 1901

erlernter Beruf: Kaufmann (Gehilfenprüfung)

ausgeübter Beruf: Bankangestellter, Textilwarenvertreter, Montagestellenverwalter

heutiger Beruf: kaufm. Angestellter (Industrie)

M. d. E.: 90 %

Ursache: Versteifung beider Ellenbogengelenke, rechts 10°, links 25° von der Strecklage abgewinkelt.

Auswirkung: DEL. benötigt zur Ausführung alltäglich notwendiger Manipulationen (z. B. anziehen) die Hilfe seiner Frau. Einige nach seinem Entwurf angefertigte Hilfsgegenstände können den Beistand der Frau nur schlecht ersetzen.

Vorgang der Erhebung: Die erste 4 1/2-stündige Sitzung wurde im Februar 1954 in der Wohnung DELs. bei Anwesenheit seiner Frau durchgeführt. Das Ehepaar verhielt sich sehr aufgeschlossen.

Es folgten drei 1 1/2 - 2-stündige Sitzungen mit DEL. allein in einem Wirtshaus.

Eine letzte 6-stündige Sitzung Mitte 1955 in meiner Wohnung erbrachte die wesentlichsten Aussagen.

A. Die elterliche Familie und Verlauf der Jugend

Die Familie lebte in einer Stadt im Sudetenland. Der Vater bekleidete als Werkmeister eine Schlüsselstellung in einer Bijouteriefabrik, in der er als Spezialarbeiter mit einer Reihe von Fabrikationsgeheimnissen vertraut war. Bei innerpolitischen Spannungen zwischen Deutschen (Bund der Deutschen und andere nationale Organisationen) und Tschechen nach der Konstituierung des Tschechoslowakischen Staates bot das feste Arbeitsverhältnis des Vaters der Familie finanzielle Sicherheit. Es wurde sparsam gelebt. 1939 kaufte der Vater ein Haus.

DEL. war bei dem Tode seiner Mutter 4 Jahre alt. Ein Jahr später ging der Vater eine zweite Ehe ein. DEL. bekam bald zwei Halbgeschwister.

"Mit 12-13 Jahren habe ich dann gemerkt, daß meine Mutter ihre Kinder vorzog, daß sie deren Fehler übersah, während ich bei jeder Gelegenheit bestraft oder bei meinem Vater angeschwärzt wurde. Ich war immer etwas feinfühlig, habe oft wegen dieser Sache geweint und hielt mich zurückgezogen. Nur zu meinem Vater hatte ich Vertrauen. Aber er war streng. Ich habe noch mit 23 Jahren Ohrfeigen bekommen."

Die Außenseiterposition DELs. in der Familie verstärkte sich 1915 nach der Einziehung des Vaters zum Kriegsdienst.

Mit Interesse und Eifer nahm er dagegen an Gemeinschaftsabenden, Proben und Fahrten eines Mandolinencubs teil. Als bewährtem Clubkoch wurde von seinen Kameraden großer Wert auf seine Teilnahme an den Wochenendfahrten gelegt. Später nahm DEL. außerdem auf Veranlassung von Freunden und Arbeitskollegen an sportlichen Übungen und Wettkämpfen (Fußball) teil.

Der Vater bestärkte DEL. in seinem Vorhaben, den Kaufmannsberuf zu erlernen.

"Gürtler, Glaswarenerzeuger und Kaufmann waren in meiner Heimatstadt die beliebtesten Berufe, durch die man am meisten werden konnte und am schnellsten vorwärts kam. Ich war kein starker Kerl. Deswegen war Kaufmann für mich das Beste."

Nach Abschluß der Volksschulausbildung (1914) besuchte er einen einjährigen Handelskursus und trat anschließend (1915) eine kaufmännische Lehre in einem Sägewerk an:

"Der Chef und sein Sohn hatten den Narren an mir gefressen. Ich hatte an sich auf dieser Stelle gute Aussichten.

B. Krankenhaussituation und weitere Orientierung

1917 hatte DEL. beim Erlernen des Fahrradfahrens einen Unfall: Splitterbruch im linken Ellenbogengelenk. Nach 8-tägiger

stationärer Behandlung (Arm-gipsverband) Ausbruch einer Eiterung, von nun an wiederholte operative Sequestrotonie bei gefensterntem Gipsverband. Ein halbes Jahr Krankenhausaufenthalt.

"Viel Gedanken, auch über mein weiteres Fortkommen, habe ich mir damals nicht gemacht. Ich war ja ein junger Bursch. Ich hatte immer einen Rückhalt bei meinem Vater: wenn der aus dem Krieg heimkehrt, bringt er mich bei der guten Stellung, die er in seinem Betrieb hat, schon unter. Außerdem hoffte ich auf völlige Gesundung des Armes. Die Ärzte sagten: er wird immer besser, und es heilte ja auch mehr und mehr. Auch als mir klar wurde, daß der Ellenbogen steif bleiben würde, habe ich das nicht tragisch genommen."

Die Stiefmutter besuchte DEL. während des Krankenhausaufenthaltes in Abständen von etwa 4 Wochen.

Nach seiner Entlassung aus dem Krankenhaus nach einem halben Jahr ambulante Behandlung bis zur Verheilung der Wunde bei völliger Versteifung des linken Ellenbogens. Während dieser Zeit legte DEL. die kaufmännische Gehilfenprüfung ab, nahm die Arbeit jedoch nicht wieder auf.

Das spontane Bedürfnis des Vaters eines Freundes, dem behinderten DEL. zu helfen, brachte ihn im Herbst 1918 in eine Stellung als Hilfsangestellter bei einer Bank.

Die strenge Erziehung zu Hause wurde auch nach der Rückkehr des Vaters aus dem Kriege (1919) fortgesetzt. Jeder Fehler wurde bestraft, nicht selten gab es Schläge. Bis zum 23. Lebensjahr mußte DEL. sein Gehalt bis auf ein sehr geringes Taschengeld abgeben. Er habe bis zu diesem Zeitpunkt nie ein Gasthaus besucht und hinsichtlich sexueller Dinge sei er völlig ahnungslos gewesen.

Im 23. Lebensjahr wurde DEL. erlaubt, mit Arbeits-, Sport- und Clubkameraden auszugehen. Diese erkannten seine Scheu vor den Mädchen sehr schnell. Auf einem Tanzfest bestimmten sie, daß derjenige eine Lage Bier zu zahlen habe, der bis zu einem bestimmten Zeitpunkt noch nicht getanzt hatte. DEL. konnte nicht tanzen. Dennoch überwand er seine Hemmungen kurz vor Ablauf des Termins, seine Aufforderungen einiger Mädchen wurden jedoch abgewiesen. Mit einem Tanz mit einer älteren Bekannten konnte er die Bestimmung seiner Kameraden schließlich erfüllen.

DEL. ist der Meinung, daß alle ihm von jung auf bekannten Mädchen sich nach Eintritt seiner Behinderung von ihm zurückgezogen hätten.

"Während wir früher immer, natürlich ohne irgendwelche bestimmten Absichten, miteinander gesprochen hatten und spazieren gegangen waren, merkte ich immer mehr, daß sie mir wegen meines steifen Armes aus dem Wege gingen. Ich habe mir aber nicht viel daraus gemacht, weil es genug anderes für mich gab."

Auf einem von einer deutschnationalen Organisation veranstalteten Tanzfest wurden als Eintrittsausweis Anstecknadeln mit Hakenkreuzen ausgegeben. DEL. vergaß, das Hakenkreuz am nächsten Morgen vor Antritt seines Dienstes zu entfernen, seine Erklärungen über die Belanglosigkeit des Abzeichens wurden vom Chef nicht anerkannt. Er wurde fristlos entlassen (Anfang 1924).

Zufällig ergab sich für DEL. nach 3/4-jähriger Arbeitslosigkeit die Möglichkeit, als Vertreter einer Textilfabrik zu arbeiten. Er unterschrieb den Vertrag sofort.

"Zuerst war diese Arbeit für mich sehr schwer. Ich fing auch ganz falsch an. Meine Ware hatte ich in zwei Koffern; damit mußte ich von Tür zu Tür und hatte dadurch zuerst einen falschen Stolz, nur nicht von Leuten, die mich kannten, gesehen zu werden. Deswegen bin ich aus der Stadt rausgefahren. . . Nach ein paar Tagen fing ich es besser an, ging zu Verwandten und Bekannten und verkaufte. . . Auf diese Weise arbeitete ich mich ein und habe später dann sogar sehr viel verdient. "

Die Art seiner Tätigkeit verlangte nun im besonderen Maße von DEL. , die Scheu zu überwinden, seine Behinderung in der Umwelt offensichtlich werden zu lassen. Den linken Arm gebrauchte er so wenig wie möglich.

"Ich hatte Hemmungen wegen des Arms. Einen der beiden Koffer mußte ich wegen der Versteifung höher tragen. Dann fragten die Leute: 'Haben Sie den Arm steif?' und ich mußte dann erzählen. Die Leute hatten oft Mitleid wegen des Armes und bestellten deswegen was. Das war mir besonders peinlich. Aber ich ging darüber hinweg. Die Hauptsache war, daß ich was verdiente. "

Die Verkaufsroutine, die sich DEL. nach der Einarbeitung eignete, und sein geschäftlicher Erfolg ließen ihn neue Zukunftspläne entwerfen.

Er nahm mehrere Vertretungen auf und kaufte schließlich auch eigene Waren, um seinen Verdienst zu erhöhen.

Um die bisherigen Reise- und Geschäftskosten seinen Spareinlagen hinzuzufügen, übernahm er auf Vorschlag des Inhabers 1931 den Verkauf, die Dekoration und die kleinere Außenvertretung in einem mittelgroßen Textilgeschäft.

Nationalistische Vorgänge brachten den Inhaber, einen Tschechen, bei der vorwiegend deutschen Bevölkerung der Stadt in den folgenden Jahren, besonders ab 1936, zunehmend mehr in Boykott. Mit dem Vorwurf, er arbeite für einen Tschechen, lehnten ehemalige Kunden neue Geschäftsabschlüsse mit DEL. ab. Er büßte seine Provisionen fast völlig ein und geriet, vor allem, da er 1936 geheiratet hatte, in finanzielle Schwierigkeiten.

DEL. lernte seine Frau als Kellnerin (1935) kennen. Sie war Witwe, hatte zwei fast erwachsene Töchter und war etwa acht Jahre älter als er.

"Ich war mit den Frauen immer schlecht zurechtgekommen. Ich hat-

te Hemmungen. Alle nahmen Anstoß an meinem Arm. Meine Frau hat nie danach gefragt. Das hat mir imponiert. Und ich sagte mir: du bist selbst nicht mehr vollkommen, nur noch was Halbes, also nimmst du das Alter in Kauf."

Nach einjährigem guten Partnerschaftsverhältnis traten infolge der finanziellen Schwierigkeiten Meinungsverschiedenheiten zwischen den Partnern auf. Zur Versorgung der Familie hatte DEL. seine Ersparnisse angegriffen. Auf Betreiben seiner Frau versuchte er, seinen Chef zu einer Gehaltserhöhung zu veranlassen. Auch hierbei gab es Auseinandersetzungen. Sein Frau forderte ihn auf, seine Stelle zu wechseln.

"Dann wurde es mir eines Tages zu dumm und ich beschloß, nach Deutschland rüber zu gehen. Die politischen Verhältnisse wurden immer gespannter. Und andere gingen auch rüber. Einer schrieb mir, ich würde in Deutschland auf jeden Fall eine Stelle bekommen. Ich dachte drüben auch als Kaufmann unterzukommen."

Vorläufig ohne Frau, die sich am Heimatort durch Heimarbeit ernähren konnte, passierte er Ende 1938 die Grenze. Mangels einschlägiger Stellen nahm er auf Vorschlag des Arbeitsamtes einen Arbeitsplatz als Montagegehilfe an, wurde probeweise angenommen.

"Ich hatte keine Ahnung. Aber mir blieb ja nichts anderes übrig. Wenn du nicht kaputt gehen willst, mußt du eben anpacken, was da ist."

Beim Transport von Eisenträgern Muskelriß; nach 14 Tagen brach er gegen ärztliche Verordnung den Krankenhausaufenthalt ab.

Er wurde vom Montageleiter im Magazin zur Ausgabe von Werkzeugen eingesetzt. Freiwillig übernahm er nebenbei die Ausarbeitung der 18 Lohnlisten der Montagehelfer, eine Arbeit, die dem Montageleiter, einem Werkmeister, Schwierigkeiten bereitete. Hierdurch fiel er einem kontrollierenden Inspektor auf, der seine baldige Abberufung ins Zentralwerk zu einem Umschulungskursus für Montagestellenverwalter veranlaßte.

"Als ich dann nach kurzer Ausbildung schon als Baustellenverwalter raus mußte, hatte ich zunächst Komplexe, ob ich das leisten könnte. Ich mußte aber eben sehen, wie ich zurecht kam. Jeden Abend habe ich dann noch, wo ich auch war, gegessen und gebüffelt, um mir die Kenntnisse anzueignen. Es war ja ein ganz fremdes Arbeitsgebiet für mich. Aber ich habe es mir dann angeeignet."

Bis 1945 verwaltete DEL. Baustellen in ganz Deutschland und in den besetzten Gebieten. Seine Frau, deren älteste Tochter bereits verheiratet war und deren jüngste in einem festen Arbeitsverhältnis stand, begleitete ihn häufig.

C. Die Situation nach Eintritt einer weiteren Behinderung

1945: Bei einem Bombenangriff versuchte DEL. seine Frau vor Trümmern zu schützen und brach den rechten Arm im Ellenbogengelenk. Gleichzeitig Abzug der deutschen Truppen. Keine medizinische Behandlung DELs. durch Tschechen, nur oberflächliche Wundbehandlung durch einen jüdischen Arzt. Starke Wundsekretion. DEL. war völlig auf die Hilfe seiner Frau angewiesen.

"In dem Moment, wo ich nicht mehr allein essen konnte, wo man mich füttern mußte, war ich schon nervös: was wird nun entstehen? Ich sah mehr und mehr, daß der rechte Arm auch steif bleiben würde.

Zuerst dachte ich: du kannst jetzt überhaupt nichts mehr und damit bist du auch überhaupt nichts mehr. Ich hatte bisher nichts mit dem linken Arm getan. Als ich nun auf andere Menschen angewiesen war, habe ich versucht, mit ihm bis an den Mund zu kommen. Schließlich kam ich dahinter, den linken Handrücken am rechten Oberarm zu stützen und da ging's, ich kam an den Mund. Das war für mich eine große Genugtuung, als ich das erst mal konnte. Aber diese Genugtuung dauerte nicht lange. Ich mußte mir ja sagen: wie soll es denn nun weitergehen, was soll denn nun einmal werden, wenn du jetzt nicht mehr mit dem Arm arbeiten kannst! Damals ist mir zum ersten Mal der Gedanke gekommen, mich umzubringen: wenn du dich jetzt nicht mehr selbständig ernähren kannst, ganz und gar auf die Frau angewiesen bist, machst du Schluß mit dir. Die Sorge ging ja nicht allein um mich. Es ging auch um meine Familie: daß ich meiner Frau zur Last fallen sollte, konnte ich nicht ertragen. Andererseits hat mir meine Frau alles so leicht wie möglich gemacht. Das war für sie selbstverständlich. Daß mich andere als Krüppel ansehen würden, war mir damals gar nicht wichtig. Ich war derlei durch den linken Arm gewöhnt. Außerdem war ich verheiratet. Wäre ich es nicht gewesen, wäre es wohl ein Grund für mich geworden, um alles aufzugeben. Aber so sah ich das Familiäre im Vordergrund, die Familie. Wenn ich erst wieder einen Beruf haben würde und Geld verdienen könnte, wäre ich wieder aus allem heraus. Dabei war ja die Hoffnung noch da, daß ich später wieder, wenn sich alles änderte, zu meiner Firma zurück konnte. Ich war da angesehen und anerkannt. Aber ob ich mal wieder würde schreiben können, das wußte ich ja nicht, das hat sich ja alles später erst ergeben. Ich war und fühlte mich damals noch restlos als der 'liebe Niemand'."

Im September 1945 wurde DEL. als "Saboteur der Arbeit" in einem Konzentrationslager festgesetzt. Die Wunde am rechten auch völlig versteiften Ellenbogen war unverheilt. Nach einem Versuch der Frau, DEL. mit Lebensmittel zu unterstützen, Verletzung in ein Straflager.

"Ich war körperlich und nervlich fertig."

Zusammenbruch beim Transport von Eisenträgern, Prügelstrafe, dann Feststellung der Invalidität durch eine Lagerärztin, tauglich geschrieben für leichte Lagerarbeiten: mit Pistole zur Säuberung von Latrinen gezwungen, erneuter Zusammenbruch, anhaltendes Erbrechen. Darauf wurde ihm die Versetzung in ein wegen seiner Strenge berüchtigtes Straflager mitgeteilt.

"Da war ich am Ende. Hätten die Kameraden nicht eingegriffen, hätte ich mich erhängt."

D. Der Orientierungsverlauf

Im Gegensatz zu seinen Befürchtungen traf DEL. im dritten Lager geordnete Verhältnisse an. Tschechische Arbeitskollegen schoben ihm heimlich Nahrungsmittel zu, durch die er wieder zu Kräften kam. Die Wunde verheilte erstmals. Nach acht Wochen Versetzung in ein Entlassungslager, in dem DEL. wegen seiner tschechischen Sprachkenntnisse als Kanzleischreiber eingesetzt wurde.

"Dadurch, daß ich jetzt wieder zum Schreiben gezwungen wurde, ganz egal, wie es auch aussah, kam ich wieder hinein. In dieser Hinsicht waren die drei Monate für mich sehr förderlich: ich bekam, als es mit dem Schreiben immer besser wurde, so daß ich nachher Türschilder usw. beschriften konnte, wieder so viel Selbstvertrauen, daß ich mir sagte: dann kann ich jetzt auch meinen Beruf wieder ausüben."

Kurz nach seiner Entlassung aus dem Lager im Frühjahr 1946 wurde DEL. auf sein Betreiben mit seiner Frau aus der Tschechoslowakei ausgewiesen.

"Nach Deutschland zu meiner Firma, das war mein Anhaltspunkt, um mein Leben wieder zu sichern."

Nach Wiederherstellung der Verbindung half die Firma DEL. über einige materielle Schwierigkeiten hinweg, finanzierte ihm einen 5-wöchigen Erholungsurlaub und stellte ihm eine Wohnung zur Verfügung, die er mit geliehenen Gegenständen möblierte. Er wurde in einem Büro für kaufmännische Arbeiten eingesetzt.

"In der ersten Zeit hatte ich doch noch starke Schwierigkeiten, zu schreiben. Vor allem die Dauer der Schreibarbeiten machte mir damals viel zu schaffen. Auch heute muß ich noch eine Zeit aussetzen, wenn ich längere Zeit geschrieben habe. Im Betrieb hat man diese Schwierigkeiten aber immer berücksichtigt. Wichtig war erstens, daß ich unter alte Kollegen kam, mit denen ich mich immer gut verstanden habe; und zweitens wohl auch meine Energie: es gab mir großen Auftrieb, daß ich schon nach kurzer Zeit eine Arbeit machte, die sonst zwei andere beschäftigte."

"Die einzige Hemmung war damals, in von Fremden geborgten Sachen zu leben. Da war es denn das große Bestreben von mir und mei-

ner Frau, Eigentum anzuschaffen. Deswegen mußte ich mehr verdienen und ging aus diesem Grunde im Einverständnis mit meiner Frau wieder auf Montage."

Nach der Währungsreform 1948 wurde DEL. sofort nach seiner Bewerbung wieder als Baustellenleiter eingesetzt. Wegen seiner Unselbständigkeit war ihm das Mitreisen seiner Frau, für die solche Aufgaben infolge einer perniziösen Anämie allerdings stark belastend waren, sehr angelegen. Trotz aller Abneigung war er manchmal gezwungen, die Hilfe anderer Leute in Anspruch zu nehmen.

"Wenn das noch ein Kollege gewesen wäre, wäre das nicht so schlimm gewesen. Man möchte da nicht jeden hereinblicken lassen. Man möchte seine Lage eben noch verschönern."

Mit großer Anstrengung vollführte er ein umfangreiches Arbeitspensum (60 Wochenstunden durchschnittlich). Dazu kamen die fast ausnahmslos nachts durchgeführten Reisen.

Besonders im Winter (Kälteeinwirkung) machten sich für ihn dabei die durch die Behinderung bedingten manipulatorischen Schwierigkeiten stark bemerkbar.

"Ich hätte diese Arbeit am liebsten so schnell wie möglich wieder aufgegeben. Aber wenn ich das getan hätte, hätte ich 20 Jahre dazu gebraucht, um mir etwas Mobilar anzuschaffen. Mir ist das familiäre Leben wichtiger als das Zigeunerleben. Ohne eigene Möbel ist aber auch das familiäre Leben nichts. Wenn ich kein Flüchtling gewesen wäre, hätte ich diese Arbeit nicht mehr gemacht. Aber so mußte ich heraus."

Im Oktober 1953 gab DEL. seinen Außendienst auf.

"Wir waren mit den Anschaffungen noch nicht fertig. Aber meine Frau konnte nicht mehr: ihre Krankheit wurde schlimmer, sie fiel auf der Straße zusammen, keiner von uns konnte Gepäck tragen. Nur, um ihr einen gewissen Dank zu zollen, habe ich das Herumfahren aufgegeben."

DEL. fand im Zentralwerk der Firma erneute Verwendung als kaufmännischer Angestellter.

"Ich habe einen Chef, der noch nie ein Wort über mein Leiden verloren hat, selbst bei privaten Unterhaltungen, wie z. B. bei Betriebsausflügen, nicht. Und das finde ich phantastisch. Er hat andere darüber befragt, was ich habe, aber dann zu mir: kein Wort. Ich fühle mich bei dem wie gesund."

DEL. führte seine Berufsarbeit sehr gewissenhaft aus. Nicht selten setzt er zur Beendigung einer angefangenen Arbeit Feierabendstunden zu. Eine Belobigung durch seinen Chef bedeutet ihm sehr viel, Kritik erregt ihn, besonders wenn sie für ihn nicht unbedingt zutreffend ist, innerlich sehr stark. Dennoch verteidigt er sich sehr vorsichtig und zurückhaltend und nimmt mit der Einsicht, gegen die Meinung des Vorgesetzten nichts ausrichten zu können, die Zurechtweisung recht schnell in Kauf. Die hierbei ent-

stehenden, direkt gerichteten inneren Spannungen verlieren sich jedoch sehr schnell.

Die Frau DELs. ist inzwischen bereits Großmutter geworden. "Ich selbst bin nur zahlendes Familienmitglied", meint DEL. scherzhaft. Mit seinen Stieftöchtern habe sich von Anfang an ein gutes Verhältnis ergeben. Seine Frau habe viel dazu beigetragen, ihm in den Augen der Töchter eine feste familiäre Position zu geben.

In Übereinstimmung hätten sie, DEL. und seine Frau, die Geburt weiterer Kinder verhindert.

Die Krankheit Frau DELs. zwingt die Ehepartner, sich hinsichtlich außerfamiliärer Kontakte etwas zurückzuhalten. Die Partnerbeziehung wird dadurch nicht ernstlich beeinträchtigt.

"Ich glaube nicht, daß ich eine andere Frau gefunden hätte, die so viel Verständnis für mich hätte."

Allerdings findet das Bedürfnis DELs. nach Geselligkeit zu Hause nicht mehr die verlangte Befriedigung. Seine Frau setzt nun seiner heute bestehenden schnellen Bereitschaft, sich ohne ihre Informierung und Mitplanung von anderen für einen geselligen Abend gewinnen zu lassen, Widerstand entgegen, vor allem, wenn DEL. nach solchen Unternehmen erst sehr spät, nicht selten unter alkoholischer Einwirkung stehend, nach Hause zurückkehrt. Die Ehepartner haben sich auf einen Kompromiß geeinigt: Frau DEL. duldet das Ausbleiben ihres Mannes bis zu einem gewissen Ausmaß. Mit Bekannten aus dem Betrieb, vor allem aus dem Werkschor, dem DEL. angehört, sucht er Wirtshäuser auf.

"Ich sage mir: du hast sowieso nur halb so viel vom Leben. Deswegen haut man manchmal über die Stränge. Dann gibt's Qualm zu Hause, aber das ist ja nicht weiter schlimm."

Mittels einiger selbst erdachter und in der Werkstatt seines Betriebs selbst angefertigter Geräte hat sich DEL. den Kopf-, Hals- und den Brust-Nackenraum, den er infolge der Versteifung mit den Händen nicht mehr erreichen kann, für spezielle Handlungen wieder einbeziehen und dadurch seine Selbständigkeit vielfach wieder herstellen können.

Die Körperbehinderung beeinträchtigt ihn aber noch heute sehr stark in solchen Situationen gegenüber der Umwelt, in denen sie ein den allgemeinen Normen angeglichenen Verhalten nicht mehr zuläßt.

"Wenn ich z. B. auf der Straße einem Bekannten oder einem Vorgesetzten vom Betrieb, z. B. dem Direktor, begegne, der mich also kennt und weiß: das ist der DEL., dann kann ich den Hut nicht zum Grüßen abnehmen. Das ist für mich furchtbar. Der muß doch denken: was ist das für ein Bock! Der nimmt noch nicht einmal den Hut ab! Ich kann doch nicht hingehen und sagen: entschuldigen Sie, ich bin behindert. Ich ziehe deswegen schon so oft wie möglich keinen Hut mehr auf und habe

mir dadurch schon oft eine Erkältung geholt. Genauso geht's mir, wenn ich auf der Straße rauche. Die Zigarette kann ich auch nicht aus dem Mund nehmen. Es haben sich schon Leute bei meiner Frau beschwert, weil ich mit ihnen gesprochen und dabei die Zigarette im Mund gelassen habe. Oft spucke ich die kaum angerauchte Zigarette weg, um nicht aufzufallen."

"Ich muß, wenn ich mit der Hand meinen Mund erreichen will, einige Verrenkungen machen. Das macht mir nichts aus, wenn ich unter Vertrauten bin. Sobald aber Fremde mich so sehen, werde ich nervös."

"Die Leute sind ja rücksichtslos. Sie geben sich nicht die kleinste Mühe, sich in die Lage von unsereinem hineinzudenken. Wenn mir einer irgendwie dumm kommt wegen meiner Behinderung, sage ich ihm gehörig die Meinung. Ich kann das nicht so ohne weiteres hinnehmen und übergehen, obwohl ich es bewundere, wenn das ein anderer Behinderter ohne eine Miene zu verziehen kann. Mich bringt das auf, wenn andere rücksichtslos sind."

DEL. erhielt 1947 infolge eines Fehlers des Versorgungsamtes einen Rentenbescheid über die Anerkennung eines Kriegsfolgeschadens mit einer 90 %igen M. d. E. Erst nach Erlaß des Gesetzes über das Verwaltungsverfahren der Kriegsoffer-Versorgung vom 2. 5. 1955 konnte dieser Bescheid nach § 41 berichtigt werden. Bei Berücksichtigung der verschlimmerten Bedingungen durch die frühere Körperbehinderung wurde DEL. nunmehr eine 50 %ige M. d. E. als Kriegsfolgeschaden zuerkannt. Über diese Entscheidung ist er sehr verbittert. Er hat dagegen Einspruch erhoben und hält eine Anerkennung von 60 % M. d. E. in seinem Fall für angemessen.

"Ich habe einen wirtschaftlichen Schaden. Wäre der rechte Arm gesund, so könnte ich, unabhängig von meiner Frau, heute als Baustellenverwalter noch wesentlich mehr verdienen. Außerdem wissen die da oben ja gar nicht, was man als Behinderter alles durchmachen muß. Da rechten sie dann noch um ein paar Mark."

Er ist der Meinung, daß der Staat bei der Behandlung der Versorgungsprobleme unrecht handelt.

"Ich bin billig an meine Behinderung im Kriege gekommen. Aber was bekommen denn die, die 3 Jahre im Dreck waren und dann dieselbe Behinderung kriegten wie ich? Ein paar Groschen! Was hat das für einen Sinn? Wenn ich mein Brot nicht mehr selbst verdienen könnte und müßte mit den paar Kröten auskommen, würde ich vor Gericht manches erzählen ..."

c) Aggressive Aktionen

Mit den aggressiv ausgerichteten Handlungssystemen behauptet sich die Persönlichkeit in direkter Konfrontation mit dem entgegenstehenden Weltstoff. Die innere Lage verlangt, daß dem Da-

sein das für die innere Existenz notwendige Minimum abgerundet wird.

Diese Haltung dem Dasein gegenüber zeigt sich einmal in der Leistung, d.h. "Schaffung eines objektiven Wertzuwachses für die das eigene Dasein tragender Faktoren"⁷. Ein besonders typisches Beispiel für die Inangriffnahme einer "Sache", an der sich leidend auseinandergesetzt wird, bietet die Fallstudie IRL.

Zu den aggressiven Haltungen dem Dasein gegenüber gehört ebenfalls die rücksichtslose Durchsetzung. In der Novelle "Mario und der Zauberer", in der ebenfalls ein Körperbehinderter im Mittelpunkt der Handlung steht, gibt Thomas Mann ein Beispiel, welche Möglichkeiten bestimmten Spielarten der Brutalität im Sinne rücksichtsloser Durchsetzung auch im Rahmen des Alltagslebens geboten werden, ohne die Grenzen in kriminelle Bereiche zu überschreiten.

Im Falle KRO. zeigen sich, wie unten aus der Fallstudie ersichtlich ist, diese Durchsetzungsmechanismen bereits während des Krankenhausaufenthaltes im 12. Lebensjahr. Sie sind in der Fallstudie während des gesamten Lebens KROs. weiter zu verfolgen: Hartnäckigkeit bei der Besetzung der Lehrstelle, Beanspruchung von Anrechten während der Jahre der Wanderschaft und bei der Einrichtung einer eigenen Werkstatt, Durchsetzung gegenüber der Partnerin und schließlich wiederum Ausnützung bei der Veräußerung des Geschäfts.

In den Fällen REH. und WAN. führt der Mangel an Möglichkeiten zur eigenen Bewährung zu typischen Durchsetzungshandlungen, die bei WAN. noch andauern, während sich bei REH. eine Entlastung der inneren Notlage abzeichnet.

Fallstudie KRO.

Geboren: 1894

erlernter Beruf: (nach Kb.): Bandagist und Orthopädiemechaniker

Zwischentätigkeiten: Musiker im Kintopp, Wanderbursche, Präparierer

heutiger Beruf: selbständiger Orthopädiemechaniker, Inhaber eines Korsettageschäftes.

M. d. E.: 90 %

Ursache: Verlust des rechten Oberschenkels im ersten distalen Drittel, Hüftgelenk- und Schlüsselbeinresektion links infolge von Knochenmarkvereiterung.

Auswirkung: KRO. ist durch den Verlust des Schlüsselbeines manuell nicht beeinträchtigt.

7) H. Thomae: Persönlichkeit, S.143.

Er ist jedoch seit dem 13. Lebensjahr stark gehbehindert, die rechte Oberschenkelprothese gleicht die durch das fehlende Hüftgelenk eingetretene linksseitige Beinverkürzung aus. Eine Stockstütze ist für KRO. während des Gehens unentbehrlich. Treppengang einstufig.

Vorgang der Erhebung: Ich besuchte KRO. Mitte 1955 verabredungsgemäß in seinem neuen, durch viel Selbstarbeit, im Obergeschoß aber noch nicht fertiggestellten Haus, architektonisch eine Zusammensetzung aus Siedlungs-, Bayern- und Forsthaus.

Die Nacherhebung wurde im März 1957 durchgeführt.

A. Elternhaus und erstes Lebensjahrzehnt

1900 zog KROs. Vater, ein Gezäheschmied, mit seiner siebenköpfigen Familie in ein Dorf, baute dort ein eigenes Haus und arbeitete als Fördermaschinist in einem Erzbergwerk. Die Familie kam den dort üblichen streng katholischen Formen nach. Der größte Wunsch der Eltern, ihren ältesten Sohn zu einem Geistlichen zu machen, wurde erfüllt. KRO. besuchte die Volksschule.

"Ich war stark und unter den Gleichaltrigen der größte. Als ich zwölf Jahre alt war, waren 14-jährige kleiner als ich. Ich war in meiner Klasse Flügelmann."

Im zehnten Lebensjahr wurde KRO. von folgender Begebenheit beeindruckt: der aufgeregt hereinkommende Vater erzählte fassungslos im Familienkreise, er habe zufällig das Kunstbein des beinamputierten Dorfbewohners X. berührt. Erst im Augenblick des Berührens habe er sich erinnert, daß der Betreffende "verstümmelt" sei - der Schreck sitze ihm noch in den Gliedern. KRO. sah, daß der Vater sich gründlich die Hände wusch.

"Das war, als wäre was ganz Abscheuliches passiert."

B. Die Krankenhaussituation

Den Ausbruch seiner Krankheit im 13. Lebensjahr bringt KRO. in Zusammenhang mit einer Pflichtimpfung gegen Pocken in der Schule. Er sei als erster und im Gegensatz zu seinen Klassenkameraden sehr lange geimpft worden.

Eine Woche nach der Impfung Eintritt von hohem Fieber, Gehunfähigkeit, Haarausfall, langanhaltende Diarrhöe. Einlieferung ins Krankenhaus.

"Da wußten sie zuerst nichts mit mir anzufangen. Zuerst hieß die Krankheit Blutvergiftung. Nachher hieß es dann Knochenmarkentzündung, was es ja dann auch wohl war."

Die Infektion konzentrierte sich nach einigen Tagen auf den rechten Fuß, den linken Oberschenkel, die linke Armpartie und

die Schädeldecke. Es erfolgte zunächst, auf Grund totaler Vereiterung, eine Hüftgelenkresektion links. Zur Schaffung von Sekretionsmöglichkeiten wurde das Knochenmark im Unter- und Oberarm eröffnet. Eine Woche später mußte das linke Schlüsselbein entfernt werden. Der Vater verweigerte die Zustimmung zu der vom Arzt empfohlenen Amputation des rechten Unterschenkels. Die Infektion dehnte sich indessen bis dicht oberhalb des Kniegelenks aus. Das während des Krankheitsprozesses vom Oberschenkelknochen völlig abgesonderte untere Knochenviertel durchstieß schließlich die Haut und trat nach außen. Jetzt erfolgte Amputation des rechten Oberschenkels im mittleren Drittel.

Inzwischen versteifte das Fußgelenk des linken Beines in Spitzfußstellung. Bei einem gewaltsamen Lockerungsversuch des Arztes riß das Gewebe in der Fessel. Das Bein wurde geschient.

Die Schädeldeckeninfektion verebte nach Abstoßung eines kleinen Knochenstücks.

"Am Gehirn hab' ich aber nichts gehabt! Im Gegenteil: ich hab' im Krankenhaus dauernd Unsinn angestellt."

KRO. erzählt, daß er die einzige Krankenschwester des Spitals oft zur Verzweiflung getrieben habe. Anlaß zu einem renitenten und pretentiösen Verhalten sei die Nachlässigkeit des Personals in der Pflege gewesen. Bei der durch die anhaltende Diarrhöe häufig eintretenden Verkotung habe er oft mehrere Stunden keine Hilfe erhalten. Durch Ausstreuen des Kots im Zimmer habe er sich daraufhin eine bessere Beachtung bei der Krankenbetreuung erzwungen.

"Donnerkeil! So ein Bengel ich auch noch war: die sollten doch spüren, daß sie mit mir nicht machen konnten, was sie im Kopf hatten."

Auf Veranlassung der Eltern wurde KRO. von dem beinamputierten Dorfbewohner X. (s. oben) besucht und über mögliche Zukunftslösungen belehrt.

"Jetzt kam der, der früher für uns zu Haus so furchtbar war, zu mir. Aber ich glaube, das was der mir so erzählt hat über Prothesen tragen und so, hat doch großen Eindruck auf mich gemacht."

Nach 9 Monaten wurde KRO. aus dem Krankenhaus entlassen.

C. Der Orientierungsverlauf

"Ich kam als ganz erbärmliches Häufchen Elend wieder nach Hause. Zuerst war ich noch ans Bett gebunden. Dann saß ich tagsüber auf einem kleinen Hocker, habe mir die Zeit vertrieben mit Jugendbüchern und Laubsägearbeiten. In den meisten Dingen wurde mir aber noch von anderen geholfen. Da kam es dann ganz von selbst, ich mußte mir selbst helfen, die anderen hatten doch nicht dauernd Zeit, mich jetzt hierhin, dann dahin zu tun, mir jetzt dies, dann das zu geben. Ich rutschte also

auf meinem Hocker durch die Zimmer. Und schließlich wollte ich raus an die Luft: da rutschte ich dann auch vor dem Haus herum.

Die Geschwister nahmen mich, wenn sie Heu oder Holz machen gingen, in einem Wägelchen mit. Da saß ich denn da in dem Wägelchen und habe gewartet, während sie arbeiteten. Das gefiel mir nicht: ich hätte lieber mitgemacht. Denn ich war stark und jetzt ging es mir ja wieder gut, ich war aus dem Krankenhaus und hatte keine Schmerzen mehr - ich hätte gern einmal zugepackt oder wäre mitgelaufen. Aber ich war schon froh, wenn ich draußen war.

Dabei wurde dann eine Gewalt, eine Begeisterung immer stärker in mir: ich wollte von dem Hocker und dem Wägelchen unabhängig werden, wollte z. B. wieder allein auf's Klosett gehen, mich allein bewegen, und zwar mit Hilfe von Krücken. Zuerst konnte ich mit den Krücken nur bis eben neben das Haus gehen, nach zwei Jahren lief ich damit kilometerweit. Das versteht heute kein Medikus, daß ich schmerzfrei auf meinem Bein ohne Hüftgelenk gehe. Im Anfang hat mir das schwere Mühe gemacht. Aber als junger Mensch gewöhnt man sich an alles. Durch meine Gewalt, in die Natur hinauszulaufen, haben sich die Sehnen verstärkt, so daß sie meinen Körper tragen. Schließlich konnte ich mit den Krücken laufen und springen wie ein Hippenbock."

Nach Ausbruch der Krankheit nahm KRO. nicht mehr am Volksschulunterricht teil. Er habe die 3 km von der Wohnung gelegene Schule nicht erreichen können. Statt dessen ließ er sich von einem benachbarten Kapellmeister in Violin- und Gitarrespielen unterrichten.

"Das war so mein Ideal: ich hörte gerne Musik und wollte sie auch machen. Das war mir ein leichtes, die Noten habe ich so gefressen. Alle haben sich darüber gewundert. Als kleiner, dummer Junge habe ich mit dem Sohn des Kapellmeisters schon auf Tanzfesten gespielt."

Nach der sehr erfolgreichen Erlernung des Gehens mittels Krücken vereinbarte KRO. mit seinem Vater eine Fahrt zu der nächstgelegenen, immerhin 70 km vom Wohnort entfernten orthopädischen Werkstatt. KRO. sollte zur weiteren Verbesserung seiner körperlichen Selbständigkeit und zur Ermöglichung einer beruflichen Ausbildung eine Oberschenkelprothese erhalten.

"Als ich diesen orthopädischen Betrieb sah, war ich sofort davon angezogen und hatte ein großes Interesse. Ich war vorwitzig, war überall mit der Nase und bekam Lust, dieses Handwerk zu erlernen. Vor allem, sagte ich mir, kannst du dir dann deine Beine selbst bauen."

Vater KRO. stimmte dem Wunsch des Sohnes jedoch nicht zu. Es erschien ihm absurd, den körperbehinderten Jungen allein in einer Stadt zurückzulassen. Er gab ihn im Heimatort zu einem Schneider in die Lehre.

"Das Handwerk konnte ich in acht Tagen! Auf dem Tisch sitzen und Reihfäden rausziehen? Uh! Der Schneider war wohl verrückt."

KRO. äußerte zu Hause immer wieder seinen Wunsch, Orthopädiemechaniker zu werden. Der Vater gab ihn, um ihm eine artverwandte Ausbildung zu ermöglichen, in die Schuhmacherlehre.

"Das konnte ich auch in acht Tagen. Ich sah da nichts für mich drin, ich hatte keinen Spaß daran. Ebenso ging es mir dann bei einem Uhrmacher. Da war es aus bei meinen Eltern. Ich sollte nichts mehr lernen, sollte später einmal so das Goldonkelchen in der Familie werden, das den kleinen Neffen und Urneffen Weidenflöten und Schiffchen schnitzt. Die Geschwister sollten für mich aufkommen, vor allem der älteste Bruder, der Geistliche. So dachten sich meine Eltern das! Aber ich dachte anders!"

Inzwischen hatte KRO. das Gehen mit Prothese verhältnismäßig gut erlernt: nur mit Stockstütze, allerdings ein auffällig hinkender Gang. Bei einem erneuten Besuch der Orthopädiewerkstatt bat KRO. den Geschäftsinhaber um Einstellung als Lehrling. Er konnte anfangen (Anf. 1909).

"Nach 14 Tagen wollten sie mich aber schon wieder rauswerfen, weil mich auf Grund meiner Behinderung keine Krankenkasse aufnahm. Da habe ich gekämpft ..."

KRO. verpflichtete sich, den Betrieb bei einem Unfall nicht verantwortlich zu machen.

KRO. machte eine harte Lehre durch. Betrieblich unterstand er einem gestrengen Lehrmeister, der mit ihm keine Ausnahme machte, sondern ihn besonders ins Auge gefaßt zu haben scheint. Besonders die Prügelstrafe belastete KRO. beträchtlich.

"Wenn ich schlecht laufen konnte wegen einer wunden Stelle am Stumpf, gab er mir Arbeit am Amboß, am Schraubenstock oder an der Esse. Wenn ich gut dabei war, konnte ich sitzen. Der trittte mich, wo er konnte. Er schlug mir völlig unverhofft in den Nacken, ohne einen Grund anzugeben. Noch heute zucke ich zusammen, wenn plötzlich jemand hinter mir steht."

Auch außerbetrieblich verlangte die Lehrzeit von KRO. höchste Anstrengungen. Nach den damals üblichen Regelungen brachte die Lehrlingsarbeit keinen Lohn. Vielmehr hatte KRO. wie jeder andere Lehrling jährlich 100, -- Mark an den Lehrherrn zu bezahlen. Für Kost und Logis hatte er täglich 1,20 Mark aufzubringen. Von seinem Vater konnte er keine Unterstützung erwarten, "sonst hätte der geschrieben: 'Komm du heim!'"

In der Gemeinschaft von Lehrlingen und Gesellen des Betriebs konnte er jedoch die Anfangsschwierigkeiten überbrücken. Sie verkauften von Produktionsabfällen nach Feierabend angefertigte Lederwaren. Nach einem Lehrjahr fand KRO. über eine Zeitungsannonce einen zusätzlichen Verdienst als Musikant in einem Kintopp.

"Da war ich unter den armen Leuten weg. Ich habe viel verdient mit der Spielerei. Aber es kostete viel Kraft."

Zur Gesellenprüfung im Jahre 1912 wurde KRO. auf Grund seiner Privatabmachungen mit dem Geschäftsinhaber nicht zugelassen; die Prüfungskommission habe keine Papiere über seine ordnungsgemäß durchgeführte Lehre. Der Geschäftsinhaber versprach Abhilfe und schmuggelte KRO. unter die Prüflinge. KRO. bestand die Prüfung und erhielt seinen Gesellenbrief.

1913 arbeitete KRO. mit zwei Berufskollegen, einer Vermittlung seines bisherigen Chefs zufolge, als Bandagist in einer belgischen Grenzstadt. Das Arbeitsverhältnis sagte ihm nicht zu. Nach einigen Wochen kehrte er mit einem Wanderburschen nach Deutschland zurück. Seine Ersparnisse von den Gagen als Kintoppmusiker ermöglichten es ihm, durch Deutschland zu fahren und zu wandern.

"Ich wollte was sehen und erleben, so mal ganz auf mich gestellt herumkommen und gucken, was los ist, ob ich hier oder da vielleicht Arbeit kriegen könnte. Damals gab es in unserem Handwerk nicht viel zu tun."

Der Weg führte über Freiburg, München nach Halle. KRO. scheute, falls notwendig, keinen Fußmarsch. Mit verschiedenen Reisegefährten verdiente er sich unterwegs durch Musizieren auf der Straße seinen Lebensunterhalt. Notfalls waren die obligatorischen 2 Mark des Pfarrers des nächstgelegenen Kirchspiels ein letzter Ausweg.

"Meistens ging es uns gut. Die Leute gaben, wenn ich spielte. Und ich nahm, was ich kriegte, wenn mir das auch nicht paßte, daß ich bemitleidet wurde. Richtig befriedigt hat mich das Leben damals nie. Aber Arbeit fand ich keine.

Dafür konnte ich, wenn ich sonntags in eine Stadt kam, aber auch ganz anders auftreten, nicht als lustiger Musikant. Als ich in Halle ankam, war ich ein feiner Pinsel. Sonntags trug ich einmal blaue Schuhe, blauen Anzug und Homburger, dann graue Schuhe, grauen Anzug und Homburger, hatte einen Fotoapparat und tat Geld auf die Kasse. Alles vom Musizieren."

"Durch diese Reiserei habe ich viele Hemmungen verloren, die früher stark vorhanden waren. Die Leute sind ja heute längst nicht mehr so entsetzt wie früher, wenn sie einen Körperbehinderten sehen. Das stellt sich ja heute keiner vor, wie das früher war. Wenn ich z. B. in der Eisenbahn aussteigen wollte, setzte sich doch keiner auf meinen Platz! Damals machten die Leute einen großen Bogen um einen, wenn man hinkte. Kein Beschädigter konnte so ohne weiteres mit Gesunden Kontakt haben. Er war irgendwie ein Schandfleck. Da habe ich oft darunter gelitten. Ich hatte kein Mädchen, wie die anderen; ich wurde immer auf die Seite gedrängt. Oft ging es mir deswegen dreckig, daß ich

Schluß machen wollte mit dem Leben. Aber dann hatte ich immer wieder Geld und dadurch hatte ich immer wieder Leute bei mir. Und -, ich weiß nicht, woran das liegt: ich muß wohl irgendwas an mir haben, was die Leute immer wieder zu mir hinführt, wenn sie erst mal etwas mit mir zusammen sind. Das merkte ich zuerst auf Reise. Da hatte ich dann auch die ersten Frauenbekanntschaften. Und wenn ich erst mal eine hatte, war sie so verrückt nach mir, daß ich sie gar nicht wieder loswerden konnte.

Durch diese Reisen habe ich auch gelernt, daß man hart sein muß. Wir als Beschädigte müssen mit Gewalt durchsetzen, was wir brauchen und können keine Rücksicht nehmen. Sonst werden wir abgedrängt und kaltlächelnd kleingehalten von den anderen."

In Halle stieß KRO. zufällig auf eine Tierhandlung und entschloß sich angesichts der ausgestopften Vögel, das Präparieren von Tieren zu erlernen, als der Geschäftsinhaber in eine freiwillige und unentgeltliche Mitarbeit KROs. einwilligte (Okt. 1913). Das Geschäft arbeitete für ein naturwissenschaftliches Lehrmittelinstitut. Die Arbeit habe ihm gefallen, sagt KRO.

Nach Hause gerichtete Bitten KROs. um geldliche Unterstützung, ebenso Mitteilungen über die mangelhaften beruflichen Möglichkeiten, hatten inzwischen die Sorgen des Vaters um die berufliche Zukunft seines Sohnes erneut aufleben lassen. Ein Pate aus Amerika, Besitzer einer Strickerei, wurde bemüht. KRO. wurde veranlaßt, sich im Stricken auszubilden. Noch vor Antritt einer ausgemachten Arbeitsmöglichkeit als Stricker brach der 1. Weltkrieg aus.

"Sofort habe ich alles abgebrochen. Ich war sicher: jetzt bekam ich Arbeit in meinem Beruf. Nun war alles anders. Die Pläne änderten sich. Ich wurde sofort wieder in meinem früheren Betrieb eingestellt. Da ging es rund! Da war's schön. Bis 1920 ging das: da waren wir gesuchte Personen, wir wurden geachtet und gebraucht."

Mit dem Erscheinen der ersten Kriegsversehrten verbesserte sich die gesellschaftliche Rangstellung der übrigen Körperbehinderten schlagartig. Körperbehindert zu sein bedeutete ein Privileg. KRO. erzählt, auf welche Weise, oft in überschwenglicher Form, er teilnahmsvoll angesprochen, beschenkt und öffentlich, z. B. in Gaststätten oder Straßenbahnen, bevorzugt behandelt wurde.

"Man konnte denen nicht sagen, daß man nur zivilbeschädigt sei; dann hätte man sie vor den Kopf gestoßen."

"Mein Malheur war jetzt nicht so auf der Bildfläche. Da gab es jetzt viele Beschädigte und welche, die viel schlimmer dran waren als ich. Da war meins gar nichts dagegen."

"Schon gegen Kriegsende änderte sich das alles wieder etwas. Es kam vor, daß man vor einem Verwundeten ausspuckte. Die Leute nah-

men kaum noch Rücksicht, in den Straßenbahnen mußten Schilder für Beschädigtensitzplätze angebracht werden; früher standen die Leute von selbst auf. - Aber trotzdem hat sich der Krieg in jeder Beziehung günstig für die Zivilbeschädigten ausgewirkt. Ich hinkte zwar, aber ich war kein gebrechlicher Mensch mehr wie vor dem Krieg. Man war nicht mehr der Krüppel. Man war in der Achtung gestiegen."

1920 wagte sich KRO. mit einem Gefährten über die Grenze der damaligen rheinischen Besatzungszone, um eine selbstgefertigte Beinprothese abzuliefern und in Geld umzusetzen. Er wurde von einem englischen Posten, der die beiden vergeblich zum Stehenbleiben aufforderte, angeschossen. Der Knochensteckschuß in der Schulter bewirkte eine Entzündung, die einen neunmonatigen Krankenhausaufenthalt erforderlich machte.

Auf Wunsch eines Kollegen, der sich mit einer Orthopädiewerkstatt verselbständigt hatte, gab KRO. die Absicht, in die Stadt (und zu dem Mädchen, das ich heiraten wollte) zurückzukehren, auf und begann 1921 als Orthopädiemechaniker in dessen Werkstatt.

Mehrmals suchte er seine Bekannte in der Stadt auf, verlobte sich aber mit der Tochter des Geschäftsinhabers.

"Das Mensch gefiel mir aber nicht: die wollte nicht, wie ich das wollte. Und da machte ich Schluß. Die dachten sich auch, die hätten mich fest, wenn sie mich in der Familie hätten. Aber da hatten sie sich vertan! Ich wollte jetzt selbständig werden. Ich habe die Verlobung gelöst. Als ich dann mein Geschäft schon hatte, kam das Frauenmensch noch an und wollte mit mir anfangen. Sie tät' auch jetzt alles, was ich wollte. Aber ich hab' ihr was gehustet."

1923 verselbständigte sich KRO. in einer nahegelegenen Kleinstadt. Ein orthopädischer Schuhmacher hatte ihm einen Teil seiner Geschäfts- und Werkstatt Räume angeboten und KRO. griff zu.

Das Geschäft lief außerordentlich schwer an. KROs. Antrag auf Zulassung für Staatsaufträge wurde abgewiesen, da keine Unterlagen über die Ablegung der Gesellen- und der erforderlichen Meisterprüfung vorlagen.

"Mein Gesellenbrief war mir während meiner Wanderjahre abhanden gekommen. Ich wollte 1922 die Meisterprüfung machen und forderte von der Handwerkskammer ein Duplikat meines Gesellenbriefes an. Da stellte sich heraus, daß auf der Handwerkskammer nichts darüber vermerkt war. Mein früherer Chef war inzwischen tot, der konnte nichts bezeugen. Junge! Da waren die Puppen am tanzen."

Ohne Aufträge von Versorgungsämtern und Versicherungen hätte sich das eigene Geschäft nicht rentiert. KRO. setzte alle Hebel in Bewegung, die notwendige Zulassung zu erreichen. Der örtliche Arbeitsnachweis, eine Körperbehindertenorganisation und

schließlich auch der Landrat, der einen sich gewaltig ereifernden KRO. erleben mußte, unterstützten ihn.

"Junge, was war das eine Zeit. Ich wollte nun auch meine Selbständigkeit sichern. Das mußte ich erringen! Ich habe die Vorzimmerdame des Landrats, als sie mich nicht vorlassen wollte, auf Seite gestoßen. Dann habe ich mich so aufgeregt, daß mich der Landrat ins Irrenhaus tun wollte. Die vom Arbeitsnachweis haben dann immer vermittelt..."

Auf seinen ersten Brief an das Arbeitsministerium folgte eine Rüge durch den örtlichen Arbeitsnachweis, er habe den Dienstweg nicht eingehalten. Den zweiten Brief richtete KRO. an den Arbeitsminister persönlich.

"Auf Veranlassung der hiesigen Beschädigten wollte ich mich selbständig machen und die und die Dinge hinderten mich daran. Das schrieb ich dem."

KRO. erreichte eine Sondergenehmigung des Arbeitsministers: eine Zulassung als Lieferant orthopädischer Hilfsmittel für das gesamte Reichsgebiet.

"Da kam der Brief, vorn dick drauf: 'Der Arbeitsminister'. Sowa hatte hier noch keiner gesehen! 'Der Arbeitsminister'. Dem Briefträger fielen die Augen aus dem Kopf: Wie kommt der KRO. zu so einem Brief? Und jetzt hatte ich ungeahnte Chancen. Alle anderen Geschäfte in den Bezirken konnten nur an das eine zuständige Versorgungsamt liefern. Ich durfte im ganzen Reichsgebiet Aufträge erfüllen. Wenn ich da Geld gehabt hätte, hätte ich Filiale auf Filiale aufgemacht."

Von einer Sparkasse hatte KRO. einen Kredit von 1000. - Mark erhalten. Die Rückzahlungstermine konnte er häufig nicht einhalten.

"Die haben mich schwer getriezt mit den 1000. - Mark."

KRO. spezialisierte sich auf den Bau von Beinprothesen.

"Das verstand ich wie kein anderer hier. Ich habe mir vom Versorgungsamt bei der Abnahme nichts sagen lassen. Die wollten Beine haben, auf denen kein Mensch laufen konnte. Ich habe viel Krach gehabt, Jahre. Aber ich habe meinen Kopf durchgesetzt. Mein Geschäft hat immer gut gegangen, ich habe bald Arbeit gehabt, die ich gar nicht allein tun konnte."

1925 bereits mietete er größere Geschäfts- und Werkstatträume mit anliegender Wohnung. 1931 wechselte er erneut Werkstatt und Geschäftslokal. 1937 konnte er sich mit seinem Unternehmen in der Stadtmitte einrichten. 1945 arbeiteten 4 Gesellen für ihn.

Kurze Zeit nach seiner Ansiedlung in der Kleinstadt trat KRO. auf Betreiben anderer Chormitglieder in den katholischen Männerchor ein.

"Als sie merkten, daß ich ein Verhältnis mit einer evangelischen Frau hatte, bestürmten sie mich in der Wohnung: ich sollte das aufhören und nicht heiraten. Ich sagte denen: aus einem evangelischen Topf schmeckt es mir genau so wie aus einem katholischen."

Nach der Eheschließung mit einer Frau aus kleinbürgerlichen Kreisen im Jahre 1924 nahm KRO. jedoch weiterhin an den Chorveranstaltungen teil.

Bereits in den ersten Ehemonaten geriet das Partnerschaftsverhältnis zwischen KRO. und seiner Frau in eine ernsthafte Krise.

"Nach sechs Wochen habe ich meiner Schwiegermutter gesagt: wenn sich deine Tochter nicht ändert, kriegst du sie wieder."

Die Frau wandte alles auf, um das Verhalten KROs. nach den ihr eigenen Vorbildern zu korrigieren. Sie kritisierte unablässig, schimpfte nicht nur über seine Neigung zur Geselligkeit mit anderen Männern, etwa beim Kegeln, wobei KRO. die fröhlichen Stunden gern bis zur Mitternacht ausdehnte; sie bemängelte seine Haltung, seine Art zu essen; er habe keinen Sinn für die Familie, keinen Sinn für das Häusliche; er achte nicht auf das äußere Ansehen der Familie. Jeder derartige erzieherische Versuch der Frau stieß bei KRO. auf heftigen Widerstand.

Innerhalb der elterlichen Familie der Frau entsprach KRO. ebenfalls nicht den Ansprüchen, die man an den Schwiegersohn oder Schwager stellte. Er und einer seiner Schwäger, ein Anstreichermeister, wurden in dieser Familie als "die Beigebrachten" bezeichnet.

"Mein Schwager kriegte von seiner Frau sonntagvormittags 50 Pfg. und einen Stumpfen. Damit konnte er sich zwei Gläser Bier trinken gehen. Das konnten sie mit dem Waschlappen machen, aber mit einem KRO. konnten sie das nicht!"

Das Partnerschaftsverhältnis verhärtete sich, obwohl sich beide Teile in Aussöhnungen noch immer wieder annäherten, mehr und mehr. Auch die Geburt eines Sohnes (1931) stabilisierte das Ehegefüge nicht. KRO. verbrachte seinen Feierabend und die Sonntage fast ausnahmslos in Wirtshäusern oder bei Freunden, die ihn zur Jagd mitnahmen.

"Ich konnte das auch nicht: zu Hause sitzen und Pantoffeln anziehen und spazieren gehen oder hören, was die Schwägerin für Neuigkeiten zu erzählen hatte. Das interessiert einen richtigen Mann doch nicht. Das war was für meinen Schwager."

Frau KRO. brachte schließlich das Verhalten ihres Mannes in Zusammenhang mit seiner Körperbehinderung. Als KRO. auf einen ihrer Vorwürfe nicht reagierte, äußerte sie: "ja, so sind eben die Gezeichneten!" Sie brachte KRO. damit zur äußersten Aufregung. Er drohte, als sie dergleichen wiederholte. Dann kam es zu Tätlichkeiten. Er schlief von dieser Zeit an in seiner Werkstatt, kam nur zum Essen nach Hause. Ein Rechtsanwalt riet ihm 1937 von einer Scheidungsklage ab.

"Der sagte, ich sollte das wegen Nachwuchsschwierigkeiten machen. Aber das ging nicht. Meine Frau wollte ja Kinder, ich wollte aber keine mehr, mit der erst recht nicht."

Die Spannungen im Partnerschaftsverhältnis brachten KRO. zunehmend mehr dazu, seinen Aufenthalt bei der Familie zu verkürzen.

"Wenn ich eine andere Frau geheiratet hätte, hätte ich heute drei Häuser hier stehen. Denn mein Geschäft lief gut. Ich machte viel Geld. Aber so ist alles in Schnaps übergegangen. Ich bin deswegen kein Säuer geworden. Aber wo sollte ich denn hin? Es gab für mich gar nichts anderes als das Wirtshaus."

Der von KRO. mißachtete Schwager wurde von der Frau und ihren Geschwistern häufig als Vermittler vorgeschickt.

"Da kam dieser Laumann angekrochen, der wollte mir was erzählen. Ich sagte; sieh mal, daß du erst ein Mann wirst und nicht so hinter deiner Frau herläufst wie ein Hund an der Leine. Ich habe alles versucht bei meiner Frau, alles. Mehr als 10 Jahre hatte ich doch schon bei der aushalten müssen. Und da kommt der und will mir noch sagen, wie ich es machen soll. Ausgerechnet der!"

1941 fand der spät nach Hause kommende KRO. die von der Frau mit Absicht am warmen Herd in der Küche aufgehängte, in bestimmter Art verschmutzte Unterwäsche seiner Frau.

"Da kriegte ich solch einen Ekel, daß ich auf der Stelle umgekehrt bin und nie mehr bei meiner Frau geschlafen habe. Ich wollte auch kein Essen mehr von der. Ich blieb in meiner Werkstatt und hatte genug zu essen. Ich brachte nur noch wegen dem Jungen Fleisch nach Hause, damit der mir kräftig genug wurde."

KRO. ist trotz des ehelichen Debakels stolz auf seinen Sohn.

"Der ist groß und stark. Daran kann man sehen, daß mein Malheur kein Erbfehler oder sowas ist. Im Grunde bin ich gesund."

Nach langen Vorbereitungen und vielen Terminen wurde 1949 das Scheidungsurteil gesprochen. KRO. konnte die Argumente der Gegenklage seiner Frau, außerehelichen Verkehr betrieben zu haben, widerlegen. Seine Frau sei "ja viel zu dumm, daß sie mir was machen könnte." Die Ehefrau wurde für hauptschuldig befunden.

Ein Jahr später heiratete KRO. die um 15 Jahre jüngere Angestellte seines Geschäftes, eine Kriegerwitwe.

"Die Frau hätte ich von Anfang an haben müssen. Sie setzt sich ein und tut alles für mich und das Geschäft. Das kann man nicht mit jeder Frau machen; morgens Geschäft, dann kochen, dann wieder Geschäft, dann nochmal kochen. Die versteht das dann auch, wenn ich mal nicht nach Hause gehe. Da kann ich mich dann auch ihr gegenüber ganz anders verhalten."

1951 baute KRO. ein Wohnhaus. Die obere Etage ist erst im Rohbau fertig. Steintreppenaufgänge und zugehörige Bruchsteinmauern zu dem hoch am Hang gelegenen Haus baute er selbst. Im Erdgeschoß befindet sich neben den Kellerräumen eine Garage für

das recht abgenutzte Auto, das er 1941 kaufte, und eine kleine Werkstatt, in der KRO. Tiere, Geweihe etc. präpariert. Äußere und innere Gestaltung des Hauses weist auf sein Interesse am Waidwerk hin.

KRO. hat Schwierigkeiten mit der Rückzahlung des Darlehens. Eine langfristige Hypothek hat er nicht erhalten können.

"Diese Halsabschneider an der Sparkasse knüppeln den Bürger, für den sie da sind, nur so herum."

Seine Zukunftspläne richten sich darauf, sein Geschäft an einen Interessenten zu übergeben. Er denkt daran, den Käufer im Kaufvertrag zu verpflichten, ihn weiterhin in der Werkstatt zu beschäftigen.

"Och! Ich habe noch nicht das letzte Wort gesprochen. Wenn man erst im Sattel sitzt, kann man auch reiten. Ich werde sie schon noch schneiden. Dann fährt der KRO. auch nochmal in Erholung, aber auf Kassenkosten. Viel tun will ich nicht mehr. Ich habe bisher genug gearbeitet. Ich will jetzt meine Ruhe haben. Mir haben viele im Leben übel gewollt, aber ich habe gewonnen. Ich hab' mein Haus, meine Frau, Geld kann ich immer noch verdienen, schon durch das Präparieren. Sonst will ich nicht mehr viel; meine Geselligkeit mit Bekannten, im Männerchor will ich wieder singen gehn, aber nicht in dem katholischen, noch manchmal mit den Freunden auf die Jagd gehen und angeln. Mehr will ich nicht. Und wenn mir jetzt noch einmal was mit meinem Körper passieren sollte, dann mach' ich Schluß ..."

D. Nacherhebung Anfang 1957

Im Zusammenhang mit Bauplänen des Besitzers mußte KRO. Ende 1955 die gemieteten Geschäftsräume im Zentrum der Stadt räumen. Ein neues Lokal konnte er nur außerhalb der Stadtmitte finden.

"Sobald wieder was frei wird, sind wir hier weg. Hier kommt ja keiner hin. Wir haben nur noch die alten Kunden, die immer wieder zu uns kommen."

Ein Interessent am Kauf des Geschäftes, ein vertriebener Orthopädiemechaniker, hat seine Mitarbeit, durch die er sich mit dem Unternehmen vertraut machen wollte, inzwischen wieder aufgegeben. Gründe dafür waren nicht zu erfahren. KRO. und seine Frau übergingen diesbezügliche Fragen mit den Worten: "Der war nichts."

KRO. denkt weiterhin an den Verkauf seines Geschäfts. Er stehe mit fünf Interessenten in Verbindung. Einen eventuellen Verkauf auf Rentenbasis weist er von sich.

"Nur das nicht! Ich bin doch nicht doll! Hier Butter bei die Fische. Ich will was sehen!"

Sein Ziel ist ein möglichst günstiges, möglichst auch dauerhaftes Geschäft.

"Die Welt ist ja ein Dreckhaufen. Die Leute sind verrückt und dumm. Ich soll schon noch mein Schnippchen schlagen, so wahr ich KRO. heiße. Ich bin noch nicht fertig. So schnell geb' ich mein Heft nicht aus der Hand. Auf dieser elenden, niedrigen Welt muß man was in der Hand behalten. Und wenn ich tot bin, sollen sie mich mit dem Gesicht nach unten und mit dem Hintern nach oben begraben. Dann können sie mich nämlich alle mal."

Fallstudie WAN.

Geboren: 1926

erlernter Beruf: Werkzeugmacher

Zwischenberuf (nach Kb.): Hilfsarbeiter

heutiger Beruf: Pförtner und Telefonist

M. d. E.: 90 %

Ursache: Amputation des linken Oberarms, Versteifung des rechten Handgelenks mit Strecksehrendurchtrennung, Bewegungseinschränkung im linken Knie, Peroneusläsion links.

Auswirkung: Ein Kunstarm, lediglich dem Gewichtsausgleich dienend, kann nicht bewegt und manipulatorisch nicht eingesetzt werden. Nach besonderen Belastungen des linken Beines (schnelles und längeres Gehen, Sport) Schmerzen im linken Kniegelenk. WAN. klagt über häufige, brennende Nervenschmerzen im Oberarmstumpf.

Vorgang der Erhebung: Eine Reihe von Lebensdaten, u. a. auch das kriminelle Ereignis in der Lebensgeschichte WANs. waren mir schon vor der Erhebung bekannt. Die Erhebung wurde Mitte 1955 durchgeführt, 3 Sitzungen von je vier Stunden. Besonders während der im Frühjahr 1956 durchgeführten Nacherhebung, während der ich mit dem infolge Krankheit bettlägerigen WAN. allein sein konnte, äußerte sich WAN. außerordentlich selbstkritisch. Für die Abfassung des Abschnitts "B. Lazarett-situation" lag ein Durchschlag der Krankenpapiere vor.

A. Elterliche Familie und Verlauf der Jugend

"Durch meine Minderwertigkeitskomplexe bin ich in meiner Jugend nie richtig zum Zuge gekommen. Ich habe erst mit 17 Jahren gemerkt, daß ich auch arbeiten konnte."

Wegen Tuberkulose mußte der Vater WANs. die Ausbildung zum Volksschullehrer abbrechen. Im 18. Lebensjahr trat er an einer Sparkasse in die kaufmännische Lehre und wurde mit 21 Jah-

ren fest eingestellt. 1939 baute er ein Siedlungshaus. Die Hypotheklasten dienten den Eltern immer wieder zum Vorwand, den Kindern bestimmte Wünsche auszuschlagen.

Der soziale Aufstieg spielte in der Familie eine große Rolle. Des Vaters Pläne mit WAN., seinem ältesten Sohn: eine zum gesellschaftlichen Mittelstand führende Berufsausbildung, schienen angesichts der schlechten Schulleistungen des Kindes nicht durchführbar. Gingen WAN., die vom Vater erklärten Rechenaufgaben nicht ein, so hagelte es mit dem Prügel. WAN. nahm in solchen Fällen eine umso verstocktere Haltung ein.

Der nicht nachlassenden elterlichen Kritik durch Tadel und Bestrafung begegnete WAN. mit trotziger Versperrung. Bei kleinsten Versagen gegenüber den Anforderungen des Lehrers und der Eltern geriet er in innere Erregung. Ihn selbst bedrückte die Unfähigkeit, zufriedenstellende Leistungen in der Schule zu tätigen. Der Vater stellte ihm drohend die Prognose, bei derartigen Lernleistungen werde WAN., anstatt in den vorgesehenen kaufmännischen Beruf zu kommen, "als Fabrikarbeiter enden".

Unter seinen Mitschülern und gelegentlich unter Spielgefährten erhielt WAN. zunächst eine herabgesetzte Rangstellung. Wegen seines Strabismus setzten sie ihm mit Schimpfnamen wie "schäl Minna" und "Brillenkicker" zu. Er habe dadurch "die meisten Minderwertigkeitskomplexe bekommen".

Durch gutes Fußballspielen verbesserte er im 10. Lebensjahr jedoch seine Position unter den Altersgenossen erheblich.

Nach der Volksschulentlassung wurde WAN. vom Vater zur Lehrausbildung in eine Fabrik gegeben: Werkzeugmacher.

"Ich hatte zuerst überhaupt kein Interesse. Ich wollte Kaufmann werden. Wenn man mich damals richtig angefaßt hätte, wäre das auch was geworden."

Die Bewältigung der praktischen Arbeit machte WAN. keine Schwierigkeiten. In der Berufsschule dagegen kam es nach Anfangserfolgen wieder zu ungenügenden Leistungen.

"Das lag hier ganz besonders am Lehrer. In dem Moment, wo ich gedrängt und gedrückt werde, kann ich nicht mehr..."

Sein Onkel griff ein und half mit zusätzlichem Unterricht nach. WAN. hatte Erfolge und wurde vom Onkel bestätigt. Diese Hilfe des Onkels habe ihm innerlich besonderen Rückhalt gegeben.

Hinzu kam die Annahme der Bewerbung WANs. zur Marine. Während der Untersuchung gelang es ihm, seinen Sehfehler weitgehend verborgen zu halten. Er wurde seetauglich. Das habe ihn innerlich ebenfalls sicherer gemacht.

Im dritten Berufsschuljahr gab es bei ihm keine unterdurchschnittlichen Leistungen mehr. Er hatte Interesse an seinem Beruf gefunden, konnte selbständig arbeiten und setzte sich eifrig

ein. Er bestand nach drei Lehrjahren die Facharbeiterprüfung.

Inzwischen hatten sich die familiären Verhältnisse verschlechtert. Der Vater sowie die beiden jüngeren Geschwister WANs. wurden 1942 schwer tuberkulös. WAN. selbst unterlag einer regelmäßigen ärztlichen Kontrolle. Er selbst litt besonders unter der Angst, ebenfalls infiziert zu werden: "dann wäre ja alles aus gewesen."

1943 kehrte der Vater aus der Heilanstalt zurück. WAN. sagte, er sei froh gewesen, zum Militär zu kommen. Sein Vater sei "zu Hause unausstehlich" gewesen.

Im Arbeitsdienst wurde WAN. gleich nach seinem Eintreffen durch willkürliche Bestimmung ("..der da mit der Intelligenzbrille..") die Führung einer Arbeitsgruppe übertragen. WAN. sah sich in einer Sonderposition, fühlte sich verantwortlich und war mit der Erledigung aller ihm übertragenen Aufgaben sehr erfolgreich. Diese Situation änderte sich bei der Marine in einer Torpedoschule (1944).

"Jeder hat seinen Berufsdünkel. Die Lehrer da hatten nicht wie ich von der Picke auf gedient und ich ließ mir von ihnen nichts weismachen. Dafür mußte ich auf dem Kasernenhof büßen: ich war Opposition, wo ich nur konnte."

B. Die Lazarettssituation

Im März 1944 Granatsplitterverletzungen mit Frakturen im linken Unterarm, Strecksehnendurchtrennung am rechten Handgelenk, einen Stecksplitter an der Streckseite des linken Oberschenkels dicht oberhalb der Kniescheibe, starker Blutverlust.

Nach 7 Stunden HVP.: Verbandswechsel, Traubenzuckerinjektionen. Hohes Fieber. Abtransport über die Ostsee mittels Fähre.

Einlieferung in Reservelazarett. Op.: Erweiterung der Kniegelenkwunde, Entfernung eines im Knochen sitzenden Splitters, Eröffnung eines Senkungsabzesses, der sich nach der Innenseite des Kniegelenks entwickelte. Nach wiederholten Blutungen aus den großen Wunden am linken Vorderarm ergab eine Wundrevision Zersplitterung der Vorderarmknochen mit großem Hämatom zwischen der Muskulatur. Deshalb Amputation dicht unterhalb des Ellenbogens.

"Als ich aus der Narkose wach wurde, war auf einmal der Arm nicht mehr dran. Meine erste Bitte darauf: Zigarette! Und meine erste Frage: 'ist jetzt der Krieg für mich aus?' Ich war aber viel zu schwach, um mir was aus der Amputation zu machen."

Verlegung in Res. Lazarett Mitteldeutschlands Anfang April 1945. Bettruhe, Salbenverbände, schmerzstillende Mittel nach Bedarf, besonders zur Nacht.

"Ich hatte da nur zwei Dinge im Kopf: eine regelrechte Sucht nach Beruhigungsmitteln, um die Schmerzen los zu werden, und zweitens nach Hause Mitteilung zu machen, daß ich verwundet wäre, aber lebte, besonders, weil der Krieg zu Ende war und man deprimiert dalag, beim Russen, und niemand wußte, wie es nun weitergehen sollte."

Ein Röntgenbefund zeigte eine reaktive Periostitis oberhalb des linken Kniegelenks. Verdacht auf beginnende Osteomyelitis mit Abstoßung kleiner Sequester. Op.: Auskratzung von alten Granulationen, Drainierung, gefensterter Beingipsverband.

Beginn mit Massage und Bewegungsübungen der rechten Hand, die im ganzen erfolglos verlaufen. Im Mai/Juni 1945 gute Verheilung der Wunden. Mitte Juni Entfernung des Gipsverbandes, wegen Spitzfußstellung Volkmannschiene.

"Die konnte mich aber nicht davon abhalten, nun endlich wieder auf die Beine zu kommen. Ich habe so lang geschrien, bis ich Kleider bekommen habe."

10 Tage nach der ersten Gehübung konnte WAN. bereits ohne Stockstütze gehen. Allerdings verstärkten sich die eitrigen Sekretionen aus einer Fistel an der lateralen unteren Seite des linken Oberschenkels. - Anfang September Op.: Nachamputation des linken Armes wegen Versteifung bis oberhalb des Ellenbogens, gute Verheilung. Ende Sept. Op.: Sequestrumektomie, Auskratzen mit scharfem Löffel. Mitte Okt. reicht die Fistel oberhalb des Kniegelenks immer noch bis auf den Knochen.

Trotz offener Beinwunde marschierte WAN. mit einem anderen Körperbehinderten Ende Oktober los. Der erste Autofahrer, der angehalten wurde, wies WAN. brüsk ab.

"Ich war wie vor den Kopf geschlagen. Es war das erste mal, daß ich mit einem Zivilisten zusammengekommen war."

C. Der Orientierungsverlauf

WAN. wurde von der Mutter - der Vater war inzwischen gestorben - mit Sorgen empfangen.

"Obwohl sie wußte, daß ich amputiert war, war sie, als sie mich sah, ziemlich daneben. 'Da kann man nichts dran machen!', habe ich ihr gesagt, 'da muß man sich mit abfinden'."

Die Befürchtung der Mutter, WAN. würde durch die Körperbehinderung in berufliche Schwierigkeiten geraten, wurde jedoch bald zerstreut. WAN. erhielt in seinem früheren Betrieb gleich bei der ersten Nachfrage eine Maschinenarbeit. Der Inhaber versprach ihm eine seiner Behinderung angepaßte Arbeit, sobald sich Gelegenheit böte. WAN. selbst habe es besonders nach Wiederaufnahme einer Berufsarbeit gedrängt.

WAN. beherrschte die vom Betrieb auf Fußbedienung umgestellte Maschine sofort. Er ging davon aus, mit dieser Arbeit wie-

der Anschluß an seinen früheren Beruf finden zu können und leistete mehr als sein nicht behinderter Vorgänger. Jedoch stellte ihn die Maschinenarbeit wegen ihrer Eintönigkeit nicht zufrieden. Ebenso sah er sich bei dem durch starke Beschmutzung notwendigen Waschen auf Hilfe anderer angewiesen.

"Das war nichts für mich. Ich kam mir blöd dabei vor, mir von einem anderen die Hand waschen zu lassen. Auch zu Hause, wenn meine Mutter oder meine Schwester das taten, war mir das komisch. Ich wurde ärgerlich und alles mögliche."

WAN. wurde als Hilfsarbeiter geführt und bezahlt. Seine Leistungen an der Maschine galten bei ihm wenig; jedermann hätte Gleiches leisten können.

"Ich gehörte zu denen, die nichts weiter als auf einen Hebel treten können. Das war für mich noch weniger als ein Kinderspiel. Ich wollte irgendwas anderes machen. Ich bin ja ausgelernter Facharbeiter. Aber was sollte ich anderes anfangen? Damals sah ich noch eine Verbesserung, wenn ich die Pförtnerstelle bekäme und habe darauf gedrängt."

Bei dieser beruflichen Unzufriedenheit kam es zu mancher gereizten Reaktion WANs. Hinweise von Vorgesetzten ärgerten ihn und auf einen tadelnden Ton reagierte er sofort ungewöhnlich gereizt, z. B. warf er mit einem Schemel nach einem Techniker, der ihn ohne stichhaltigen Grund zurechtgewiesen hatte.

Nach Feierabend schloß er sich einem Kreis an, der keine Tanzgelegenheit ausließ.

"Da kam dann immer wieder das Bedrückende: die gehen alle tanzen und du kannst von deinem Stuhl nicht hoch. Alle, die ich von früher her kannte, laufen mit gesunden Knochen herum und ausgerechnet du bist jetzt hinten dran, ausgerechnet dir muß was passieren. Ich hatte Komplexe, habe mich selbst bemitleidet und beweint. Es hat lange gedauert, ehe dieser innere Schweinehund mal vernichtet und überwunden war."

Am Tisch unter seinen Vergnügungspartnern führte WAN. jedoch ein keckes Wort und wenn es galt, den Alkoholkonsum zu forcieren oder sich mit einem "Besserwisser" auseinanderzusetzen, konnten die anderen sicher mit seiner Teilnahme rechnen. Zu Hause gab es von der Mutter wegen seiner nächtlichen Ausschweifungen heftige Zurechtweisungen, manchmal sogar Stockschläge.

"Dann kam plötzlich das Gefühl: wenn die Arbeit auch klappt - sonst wird nichts mehr: keine zufriedenstellende Arbeit, kein Fußball mehr - du hast nichts mehr zu erwarten."

Mitte 1948 erhielt WAN. den seit langem angestrebten Arbeitsplatz des Pförtners. Die Enttäuschung über die Pförtnerarbeit wuchs bald von Woche zu Woche. Stundenlang betätigungslos dasitzen zu müssen habe er nicht aushalten können. Mehrere Stun-

den am Tage konnte er Kriminalromane lesen und Kreuzworträtsel lösen.

"Ich fühlte mich wie abgeschoben. Die Arbeit, die ich machte, war nicht von Belang, war so das Drittlezte, was im Betrieb getan wurde. Ich hatte mich auch noch hineingedrängt und saß jetzt da und war mir selbst lästig."

In dieser Zeit suchte WAN. angestrengt nach einem konstanten Partnerschaftsverhältnis mit einem Mädchen. Starke Unsicherheit dem anderen Geschlecht gegenüber erschwerten ihm den Kontakt.

"Man fühlte sich von den Mädchen gemieden, meinte, sie würden einem aus dem Wege gehen, wenn sie die Prothese sahen. Auch mit den Augen hatte ich Minderwertigkeitskomplexe. Wenn man dann von einer angelacht wurde, dachte man sofort, sie meinte es ernst."

WAN. spricht von einer Steigerung seiner Sexualbedürfnisse nach der Verwundung. Aus diesem und aus Gründen der Kontaktschwierigkeiten sei er in seinem ersten Intimverhältnis in Abhängigkeit geraten. Die Frau klärte ihn erst nach kurzer Zeit über das Vorhandensein eines unehelichen Kindes auf. WAN. erklärte sich bereit, das Kind nach der Heirat in seine Familie aufzunehmen. Erst später erfuhr er von einem zweiten, vierjährigen, unehelichen Kind dieser Frau. Er nahm daraufhin sein Heiratsversprechen zurück, obwohl ihm die Frau versicherte, daß dieses Kind, wie bisher auch, weiterhin bei ihren Eltern bleiben würde.

"Dann habe ich einen Fehler gemacht: ich bin wieder hingegangen. Dadurch kam dann all' das Furchtbare in Gang. Ich wollte sie heiraten, wenn ich für das älteste Kind nicht zu sorgen brauchte. Ich verdiente 250,- Mark, wollte selbst auch Kinder haben und konnte deswegen nicht direkt zwei Kinder in der Familie haben."

WAN. stellte seiner Mutter schließlich die Frau als seine Verlobte vor. Die Hochzeit sollte bald stattfinden. Die Frau verschwieg ihm das ständige Drängen ihrer Eltern, das Kind zu sich zurückzunehmen. WAN. wurde eines Morgens verhaftet. Die Frau hatte das Kind vergiftet und ihn beim ersten Verhör der Anstiftung beschuldigt. Nach sechs Wochen Untersuchungshaft wurde WAN. auf Grund eines Geständnisses der Frau freigesprochen.

"Was war das eine furchtbare Zeit. Ich hatte nichts getan und war bis zu meiner Verhaftung ahnungslos gewesen; und trotzdem steckt es einem unter der Haut. Heute noch! Meine Mutter weinte, als ich aus dem Gefängnis zurückkam. Sie hat nie an meine Schuld geglaubt. Aber viele andere glauben heute noch, ich wäre an der Sache schuld."

WAN. hielt sich von nun an von seinen bisherigen Partnern und den in ihrem Kreise üblichen Vergnügungen zurück, trat einem Sportverein bei und wurde in einer Fußballmannschaft eingesetzt.

"Ich wollte wieder Sport machen, um mich von den Frauen zurück-

zuhalten. Mein Bein war besser geworden. Aber auf die Dauer konnte ich doch nicht mehr mitmachen."

Bereits vor der Mordtat wurde WAN. wegen Konkurses seines Betriebes arbeitslos. Die Aussicht, nach dem Konkursverfahren wieder eingestellt zu werden, wurde durch seine Verhaftung vereitelt.

"Da bin ich herumgelaufen von Pontius zu Pilatus, um eine Stelle zu kriegen. Keiner wollte mich. "Was können Sie denn schon mit einer Hand noch machen?' Oder Ähnliches sagte man mir. Da fühlte ich mich sofort zurückgesetzt, als ob man nicht mehr brauchbar wäre. Daneben war dann die Sache mit der Frau. Das hatte in allen Zeitungen gestanden und jeder wußte, daß ich derjenige war, der mit ihr gegangen war. Da wußte ich oft nicht mehr weiter. Wenn dann noch die wahnsinnigen Schmerzen im Stumpf dazu kamen, habe ich oft daran gedacht, mich aufzuhängen. Zu Hause wurde ich nicht verstanden, wenn ich verkehrt war und manchmal einen anbrüllte. Woher sollten sie auch wissen, daß einem so zumut war."

WAN. erfuhr schließlich, daß seine frühere Pfortnerstelle wieder offen wäre. Er vereinbarte mit dem Betriebsinhaber einen Monatslohn von 130, - DM, bis der erwartete konjunkturelle Anstieg einträte. Ende 1950 besetzte WAN. die Stelle wieder.

"Einerseits war ich ganz froh: wenn man mal über 10 Jahre bei einem Betrieb gearbeitet hat, ist man da irgendwie zu Hause. Andererseits war da nun wieder die Arbeit, die mir nicht gefiel. Aber was sollte ich anderes machen? Um mal überhaupt aus dem Wirrwarr herauszukommen, blieb mir kein anderer Weg."

1951 lernte WAN. seine Frau kennen, 3 Monate später wurde geheiratet. Er konnte mit seiner Frau und der beinamputierten, pflegebedürftigen Schwiegermutter eine geräumige 3-Zimmer-Wohnung beziehen. Im Partnerschaftsverhältnis ist er der führende Partner. Seine Frau übt durch Umsorgung und ein wohl-abgewogenes Maß an ermahnenenden Hinweisen einen beruhigenden und sichernden Einfluß auf ihn aus. Zwischen den Partnern kommt es allerdings nicht selten zu Auseinandersetzungen, wenn WAN. sich von ihr vernachlässigt fühlt. "Dann wird er ein Dickkopf, mit dem tagelang nichts anzufangen ist", sagte Frau WAN. In solchen Fällen ist WAN. besonders durch Anspielungen der Frau auf die Verhaltensweise seiner früheren Verlobten ("Wie hat die es mit dir gemacht! Da willst du dich über mich beschweren!") reizbar.

Frau WAN. will noch so lange durch Berufsarbeit mitverdienen, bis ein Volkswagen gekauft ist.

Die Partner besuchen nur selten Tanzveranstaltungen, sehen ab und zu einen Film (vor allem Wildwest) an. Manchmal zecht

WAN. mit Arbeitskollegen. Auf zwei von WAN. angeschafften Mopeds fahren die Eheleute sonntags zu irgendeinem Ausflugsziel. WAN.:

"Was Richtiges können wir gar nicht unternehmen, weil immer einer wegen der Schwiegermutter hier sein muß. Ich kann sie ja nicht auf die Straße setzen. Wir müssen uns eben damit abfinden. Sie wird ja nicht mehr lange leben."

Beide Partner wünschen ein Kind. WAN.:

"Aber ich habe doch Angst vor eigenen Kindern, so gern ich sie hätte. Ich weiß nicht, ob ich ein Kind richtig erziehen kann, weil ich mich dauernd innerlich so aufbringen lassen. Man bildet sich ein, man könnte sich als Schwerbeschädigter Nervosität erlauben. Nach meinen Erfahrungen von zu Hause - bei meinem Vater erstarrte alles zu Eis, wenn er kam, weil man meinte, er wäre nervös - ist es für Kinder von Schanden, wenn sie einen schwerbeschädigten Vater haben."

Die Pförtnerstelle blieb für WAN., obwohl er auf sein Drängen zusätzlich mit der Telefonvermittlung beauftragt (1952) wurde, unbefriedigend. Er unterbricht im plötzlichen Überdruß oder Ärger mutwillig die hergestellte Verbindung, schimpft, wenn man sich darüber beschwert, knallt den Hörer auf und dergleichen. Zwischen WAN. und einer Anzahl von Betriebsangehörigen bestehen Spannungen.

"Manche kann ich wirklich nicht ausstehn. Besonders so ein paar Weiber oben in der Verwaltung bringen mich schon zur Weißglut, wenn ich bloß ihre Stimme am Telefon höre. Es gibt aber auch andere, mit denen ich nicht zurande komme. Warum, weiß ich überhaupt nicht. Ob das nun mit der Körperbehinderung zusammenhängt? Schon in der natürlichen Lebensweise ist man als Schwerbeschädigter zurückgesetzt. Es ist mir tatsächlich so, als wenn man früher als Gesunder doch mehr Kontakt mit den Menschen gehabt hätte. Ob man nun muffiger geworden ist, ich weiß es nicht. Man setzt sich doch oft anderen gegenüber in ein besonderes, aber falsches Licht. Man sagt: Du hast ja überhaupt noch nichts mitgemacht, du kannst ja überhaupt noch nicht Stellung zu diesen Dingen nehmen und so. Dann sind die natürlich eingeschnappt."

1953 bewarb sich WAN. vergeblich bei der örtlichen Postbehörde. Bei einem Versuch, in einem Großbetrieb unterzukommen, schlug man ihm eine Einstellung als Bote vor.

"Ich habe dem Mann im Arbeitsbüro gesagt: 'ich weiß, was Sie meinen: dem Fräulein Schmitz, die Sekretärin beim Direktor ist, die schmutzige Wäsche wegbringen, dem Herrn Prokuristen Meier die Zigaretten holen und sowas. Wissen Sie, was das ist? Das ist Fünzigpfennig-Arbeit und das ist noch zu hoch bezahlt. Ich möchte aber 1,40 und später auch 1,50 Mark in der Stunde verdienen können! Da sollte ich warten, bis was frei würde. Bis heute habe ich noch nichts gehört."

"Ich bin jetzt 15 Jahre in diesem Betrieb und dann hat man so ein bestimmtes Zugehörigkeitsgefühl. Aber ich bin unzufrieden; ich bin mit meinem Leben und meiner Verwundung noch nicht fertiggeworden. Ich weiß, daß ich einen Dickkopf habe. Aber daran liegt es ja nicht allein. Ich komme nicht weiter!"

"Ich habe dem Chef gesagt, daß die Stelle als Pförtner nicht das Richtige für mich ist. Da hieß es: lerne Schreibmaschine! Ich konnte es schließlich schon ganz nett. Schreibarbeit aber gab es doch nicht für mich. Statt dessen hieß es: lerne Stenographie! Was habe ich mir zusammengeschnörkelt., wieder umsonst. Man sah schon, daß sie mir keine andere Arbeit geben würden. Da verliert man dann die Lust daran."

Das Verhältnis zwischen WAN. und dem Betriebsinhaber ist relativ persönlich und unförmlich. WAN. wird von ihm geduzt.

"Der Chef hat an sich Verständnis, daß mir die Pförtnerarbeit nicht genug ist. Manchmal kommt er auch zu mir in die Pförtnerbude und wir quatschen eine Viertelstunde. Er wollte mal sehen, was er für mich tun könnte - das oder Ähnliches kommt dann dabei heraus, Aber es ändert sich nichts. Im Gegenteil: wenn ich mal wegen Lohnerhöhung anfrage, sagt er: 'für deine Arbeit bezahlt keiner mehr, die ist nicht wichtig, die könnten wir uns überhaupt sparen'. Das knallt mir jedesmal vor den Kopf. Aber was soll ich machen? Es ist ja wahr!"

WAN. fällt es sehr schwer, sich mit seiner tiefrangigen beruflichen Position abzufinden. Obwohl konkrete Aussichten nicht bestehen, erwartet er nach wie vor eine entsprechende berufliche Veränderung innerhalb des Betriebes.

"Ein Pförtnerberuf ist ein Alte-Oma-Beruf, für Altausgediente, aber nichts für einen Schwerbeschädigten, weil man da viel zu viel Zeit hat zum Über-sich-selbst-Grübeln. Gerade wir Schwerbeschädigten müßten einen Beruf haben, wo wir so richtig drinstehen können, wo die Arbeit einen in Anspruch nimmt, daß wir nicht erst an die Verwundung und die Folgen alle denken können. Ich bin davon überzeugt, daß es 1.000 Möglichkeiten gibt, einen Schwerbeschädigten wieder zur richtigen Arbeit einzusetzen. Bloß tut das keiner. Die Presse und der Rundfunk müßten hier tätig werden und die Allgemeinheit, die ein falsches Bild von den Schwerbeschädigten hat, darüber aufklären, daß wir auch noch einen richtigen Beruf ausüben können.

Das Deprimierende bei mir ist: wenn man den ganzen Tag in der Pförtnerbude sitzt, gehört man nicht zu den Leuten, die was zu sagen haben und die mit ihrer Arbeit auch Ansprüche stellen können. Ich muß die Schnauze halten, weil ich, nach meiner Leistung beurteilt, eigentlich noch zuviel Lohn bekomme. Wie oft hat man mir gesagt, wenn ich um Lohnerhöhung nachfragte: 'wir sind doch kein Wohlfahrtsinstitut'. Lass' sie reden, sage ich mir dann immer wieder, tu das, was du sollst, und alles kann dir den Buckel herunterrutschen. Aber es geht mir nach bis in meine Träume: im Traum schlage ich entweder alles zusammen

oder ich bekomme ein fürchterliches Alpdrücken. Ich wünschte, ich könnte einmal sagen, mit dem und dem und dem kann ich jetzt zufrieden sein.

D. Nacherhebung 1956

Anfang 1956 wurde WAN. neben seiner Pförtnerarbeit als Vertretung eines Erkrankten zu Arbeiten für die sogenannte Arbeitsvorbereitung des Betriebes herangezogen. Er arbeitete sich mit einiger Mühe gut ein, mußte allerdings befürchten, die Stelle nach bald bevorstehender Genesung seines Vorgängers wieder zu verlieren.

Im März verordnete ihm der Arzt vier Wochen Bettruhe wegen akuter Erkrankung an einem Magengeschwür.

"Ich habe mich im Betrieb zu viel geärgert. Die Pförtnerarbeit gefällt mir in keiner Weise und ich kann mir eben nicht wie andere Leute einen Ausgleich schaffen. Auch, daß ich mir nun das Auto gekauft habe, war falsch. Das ändert die Dinge ja nicht und ist eigentlich doch nur ein Drang, unbedingt was Übermäßiges zu schaffen. Im Grunde aber hat sich nichts geändert. Denn die Arbeitsvorbereitung kann ich ja doch nur noch kurze Zeit machen. Aber ich müßte sowas haben. Ich will nicht etwas über meine Fähigkeiten Hinausgehendes tun und nicht behaupten, daß ich intelligent bin. Aber mit der Pförtnerarbeit kann ich mich nicht zufrieden geben."

Nacherhebung 1958

WAN. kündigte, als ihm ein Diebstahl im Betrieb vorgeworfen wurde. Er erwartete eine günstigere Anstellung mit Aufstiegsmöglichkeiten als Bote in einem kleineren Betrieb. Sein bisheriger Arbeitgeber versuchte vergeblich, WAN. von seinem Vorhaben, den Betrieb zu wechseln, abzubringen, als sich der vermeintliche Diebstahl als ein Irrtum herausstellte.

Wider sein Erwarten stand WAN. auf seinem neuen Arbeitsplatz verschlechterten Bedingungen gegenüber. Seine Magenkrankheit verschlimmerte sich. Mehrmals wurde stationäre Behandlung erforderlich.

Das eheliche Partnerschaftsverhältnis geriet in eine Krisis; nachdem WAN. tötlich geworden ist, hat seine Frau die Scheidung eingereicht. WAN. schiebt die Schuld für das Ausbleiben von Kindern seiner Frau zu.

In diesem Abschnitt der Untersuchung zeigte sich insgesamt gesehen, daß die in der Folge körperlichen Geschädigtseins auftretende existentielle Notlage den Körperbehinderten dazu bringt,

zunächst eine behauptende Haltung dem Dasein gegenüber einzunehmen. Auf diese Weise gelingt es ihm, sich das Dasein erneut zu ermöglichen. Als Weisen der Daseinsbehauptung wurden die verschiedenen Formen ausweichender, sich anpassender und aggressiver Handlungen dargestellt.

Im Verlauf der Interpretation der Fallstudien war bereits mehrfach, je nach Erschwerung oder Erleichterung der inneren Gefährdung des Einzelfalles, von Wandlungen in den Techniken zur Daseinsbehauptung die Rede. Dieser Fragenkreis soll im folgenden Abschnitt an zwei Beispielen noch eingehender erörtert werden.

2. Wandlungen in der Ermöglichung des Daseins bei Körperbehinderten

Bei der charakterologischen Begutachtung ist der Praktiker darauf angewiesen, Urteile über die Eigenschaften eines Menschen weitgehend mit dessen Lebenssituation, d.h. mit der äußeren situativen Konstellation, in deren Bereich sich diese Eigenschaften aktualisieren, in Zusammenhang zu bringen. Die Charakterologie weist denn auch vielfach immer wieder auf die enge Verbindung zwischen binnenseelischen und äußeren Gegebenheiten hin, durch die der Charakter erst zu einer Realität werde. Dennoch verfährt sie, um Charakter zu interpretieren, in erster Linie nach der additionalen Methode, d.h., sie stellt ohne Rücksicht auf die spezifische Situation und die Plastizität und Orientierbarkeit der Persönlichkeit Charakter dar als das Zusammenspiel einer - wenn auch immer strukturierten - Häufung von Anlagen, Merkmalen, Eigenschaften, Zügen usw. Dies geschieht auf eine Weise, als lasse sich das Wesen Mensch ganz und gar gleichsam wie ein Zellenorganismus auf einem Präparierglas unter das Mikroskop bringen, um dort durch Schlüsse aus Reaktionen auf bestimmte Umwelteinwirkungen die Zusammenstellung einer basalen Charakteranlage zu ermöglichen.

Eine dynamische Interpretation der Persönlichkeit kann sich freilich mit einer derartigen Betrachtungsweise nicht begnügen. Sie fragt vielmehr nach dem Sinn des aus der inneren Lage resultierenden und auf die konkrete Gesamtsituation bezogenen Verhaltens, sie will, über den Bestand einer bestimmten charakterlichen Veranlagung hinaus, den Sinngehalt des Agierens und Reagierens als bestimmte Weisen zur Ermöglichung eigenen Daseins erschließen.

Im Rahmen der Rehabilitationsarbeit ist eine Charakterisie-

rung durch eine Reihe von Persönlichkeitsmerkmalen, wie sie GROETHENHERDT⁸ mit 228 Körperbehinderten vornimmt, wenig nutzbar zu machen. Ein Merkmal der "Solidität", der "Verlässlichkeit", ein "stiller", "verträglicher", "ein- und unterordnungswilliger" Charakter, "Ehrgeiz", "Fleiß" und "Strebsamkeit" sagen nichts aus über die existentielle Lage, in der die Betroffenen sich befinden und die den Weisen des Reagierens und Agierens zur Ermöglichung des Daseins den Sinn gibt. Ein verlässlicher oder auch einordnungswilliger, erst recht ein ehrgeiziger Charakter, Merkmale, die nach GROETHENHERDT zur Gruppe mit "normalem Persönlichkeitsbild" gehören, kann infolge einer situativ gegebenen inneren Notlage ebenso das Ausweichen vor dem Konfliktstoff oder die Aggression in den Dienst der Daseinsbehauptung stellen wie ein mit dem Gefühl des Benachteiligtseins und der Minderwertigkeit belasteter, unausgeformter, unfertiger oder unausgeglichener Charakter, zumal letzterer gar keine Alternative zum Ersten darstellt und die situative Bedingtheit der Merkmale "unfertig", "unausgeformt" usw. schon aus der Wortwahl hervorgeht.

Es kommt darauf an, die durch die situative Konstellation bedingte innere Lage in den Mittelpunkt der Betrachtung zu stellen. Auf diese Weise wird erst ersichtlich, daß im Sinne der Ermöglichung inneren Daseins der ehrgeizige MUK. vor der gegebenen Lage ausweicht, der ehrgeizige REH. sich in aggressiver Form durchzusetzen trachtet, der selbstbewußte IRL. sich durch Leistungen innerlich zu behaupten sucht.

In den vorhergehenden Abschnitten wurde bereits häufig darauf hingewiesen, daß die einzelnen Handlungssysteme, die nach Eintritt einer Körperbehinderung der weiteren Behauptung im Dasein dienen, Wandlungen unterliegen, und zwar nach Maßgabe einer Vergrößerung oder Verminderung der inneren Notlage des Betroffenen. Diese Veränderungen in der Haltung dem Dasein gegenüber sind nicht zu verstehen, wenn die Persönlichkeit a priori auf einige charakterliche Merkmale fixiert wird. Vielmehr ist es vonnöten, die Gründe für den veränderten Charakter des Agierens und Reagierens eben entweder in den das innere Dasein stärker gefährdenden Faktoren oder in den neuen Möglichkeiten zu suchen, die nach Absicherung vor einer existentiellen Notlage zum Daseinsvollzug aufgegriffen werden. Dies soll im folgenden an zwei Fallbeispielen konkret demonstriert werden.

Eine Wandlung der Daseinsermöglichung von der Behauptung zum Genuß durch querulatorische Opposition tritt bei BRO. auf. Die Ausgangssituation vor Eintritt der Körperbehinderung zeigt hier bereits eine genießende Haltung durch rücksichtslose Durch-

8) H. Thomae: Persönlichkeit, S.143

setzung, wenn BRO. z. B. im Zusammenhang mit seinem beruflichen Aufstieg von seiner Kampagne gegen einen seiner Vorgesetzten berichtet. Durch die körperliche Beeinträchtigung und die Gesamtlage nach Kriegsschluß wird BOR. dagegen zu einer äußerst vorsichtigen Anpassung veranlaßt, die nicht nur am Rande von einer Einschaltung körperlicher Hilfsmittel durchsetzt ist. Sofort nach seiner Entlassung als technischer Angestellter Anfang 1947 reagiert BOR. jedoch, in eine stärkere innere Gefährdung geratend, aggressiv auf die Maßnahmen der Versorgungsbehörden, und zwar in Form äußerster Anstrengungen, den inneren Wertverlust durch die Anerkennung einer möglichst hohen Wehrdienstbeschädigung auszugleichen. Bereits aus der Wiedergabe dieser Vorgänge durch BOR. ist zu entnehmen, daß sich seine Haltung dem Dasein gegenüber verändert hat. In der Folgezeit sichert er sich nämlich durch eine Tätigkeit als Sozialberater vor einer existentiellen Notlage ab; erneut ermöglicht er sich das Dasein durch das Genießen einer querulatorischen Opposition, die bis heute andauert, wenn er z. B. aus geringfügigen Anlässen mit seinem Vermieter prozessiert.

Fallstudie BOR.

Geboren: 1906

früherer Beruf: Kaufmann, Buchhalter, Angestellter am Arbeitsamt, Leiter der Nebenstelle eines Arbeitsamts.

Zwischenberufe (nach Kb.): Landarbeiter, Lagerist, Laborgehilfe, Bürokraft (Halbtagsarbeit).

heutiger Beruf: Angestellter einer Krankenkasse.

M. d. E.: 60 %

Ursache: Lungenemphysem, spastische Bronchitiden, chronische Bronchitis.

Auswirkung: Geringe körperliche Anstrengung hat Atemnot zur Folge. Auch witterungsbedingte Atembeschwerden, vor allem nachts. Die Dislokation des 5. Lendenwirbels verursacht Gehbeschwerden, plötzliche Funktionsuntüchtigkeit, vor allem im linken Bein.

Vorgang der Erhebung: Ich besuchte BOR. Anfang 1954 in seiner Wohnung und gewann ihn zur Mitarbeit.

Er nahm die Erhebung sehr wichtig, bot sie ihm doch Gelegenheit, sich über die ihm in seinem Leben zugefügten Schädigungen zu erklären. Durchweg stellte er sich heraus als einen der wenigen, die "den ganzen Betrug" erkennen und sich gegen Lüge, Intrige und Verstellung - oft vergeblich, weil die Gegeninstanzen zu mächtig seien - zur Wehr setzen.

Nacherhebungen konnten 1955 und 1957 erfolgen. BOR. hatte sich in seinem Verhalten nicht geändert. Er schien ganz im Gegenteil in seiner Anklage gegen behördliche Instanzen, Vermieter, Untermieter und dergleichen mehr, noch nachhaltiger, durchdringender und sicherer geworden zu sein. Wie bei meinen ersten Besuchen brachte er Akten heran und gab nicht eher nach, bis ich die von ihm bezeichneten Abschnitte einer Prozeßakte oder eines Gutachtens gelesen hatte.

"Ich will auch, daß alles, was ich hier sage belegt wird, damit klargestellt ist, daß ich hier nicht irgendwas erzähle und Lügen vorbringe. Das beruht ja auf Gegenseitigkeit; ich berichte, wie es ist, und in der Akte kann jederzeit festgestellt werden, daß das auch stimmt, was ich sage."

A. Elternhaus und Verlauf der Jugend

Der Vater, Former in einem eisenverarbeitenden Mittelbetrieb, wie auch die Mutter nützten jede Möglichkeit, ihre Kinder einer guten Schul- und Berufsausbildung zuzuführen. Die anderen Kinder wurden wegen ihrer schlechten Leistungen in der Volksschule belassen.

"Meine Eltern waren streng: wir mußte etwas lernen. Besonders mein Vater legte Wert darauf, daß wir alle etwas lernten. Das ging über alles! Das Essen war oft deswegen knapp bei uns. Und auch sonst konnten wir uns keine Sprünge leisten. Das wurde besonders schlimm nach den Unfall meines Vaters. Dadurch wurden alle meine Pläne zerstört. Ich wäre doch niemals Kaufmann geworden, wenn mich die Umstände nicht dazu gezwungen hätten."

BOR., der Jüngste und Begabteste der sechs Kinder, erhielt nach 6 Volksschuljahren ein Staatsstipendium, um die Mittelschule zu besuchen.

1923 wurde der Vater durch einen Betriebsunfall arbeitsunfähig. Die Invalidenrente reichte kaum für den Lebensunterhalt der Eltern. BOR. mußte seinen Plan, eine Maschinenbauschule zu besuchen, um Ingenieur zu werden, aufgeben. Sofort nach der Mittelschulabschlußprüfung begann er mit einer kaufmännischen Lehre. Es sei ihm "damals sehr schlecht gegangen". Er habe sich "in der Lehrzeit und darüber hinaus schwer durchbeißen müssen", obwohl er bis 1926, als die Lehrzeit abschloß, zu Hause wohnen konnte.

"Obwohl ich die besten Zeugnisse hatte, mußte ich mir schwer die Hacken ablaufen, um überhaupt eine Stelle zu finden."

Während der dreijährigen Lehrzeit in einer Glasgroßhandlung einer schlesischen Großstadt nahm er Verbindung zu einer in Norddeutschland gelegenen Glasfabrik auf. Er habe gehofft, bei

dieser Firma "einen Draht zum Weiterkommen" zu finden und vollontierte fünf Monate in der kaufm. Abteilung dieser Glasfabrik bis seine Ersparnisse völlig erschöpft waren.

Ende 1926 war er wegen finanzieller Schwierigkeiten gezwungen, eine Stelle als Lagerist und Expedient in einer mitteldeutschen Stadt anzunehmen. Mitte 1927 wurde er als Buchhalter bei einer Installationsfirma (Mittelbetrieb mit 40 Beschäftigten) angestellt, 1931 wegen Arbeitsmangels entlassen.

"Da wurde es zuerst am allerschlimmsten. Bei der Firma zuletzt war es mir ganz gut gegangen. Aber jetzt wurde ich auf zwei Jahre erwerbslos. Das war zuerst ein harter Kampf, um was zum Leben zu kriegen, weil ich keinen Menschen hatte, der mir helfen konnte. Meine Eltern wohnten in einer anderen Stadt und ihnen ging es selbst so, daß sie mir nicht helfen konnten. Ich habe dann gesehen und gehört, wo ich was verdienen konnte und wußte bald, daß es bei dem im Geschäft so stand und bei dem so, kannte auch die Ursachen. Da bin ich hin und habe mich als Buchhalter vorgeschlagen."

Einige Geschäfte übertrugen ihm die Buchführung. 1933 habe er sich wegen Verbesserung der Auftragslage "als Helfer in Steuersachen selbständig gemacht", jedoch bald einen geschäftlichen Rückgang verzeichnen müssen. Um einen geregelten Arbeitstag und ein geregeltes Einkommen zu erhalten, habe er beim Arbeitsamt um Vermittlung in "eine Bürostelle" nachgesucht.

Ende 1934 wurde er ein Jahr zur Probe, jedoch bereits als Angestellter am Arbeitsamt eingestellt. Anfangsgehalt 134, -- Mark monatlich. BOR. setzte alles daran, sich zu bewähren. Nach dem Probejahr wurden ihm in Verbindung mit höherer gehaltlicher Einstufung wichtigere Aufgaben zugeteilt.

"Ich habe mich hochgearbeitet, bis es so weit war, daß ich die Nebenstelle bekam. Ich habe mir nichts bieten lassen und ging ran, wo etwas faul im Laden war. Dem Dr. X. . . , dem stellvertretenden Leiter, habe ich den Hals gebrochen, weil er mit den Jugendlichen, die angeblich Sabotage betrieben, sadistische Auspeitschungen betrieb. Ich kam dahinter, als er das mit meinem Neffen auch gemacht hatte. So manches, was nicht in Ordnung war, habe ich beseitigt. Der Vorsteher war Blutordensträger! Das hielt mich aber nicht davon ab, ihm die Sachen vorzutragen, wenn Unrecht begangen wurde."

1940 wurde BOR. Rechnungsstellenleiter, 1942 Leiter einer Nebenstelle des Arbeitsamts.

Von 1941 - 1943 habe er mit Unterstützung seines Amtes fünf Semester an einer Verwaltungsakademie gehört mit der Absicht, die nach dem sechsten Semester fällige Inspektorenprüfung abzugeben.

"Ich hätte dann die besten Aussichten gehabt. Wären nicht Krieg und Zusammenbruch dazwischen gekommen, wäre ich heute noch im guten

Beruf. Schon wenn ich 1946 wieder hätte in die Ostzone gehen können, hätte ich da, so allmählich wenigstens, wieder normal anfangen können. Aber da drüben warten sie auf mich! Der, dem ich damals den Hals gebrochen habe wegen den Sachen mit den Jugendlichen, wartet nur darauf, daß er mich zu packen kriegt."

1937 heiratete BOR. eine kräftige Frau, die ihn um Kopf-länge an Größe überragt. Das Verhältnis zwischen den Ehegatten stand von Anfang an unter dem Einfluß BORs. Er dirigierte das familiäre Tagesgeschehen, soweit dergleichen nicht die Haushaltsführung betraf, die einzig und allein der Ehefrau oblag. Vor allem widmete er sich in seiner Freizeit dem Fotografieren, Entwickeln, Vergrößern der Fotos etc. und sonntags spazierte oder fuhr die Familie zu den von ihm ausgewählten Ausflugszielen, die Gelegenheiten zum Fotografieren boten. Die Kosten für einen derartigen Aufwand bestritt er von Einnahmen aus Nebenarbeiten: mehrmals pro Woche arbeitete er nach Feierabend an der Buchführung für einige Geschäftsleute, die selbst keine entsprechenden Kenntnisse besaßen.

1939 kam eine Tochter zur Welt, 1943 ein Sohn, der 1944 bei einem Bombenangriff getötet wurde.

Anfang 1944 wurde BOR. zum Militärdienst einberufen.

"Ich wußte das schon vorher. Ich hatte den Psychologen im Amt, der die Fähigkeit der Kinder danach beurteilte, ob sie fehlerfrei Heil Hitler schreiben konnten, gefragt, ob man seine Fähigkeiten als Arbeitsamtspsychologe auch danach beurteilt hätte. Ich kam damals nach Hause und sagte zu meiner Frau: paß auf, in ein paar Tagen bin ich beim Militär. Und so kam es auch genau."

B. Lazarett-situation

Anfang 1945 wurde BOR. bei einem Bombenangriff verschüttet und mit ungeklärten inneren Verletzungen in ein Lazarett eingeliefert.

"Ich hatte furchtbare Schmerzen, besonders in der Wirbelsäule, aber auch sonst im ganzen Körper. Die ließen wohl nach, aber erst nach Wochen und niemals so, daß ich richtig schmerzfrei war. Ich konnte meine Beine nicht mehr richtig beherrschen."

Im Lazarett geriet BOR. in kanadische Gefangenschaft, wurde in ein Gefangenenerlager eingewiesen, hier bereits nach wenigen Tagen wegen Atemnot und Gehbeschwerden im Lagerrevier aufgenommen.

"Ich wußte nie richtig, was mit mir war. Ich fühlte mich krank, konnte nicht mehr; nicht richtig gehen und ich kriegte schlecht Luft."

Mitte 1945 Abtransport des gesamten Gefangenenerlagers nach Belgien. BOR. wurde hier in ein britisches Lazarett aufgenommen.

men. Diagnose unbekannt. Er war nicht mehr gehfähig, zeitweise bewußtlos.

Nach Wiederherstellung Anfang 1946 Rücktransport nach Mitteldeutschland, Einlieferung in ein Entlassungslazarett.

"Da kam ich denn vor den Arzt und ich wollte nun endlich wissen, was mit mir los war. Der war aber ein Mann, der sich dauernd um die Dinge herumdrückte und nichts sagte. Der war vom Fach und wußte: was du hier sagst, wird später als Rente geltend gemacht. Die haben untersucht und untersucht, alles mit mir gemacht, aber ich wurde nichts gewahr, außer dem Einzigen: er sagte mir, die Sache wäre nicht so einfach; aber ich könnte sofort wieder mit Arbeit anfangen. Warum haben die mir meine Krankenpapiere nicht gegeben, die die andern bei der Entlassung alle kriegten? Ich wog nur noch 78 Pfund! Sie wollten mit den Dingen hinter dem Berge halten! Damals fing bei mir der Schwindel schon an! Je mehr sie einen aufklärten, umso größer würde der Rentenbetrag werden, der später an mich auszuzahlen war. Danach handelten sie damals schon! Ich sehe ja heute, wie in dieser Hinsicht von den Ärzten gearbeitet wird. Sie wollten mich dumm halten, darum ging's."

C. Orientierungsverlauf

BOR. wurde 1946 als Arbeitsfähiger entlassen. Lazarett und Behörde unterstützten ihn bei seiner Suche nach einem Aufenthaltsort, der ihm Möglichkeiten bot, wieder zu Kräften zu kommen: leichte Arbeit, Erholungspausen, gute Verpflegung. Die Verbindung mit seiner Familie nahm er mit Absicht nicht sogleich wieder auf. Er befürchtete, ausgehend von Vorkommnissen während seiner Tätigkeit am Arbeitsamt, Vergeltungsmaßnahmen in seinem Heimatort. Erst nach Monaten, als er sich durch andere Beispiele von der Gefährlosigkeit einer Verbindung mit Angehörigen in der Ostzone überzeugt hatte, nahm er den Briefwechsel mit seiner Frau auf, die, infolge eines Bombenangriffs mittellos geworden, bei Verwandten Unterkunft gefunden hatte.

BOR. erhielt einen Arbeitsplatz in einem Kloster. Bei freier Station und einem Taschengeld von 25, --Mark wöchentlich hatte er Kunstdünger zu zerstampfen. Er habe diese Arbeit ungern ausgeführt. Sie sei zu anstrengend gewesen. Nachdem er krank geworden, habe man ihn entlassen, damit man ihn zur Räumung der von ihm bewohnten Wohnung habe veranlassen können.

In der Absicht, sobald als möglich wieder mit seiner Familie zusammenzukommen, bemühte sich BOR. sehr, "ins Erwerbsleben zurückzukommen".

Mit einer Bewerbung auf eine Zeitungsanzeige als Lagerist in einer Düngemittelgroßhandlung hatte er Erfolg. Er wurde sofort

eingestellt, erhielt die Dienstwohnung, konnte seine Familie zu sich nehmen.

"Die Arbeit war manchmal sehr schwer für mich, weil ich ab und zu körperlich zupacken mußte. Mein Gesundheitszustand blieb damals zuerst immer noch gleich, meistens war's schlecht. Immer hatte ich was. Sofort, wenn ich körperlich zufassen mußte, war es hinterher schlimmer. Das konnte nicht so bleiben, deswegen drängte ich bei dem Besitzer, er sollte mir die Buchführung übergeben."

Bei Buchführungsarbeiten habe er den bevorstehenden Konkurs des Geschäfts festgestellt. Bei einer günstigen Gelegenheit, zur Industrie zu wechseln, habe er aus diesem Grunde gekündigt.

Im Januar 1947 begann er als technischer Angestellter im Labor einer Kalkmühle: unter Aufsicht eines Chemikers hatte er bei der Gewinnung von gelöschtem Feinkalk aus Muschelkalk Stichproben zu machen. Er verdiente 200,- Mark monatlich, konnte damit die Lebenshaltungskosten für seine Familie kaum bestreiten.

"Nach 11 Monaten war ich am Ende: ich mußte wegen meiner Lunge aufhören. Vor Schmerzen wußte ich mich nirgends zu lassen. Ich wog noch 84 Pfund."

Nach zweimonatiger Krankheit wurde BOR. aus dem Betrieb entlassen.

"Jedenfalls: ich kam damals zurück ins Berufsleben und kriegte einen Tritt ins Kreuz! Weg mit dir! Wir sind eben Kriegskrüppel und eben im Wege."

"Ich ging zum Arzt. Der sagte mir, daß die Untersuchungen vom Entlassungslazarett wichtig für die Diagnose wären. Der sagte sofort: da stimmt etwas nicht! Als er dann die Unterlagen bekam, hörte ich zum ersten Mal von einem Lungenemphysem. Der Arzt sagte mir damals schon, daß das eine schwerwiegende Sache wäre und daß ich nicht mehr davonkäme. Da habe ich Verschlimmerung beantragt."

1946 hatte die Versorgungsbehörde eine 30 %-ige M. d. E. infolge Wehrdienstbeschädigung anerkannt. BORs. Berufung gegen die Entscheidung brachte keine Veränderung. Auf seinen Verschlimmerungsantrag folgte Ende 1948 eine Erhöhung der anerkannten M. d. E. auf 40 %.

"Es blieb mir nichts anderes übrig als Wohlfahrtsunterstützung zu beziehen, bis ich mit meinem Verschlimmerungsantrag durch war. Aber jetzt machten sie einen Dreh, daß der ganze Schwindel offen zutage trat."

Gleichzeitig mit der Erhöhung der M. d. E. auf 40 % wurde BOR. die erste Rente von 120,- DM aus der Angestelltenversicherung ausbezahlt mit dem Bescheid, daß, da die Behinderung auf ein und dieselbe Ursache zurückzuführen sei, nach den gesetzlichen Vorschriften von nun an die Kb. -Rente fortfalle.

"Da habe ich geklagt! Was ist Recht und was ist Wahrheit! Nun wollte ich es aber wissen."

Ein Berufungsverfahren entschied: die Schädigungen an der Wirbelsäule sind anlagebedingt, die übrigen Behinderungen durch Wehrdienstbeschädigung verursacht; danach mußte die Hälfte der Kb.- Rente an BOR. ausbezahlt werden.

BOR. legte noch zweimal Berufung gegen die amtliche Bemessung seiner M. d. E. ein und fand sich Anfang 1950 vorerst mit der Anerkennung von 60 % M. d. E. ab.

"Aus finanziellen Gründen mußte ich damals annehmen und auf die Anerkennung meines Wirbelsäulenschadens verzichten. Den Kampf nehme ich aber wieder auf! Früher war ich 1,66 m groß, heute bin ich 1,59 m; wo sind die 7 cm geblieben?"

Ehrenamtlich setzte sich BOR. während seiner zweijährigen Arbeitslosigkeit als Sozialberater für einen lokalen Flüchtlingsverband ein und studierte eingehend die Sozialgesetze. Bei dieser Tätigkeit eignete er sich Kenntnisse über Voraussetzungen, Durchführung und Verlauf von Verfahren an, die das Sozialrecht betrafen.

Seine körperliche Lage verschlimmerte sich in dieser Zeit mehr und mehr. Das Lungenemphysem verursachte stark hinderliche Kreislaufstörungen und eine Schilddrüsenpressung. Häufig sei er infolge des Wirbelsäulenschadens völlig bewegungsunfähig gewesen. Der Arzt riet dringend zu einem Wohnungswechsel: BOR. dürfe sich, um den bestehenden Gesundheitszustand einigermaßen zu verbessern, nur noch in möglichst reiner Luft bei günstigen klimatischen Bedingungen aufhalten.

Das Arbeitsamt schlug ihm Mitte 1950 die Übernahme einer Arbeitsamtsnebenstelle an der Nordseeküste vor. "Die Ärzte" hätten ihm angesichts der mit dieser beruflichen Veränderung verbundenen Luftveränderung sehr zugeraten. Sie hätten ihn aber vor einem Verzicht auf seine Rente gewarnt, der bei Übernahme der Arbeitsamtsstelle von ihm gefordert worden wäre und hätten ihm "dringend" nahegelegt, nur halbtags zu arbeiten. Deswegen habe er auf das Angebot des Arbeitsamts verzichtet.

Geleitet von dem Gedanken, einen Wohnort mit klimatisch günstigen Bedingungen zu finden, ging BOR. 1950 auf einen in der Zeitung inserierten Wohnungstausch ein. Am neuen Wohnort suchte er sogleich beim Arbeitsamt um Vermittlung in Halbtagsbeschäftigung nach.

"Es war aber nichts zu machen. Ganztätig konnte ich nicht arbeiten und diejenigen, die jemand zur Halbtagsbeschäftigung einstellen wollten, suchten sich ihre Leute nicht über's Arbeitsamt. Ich war wieder lange arbeitslos. Meine Frau mußte mir helfen, die Familie zu ernähren."

Bis Mitte 1951 arbeitete Frau BOR. als Putzhilfe bei den Besatzungsgruppen. Dann wurde BOR. für seine seit Anfang 1951 ausgeführte ehrenamtliche Halbtagsarbeit in der Geschäftsstelle eines Gewerkschaftsverbandes eine Aufwandsentschädigung zugebilligt, die ihm den für die familiären Ansprüche fehlenden Betrag zu seinen Rentenbezügen hinzufügte.

BOR. arbeitete mit einem älteren Funktionär zusammen. Die Arbeitsweise wurde ihm schnell vertraut. Vor allem interessiert es ihn, in den von verschiedenen Seiten aufgestellten Gutachten über einen speziellen Fall Widersprüche zu entdecken.

"Ich habe an mir selbst erfahren müssen, wie die Menschen vom Staat in ihren Rechten betrogen werden. Weil ich weiß, wie sehr da geschoben wird, arbeite ich bei der Gewerkschaft, um den Leuten zu helfen, die sich sonst all diese Dinge gefallen lassen müssen. Und jetzt sehe ich den Schwindel von hinten!"

Nach einem Jahr übernahm er selbständig die Abwicklung von Berufungsverfahren etc..

"Ich weiß ganz genau, ob ich den Prozeß verliere oder gewinne. Aber ich gewinne jedenfalls mehr als mein Kollege, um den es bei der Gewerkschaft schlecht steht, auch deswegen, weil er säuft wie ein Loch. Er steht kurz vor der Kündigung. Ich würde die Sache weitermachen, wenn ich es kräftemäßig schaffen könnte. Aber ob ich wieder ganztätig arbeiten kann, ob ich das aushalte, weiß ich nicht."

Zu Hause oder im Gespräch mit Bekannten im Gasthaus kann BOR. selten einen anderen Gesprächsstoff finden, als den über seine die Sozialgesetzgebung betreffenden Fälle. Intensiv beteiligt er sich nur dann an der Unterhaltung im Bekanntenkreis, wenn er von den Widersprüchen, "wie sie deutlich aus der Akte hervorgehen...", oder von seiner eigenen Behinderung berichten kann. Dies geschieht mit einer Wichtigkeit, als handele es sich um kriminelle Sensationen, deren Hintergründe er voll und ganz durchschaut hat. Andere hören ihm durchweg gelangweilt zu. Die breite, geschraubte, Kunstpausen benutzende Art seiner Schilderung, der aggressive Ton, zwingt den wohlwollenden Zuhörer geradezu, wenigstens zum Schein aufmerksam zu sein. Frau BOR. dagegen lehnt jeden Unterhaltungsstoff aus dem Tätigkeitsfeld ihres Mannes ab. Sie ist an derartigen Vorfällen, die ihr Mann mitteilen will, nicht interessiert. Sie sagt:

"Ich weiß, daß mer immer wieder Ärger hat und daß mer auf der Hut sein muß, daß sie einem nich auf dem Kopf rum tanzen. Aber was soll ich mir das immer wieder anhören und mir die Ohren vollhängen damit? Ich hab zu Hause genug Last."

1953 nahmen die Ehepartner ein Waisenkind auf und adoptierten es.

"Unser zweites Kind ist in den Bomben umgekommen. Meine Frau mußte wieder ein Kind haben. Und ich wollte auch wieder einen Sohn haben. Ich selbst bin immun aus dem Krieg zurückgekommen, ich kann keine Kinder mehr zeugen. Deswegen haben wir uns den Jungen geholt."

Die 15-jährige Tochter arbeitet seit ihrer Schulentlassung als Näherin in einem Textilbetrieb.

"Sie soll Geld verdienen, damit wir hier zu Hause über die Runden kommen."

BOR. verbringt die Feierabende zumeist kurzfristig in einem Gasthaus, dann zu Hause mit Abhören von Rundfunksendungen, mit Illustriertenlektüre und recht häufig mit Konsum alkoholischer Getränke. Ähnlich verlaufen für ihn die Sonntage. Mutter und Kinder gehen ohne ihn spazieren.

"Einmal bin ich unterwegs hängengeblieben und konnte keinen Schritt mehr gehen. Seitdem bleibe ich zu Hause und bin auch froh, daß ich meine Ruhe habe."

Sein früheres Hobby, zu fotografieren und zu filmen, hat BOR. aufgegeben. Hin und wieder werden im Familienkreis die 20 großformatigen Fotoalben betrachtet.

D. Nacherhebung Ende 1955

Der ältere Arbeitskollege BORS. wurde 1954 entlassen. Die sich anschließende Regelung verlief nicht ganz nach BORS. Wünschen; als Ressortsachbearbeiter wurde er einem anderen Gewerkschaftsfunktionär untergeordnet. Die gänzliche Auflösung der lokalen Geschäftsstelle dieses Gewerkschaftsverbandes steht bevor. Die Mitglieder sollen von der nächstgrößeren Stadt aus betreut werden. BOR. steht kurz vor seiner Entlassung.

"Es ist alles Schieberei. Dadurch, daß ich dem anderen mit seiner Volksschulbildung im Denken überlegen war, hat er dafür gesorgt, daß ich ihm nicht über den Kopf wuchs: die Stelle wäre nicht rationell, dafür hat er plädiert. Jetzt stehe ich da! Rücksichtslos! Ich fänd' schon eine Stelle. Aber keine für Halbtagsarbeit. Ganztagsarbeit schaffe ich nicht mehr. Was jetzt wird, ist noch völlig im Dunkel."

Seit 1954 klagt BOR. bei einem zufälligen Zusammentreffen immer wieder über seinen ständig sich verschlechternden Gesundheitszustand. Er spricht von den äußerst ungünstigen Prognosen, die der Arzt ihm stelle. Die verordneten Medikamente trägt er ständig in der Tasche, zeigt sie jedem, wenn sich die Gelegenheit ergibt: Schachteln mit Ampullen und wenigstens 3 Röhrchen mit Tabletten.

E. Nacherhebung Mitte 1957

Durch Vermittlung des Arbeitsamtes wurde BOR. Anfang 1956 von einer Krankenkasse angestellt. Er arbeitete sich schnell in seinen neuen Aufgabenkreis ein: Innenrevision, Hollerithmaschine, Bearbeitung der Lochkarten.

"Zuerst hatte ich im Vierteljahr noch 100 Fehler bei 7 1/2 Tausend Karten. Jetzt nur noch 16 im Durchschnitt. Mein Vorgänger hatte über 10 % Fehler. Deswegen mußte er auch gehen. Ich habe meine Sache schon in Ordnung. Aber es strengt mich zu viel an."

Zwischen ihm und seinen Mitarbeitern bestehe ein gutes Verhältnis.

"Wir haben unsere Ecke und sind da zu dreien, die dicht zusammenhalten. Wenn wir keine Lust mehr haben, legen wir um und holen uns eine Flasche. Nicht, wenn viel Arbeit da ist, wie an Stichtagen. Da steht unsere Sache. Und ist der eine fertig, macht er noch ein Stück vom anderen mit. Aber sonst machen wir uns schon mal an die Flasche. Da erfährt kein anderer was von. Das bleibt unter uns. In der Ecke auf der anderen Seite wäre das nicht möglich. In einer Stunde wüßte der Chef schon davon, weil einer gepetzt hätte."

Körperlich werde er durch das Sitzen bei der Arbeit außerordentlich angestrengt.

"Ich kann nicht sitzen. Ich habe mir schon eine besondere Polsterung an meinen Stuhl auf eigene Kosten anbringen lassen. Es hilft aber nichts. Ich halte es oft vor Schmerzen nicht aus. Dann gehe ich nach Hause und betäube mich mit Alkohol."

Die Rentenaufbesserung gibt ihm die Möglichkeit, die Berufsarbeit aufzugeben.

"Ich kann nicht mehr. Anfang 1958 höre ich auf. Es ist bloß fraglich, ob die an der Krankenkasse kein Theater machen, weil sie mich nicht gehen lassen. Aber ich muß am 1. Januar aufhören, sonst gehe ich kaputt. Wie mir auch der Kreisarzt sagte, daß er mir keine Kur verordnen könne, weil bei mir keine Besserung erwartet werden kann. Es wird eben immer schlimmer. Es gibt Tage, da darf mir nichts quer gehen. Dann will ich mit dem Kopf durch die Wand! Dann knallt's! Hier zu Hause wissen sie dann nicht, was los ist. Aber ich kann nichts dafür, es hängt mit meinen Leiden zusammen. Nachher, wenn ich mir dann überlege, warum ich es so gemacht habe, dann könnte ich mir vor den Kopf schlagen.

Das einzige, was mir gut hilft, ist Alkohol. Ich betäube mich damit, daß ich wenigstens schlafen kann. Das tue ich lieber, als daß ich Tabletten nehme. Aber diese Trinkerei kostet Geld.

Nun kriege ich jetzt über 500, - DM Angestelltenrente. Das ist zunächst mal genug, daß ich aufhören kann mit der Arbeit. Aber ohne Arbeit kann ich auch nicht leben. Ich muß eine Zerstreuung haben."

Er überlegt, ob er sich erneut ehrenamtlich für die Gewerk-

schaft einsetzen oder die Buchführung in einigen Geschäften übernehmen soll.

Seine Tochter läßt BOR. seit einem Jahr zur Fürsorgerin ausbilden.

"Seit ich verdiene, kann das Mädchen was Ordentliches werden. Bald kommt sie zurück, dann ist sie was."

Schwierigkeiten bereitet die Erziehung des inzwischen 7-jährigen Adoptivsohnes, der den Eltern Nacht für Nacht mit seinen Angstträumen, Aufschreien im Schlaf, Furcht vor Gespenstern etc. Kopfzerbrechen macht. BOR. und seine Frau haben wiederholt, bereits als der Sohn kurz nach Aufnahme in die Familie sehr häufig einkotete, fürsorgerische Maßnahmen angestrengt.

Zwischen BOR. und den Mitbewohnern des Hauses besteht seit eh und je ein Spannungszustand. Durch den Wohnungstausch 1950 erhielt BOR. acht Zimmer, von denen 5 für andere Wohnungssuchende beschlagnahmt wurden.

"Sie beschlagnahmten aber nicht etwa die Zimmer oben, sondern drei oben und zwei unten, so daß wir jetzt oben das Schlafzimmer haben und unten wohnen. Ich will aber eine abgeschlossene Wohnung haben, schon deswegen, damit ich nicht immer rauflaufen muß, wenn mit dem Jungen was ist. Seit Jahren führe ich den Prozeß mit dem Wohnungsamt und hier diesem Gesindel bei mir im Haus. Die sitzen mir ja bald in meinen Zimmern. Meine Frau hat an Adenauer geschrieben. Deswegen haben sie jetzt am Wohnungsamt ein schlechtes Gewissen. Was wir hier schikaniert werden! Auch der Hausbesitzer schikaniert einen. Jetzt werfen sie uns vor, daß wir 1953 das Kind angenommen hätten. Damit hätten wir bewiesen, daß wir uns wohnungsmäßig nicht beengt fühlten. Wenn ich die Akte hier zur Einsicht hätte, könnte ich vieles zeigen, was unsozial ist hinter den Kulissen."

Dieser Fall, der den Daseinsgenuß von querulatorischem Gepräge demonstriert, ist allerdings keineswegs typisch für Wandlungen in der Daseinsermöglichung bei Körperbehinderten. Es handelt sich, gemessen an der Zahl derartiger Wandlungen bei den hier untersuchten Körperbehinderten, um einen Einzelfall.

IRL. z. B. (S. 17), der zunächst zur Behauptung des inneren Daseins objektive Leistungen zu erringen trachtet, steigert sich nach Übernahme einer "Tätigkeit eines Berechnungsingenieurs" in seinem Dasein durch Werk- und Selbstgestaltung.

Einen wesentlich typischeren Verlauf einer Wiedereingliederung, den Weg eines Körperbehinderten, sich das Dasein erneut zu ermöglichen, zeigt die Fallstudie ETZ. Nach einer ersten Phase resignierenden Reagierens auf die körperliche Beeinträchtigung setzen die Anpassungsbewegungen von ETZ. bereits im Lazarett ein: er will sich den Normen, die andere Körperbehinderte mit gleicher Schädigung demonstrieren, angleichen. Kritisch

wird die Situation erneut nach der Lazarettentlassung, als der bei amtlichen Instanzen aufgesuchte Schutz und die hier erwartete Hilfe zunächst nicht gegeben wird. Auf sich allein gestellt zeigt er bereits starke Tendenzen, auszuweichen. Nach der Vermittlung auf eine Pfortnerstelle bemüht sich ETZ., allen Reibungsflächen, die das Dasein ihm entgegenstellt, den Kompromiß anzubieten. In innerer Unsicherheit über sein Vermögen bzw. Unvermögen, den Arbeitsplatz zu halten, sieht er sich existentiell derartig gefährdet, daß er die entstehende "Erregung durch Einschaltung körperlicher Hilfsmittel abzubauen sucht" ⁹. (Diese Technik der Daseinsbehauptung, die nicht unmittelbar mit der Neuorientierung nach Eintritt der Körperbehinderung auftritt, sondern sich erst in der Folge einer Fehlanpassung zeigt, kann in dieser Untersuchung nur in diesem Zusammenhang Erwähnung finden.) Erbrechen, Schwindelgefühl und ein Nervenzusammenbruch, verbunden mit bestimmten Ausweichaktionen in eine fachärztliche oder versorgungsamtlich verordnete Therapie (Nachbehandlung an Stümpfen, 6 Wochen Arbeitspause wegen Überlastung), sind in dieser Phase äußerster existentieller Belastung zu beobachten.

Nach der Eheschließung und durch die Möglichkeit, sich nach Beziehen einer Dienstwohnung ganz und gar in dem Sicherheitsfeld eines Sozialverbandes bewegen zu können, wird die innere Lage von ETZ. stabiler. Der Bau eines eigenen Hauses, berufliche und familiäre Erfolge und Bestätigungen führen schließlich zu einer Haltung dem Dasein gegenüber, die den Ansatz zum Daseinsgenuß durch "schlichtes Schaffen im vorgegebenen Kreis", d. h. "in stetigem Wechsel von Arbeit und Ruhe Genüge zu finden", erkennen läßt:

Fallstudie ETZ.

Geboren: 1920

früherer Beruf: Sattler

heutiger Beruf: Pfortner und Telefonist bei einer Gemeindeverwaltung

M. d. E.: 100 %

Ursache: Verlust beider Unterschenkel und der Finger 2 - 5 beider Hände durch Erfrierung

Auswirkung: Gehen und Stehen auf zwei Unterschenkelprothesen ist für ETZ. - vor allem wegen großen Eigenkörpergewichts - sehr anstrengend; nach Stehen von drei Minuten Dauer Transpiration an Stirne, Nacken, Achsel und Oberschenkeln. Relativ gute manuelle Geschicklichkeit mit den Daumen beider Hände.

⁹) H. Groethenherdt: "Auf welche psychologischen und charakterlichen Merkmale kann ein Krüppelleiden Einfluß haben?" Jahrb. d. Fürsorge für Körperbehinderte, 1951.

Vorgang der Erhebung: Sobald ETZ. merkte, daß ich seine Schilderungen, welche es auch immer sein mochten, wichtig nahm, wurde er aufgeschlossener.

Viermal besuchte ich ETZ. in seinem Pfortnerraum. Ein Besuch bei ihm zu Hause war jedoch nicht mit ihm zu vereinbaren. Mit aller Vorsicht habe ich Aussagen einer zweiten Person über die Familie ETZ. verwertet.

A. Elternhaus und Verlauf der Jugend

Im Elternhaus des ETZ. gab es Komplikationen. Der Vater, ein Steinbrucharbeiter, war Trinker. Die Mutter konnte den Hunger der sechs Kinder der Ehe, von denen ETZ. das jüngste war, kaum stillen. Auseinandersetzungen, manchmal Tätlichkeiten, zwischen den Eltern waren an der Tagesordnung. Die Trunksucht des Vaters hatte den Zwangsverkauf des von der Mutter geerbten Hauses samt einigen Landbesitzes zur Folge.

Der Tod der Mutter (1930) bedeutete für ETZ. eine Katastrophe. Das familiäre Gefüge löste sich für ihn durch Eingreifen der Gemeindeschwester völlig auf; er wurde zu Pflegeeltern gegeben. Nach starkem Sträuben lebte er sich jedoch sehr schnell in der neuen Umgebung ein. Die Pflegeeltern, Landwirte, konnten das scheue und gehorsame Pflegekind leicht leiten. Die Geburt eines eigenen Sohnes trug dazu bei, ETZ. fester in das Familiengefüge einzubeziehen. Es ergaben sich echte Bindungen, die heute noch bestehen und von denen eine, die der eigene Sohn der Pflegeeltern zu ETZ. hin entwickelte, die stärkste ist.

Um ihn nicht erneut in den Einflußbereich von Vater und Geschwister geraten zu lassen, redete man ihm nach Rat der Gemeindeschwester seinen Wunsch aus, in einer Fabrik seines Geburtsortes Dreher oder Schlosser zu werden. Man wartete ein Jahr lang nach seiner Entlassung aus der Volksschule, die er regulär mit 14 Jahren als durchschnittlicher Schüler abschloß, auf eine günstige Lehrstelle, bis man ihn in eine Sattlerlehre (Täschner) geben konnte (1935).

"Die Lehre war wohl gut. Aber mit Lust habe ich diesen Beruf nicht gelernt. Er bot mir wenig Aussichten."

Nach Lehrabschluß (1938, ohne Gesellenprüfung) arbeitete ETZ. mangels Möglichkeit eines Stellenwechsels noch ein Jahr in der Werkstatt seines Lehrherrn und wurde im Frühjahr 1939 von der Organisation Todt zum Westwallbau verpflichtet.

B. Die Lazarettssituation

Anfang 1941: Beim Straßenbaueinsatz in Rußland Erfrierungen zweiten Grades an Händen und Beinen. ETZ. hatte sich mit

seinen ersten Beschwerden vor dem Arzt nicht durchgesetzt und sich gescheut, die Verschlimmerungen erneut vorzubringen, bis er von anderen dazu getrieben wurde. Ein Jahr Lazarett, Behandlung mit Puder, Salbe, Bestrahlung.

Ende 1942: ETZ. schlägt sich allein mit Erfrierungen an Händen und Beinen 3 Tage und Nächte aus einem Kessel zur eigenen Linie durch.

"Dann weiter abgesetzt, mal mit denen, mal mit denen. Das Fleisch an den Fingern und Beinen war schon abgefault. "

Nach 4 Wochen erste medizinische Behandlung. Ende Februar Reservelazarett.

"Als man mir da sagte: das wird jetzt alles abgenommen, die Finger alle und beide Beine, da habe ich es aufgegeben. Ich hatte in all' den Wochen immer gehofft: wenn du erst im Lazarett bist, wird das wieder geheilt, wenigstens zum großen Teil. Und nun wurde alles abgenommen. Ich mußte mir sagen: was sollst du später denn anfangen, ohne Finger und ohne Beine; du hast keine Eltern mehr und kennst keinen, zu dem du hingehen und sagen kannst: 'ich kann jetzt nichts mehr, du mußt mir jetzt immer helfen'. Ich weiß noch, der erste Gedanke nach der Amputation war: jetzt stehst du da und bist ewig auf die Hilfe anderer Leute angewiesen. Das war für mich das Schwerste. Ich kam aus dem Grübeln nicht heraus. Ich dachte, heiraten und eine Familie haben kannst du jetzt auch nicht mehr. Die Mädchen wollen keinen, der so amputiert ist wie du und der nicht mehr arbeiten und Frau und Kinder ernähren kann. "

Die Amputation beider Unterschenkel im mittleren Drittel sowie der Finger 2-5 beider Hände wurde im März 1943 vorgenommen. Verheilung der Handwunden nach 2 Monaten. Mitte 1943 nach Verlegung in anderes Lazarett Nachamputation an beiden Unterschenkeln, anschließend glatter Heilungsverlauf von 1 1/2 Monaten.

Eine Stationsschwester gab sich Mühe, die Depressionen des meist abgesonderten, vor sich hingrübelnden ETZ. abzustellen.

"Sie hat mir später erzählt, daß sie immer nachgedacht hätte, wie sie mir wieder Mut machen sollte. "

Ihre Schilderungen über die Leistungen anderer Prothesenträger und über die Möglichkeiten der Erlernung eines fast unauffälligen Gehens mit Kunstbeinen nahm ETZ. nicht an. Er sah darin den Versuch, ihn "bloß zu trösten", "ihn abzulenken".

"Ich dachte nur: wenn du erst nach Hause kommst, bist du dauernd auf fremde Leute angewiesen".

Nach einigen Wochen jedoch hatte der Versuch der Schwester Erfolge, ETZ. durch Vorführung eines prothetisch bereits gut eingeübten Parallelfalles ein Beispiel zu geben:

"Da kam eines Tages einer an mein Bett, den ich nicht kannte, und fragte mich nach meiner Verwundung. Schließlich stellte sich heraus, daß er genauso unterschenkelamputiert war wie ich. Ich hatte nichts

bei ihm gemerkt, als er kam und merkte auch kaum etwas, als er wieder ging. Da sagte ich mir: was der kann, kannst du auch. Von da ab habe ich dann alles getan, was mich wieder ans Gehen bringen konnte. Jeden Tag habe ich beim Arzt gebohrt, daß ich Hilfsprothesen bekäme, zwei Wochen lang bei jeder Visite gesagt: wann kriege ich Hilfsprothesen? - wie weit sind meine Hilfsprothesen? Mir war jetzt alles egal: ich wollte ans Laufen. Und dann habe ich angefangen - man kann sagen: wie ein kleines Kind."

Nach einer Woche konnte ETZ., zwar sehr langsam und mit Hilfe von Krücken, aber ohne den Beistand eines zweiten, jedes Bett im Raum besuchen.

"Von da an ging es dann immer besser. Bald konnte ich von einem Zimmer ins andere gehen und schließlich wurde ich auch mit der Treppe fertig. Ich fühlte mich von da an ganz anders: hatte auf einmal wieder Mut und glaubte, daß ich mit richtigen Prothesen noch viel besser gehen würde."

Diese Erfolge regten ihn auch an, an einem Schreibkurs teilzunehmen.

Die Wiedergewinnung der Bewegungs- und Schreibfähigkeit bestätigte die in ihm aufkommende Überzeugung, wieder von fremder Hilfe unabhängig zu werden. Unter dem Beistand eines Kameraden, der ihn auf ärztliches Geheiß bei Ausflügen in die Stadt begleitete, gewöhnte er sich an den Prothesengebrauch im Straßenverkehr.

"Ich bekam ein ganz sicheres Gefühl, mich zu bewegen. Ich konnte mit den Hilfsprothesen wirklich gut gehen. Da konnte ich dann endlich auf Urlaub nach Hause fahren."

Im Frühjahr 1944 während des Heimaturlaubs wegen Überbeanspruchung Abzeß am linken Unterschenkel, Aufnahme in Heimatlazarett, Inzision, Verheilung in 2 Wochen.

"Man meint, jetzt ist man über den Berg, jetzt wird allmählich alles wieder besser - dann treten auf einmal wieder lästige Beschwerden auf. Das drückt einen immer wieder herunter. Aber ich habe mich inzwischen daran gewöhnt."

Eine Gehschule von 4 Wochen (Mai 1944) unterrichtete ihn beim Gebrauch regulärer Unterschenkelprothesen. Für ETZ. war das Ergebnis, im Hause keinen und auf der Straße nur noch einen Stock zu benötigen, ein erneuter Erfolg.

Im Juni 1944 Entlassung aus dem Wehrdienst, von der Schwägerin im Hause seines im Wehrdienst stehenden Bruders aufgenommen.

C. Der Orientierungsverlauf

In den ersten Jahren nach der Rückkehr bewirkte jedes Beobachtetwerden von Fremden eine besondere Unsicherheit bei ETZ.

"Bei denen, die mich mit meiner Verwundung schon kannten, trat dieses Gefühl, bei dem ich von den anderen weglief oder weglaufen wollte, nicht mehr auf. War ich mit jemand zusammen, der mich kannte und mit dem ich mich unterhalten konnte, machte ich mir nicht viel aus den anderen Leuten. Aber wenn ich allein war, besonders, wenn ich auf meinen Knien ging, kam dieses Gefühl des Beobachtetwerdens. Ich weiß nicht, warum das eigentlich so ist. Da dreht man sich um, ob der andere hinter einem herkommt und versucht, so schnell wie möglich aus dem Gesichtskreis zu kommen. Ähnlich war's mit den Händen, aber nicht so schlimm: wenn ich im Wirtshaus das Bierglas mit beiden Händen anfaßte, guckten sie alle blöd. Ich habe die Handschuhe nicht ausgezogen. Hier habe ich mich aber noch am ehesten darüber hinweggesetzt. Ich habe auch zuerst alles mitgemacht, was andere unternehmen wollten, habe mich nicht mehr, wie zuerst im Lazarett, verkrochen. Dann kam ich ja oft in solch' komische Sachen hinein; wenn ich bezahlen mußte, z. B. an der Kinokasse, mußte ich die Handschuhe ausziehen und wollte nun selbst bezahlen; aber da war ich dann direkt so aufgeregt, daß es meistens nicht klappte. Und wenn man dann einmal angefangen hatte, wollte man sich auch erst recht nicht mehr helfen lassen.

Schlimm war es auch bei kleinen Kindern, die anfangen zu heulen, wenn sie mir die Hand geben sollten. Heute noch ist mir das furchtbar, wenn sowas vorkommt. Eine Verwandte besuche ich deswegen schon längere Zeit nicht mehr; deren Kind heult jedesmal, wenn es mich sieht. Es hat einmal gesehen, wie ich mir eine Prothese anschnallte. Mein Sohn hatte mit drei Jahren auch eine Zeit lang dauernd Angst vor meinen Prothesen.

Bis sich einer dran gewöhnt hat, gibt es immer solche Dinge. Heute kennt mich fast jeder hier im weiten Umkreis, alle wissen, daß ich solche Hände habe und wie wenig sie mich hindern. Kommt allerdings ein Fremder und ich bleibe mit ihm allein, dann kommt immer wieder dieses Gefühl auf. Man möchte dann ich-weiß-nicht-was tun.

Ohne Kunstbeine sieht mich keiner außer meiner Familie. Zu Hause lege ich die Prothesen ab. Kommt ein Fremder, dann verkrümle ich mich sofort oder ich decke schnell meine Beine zu und stecke sie unter den Tisch."

Die mit der Wehrmachtsentlassung verknüpfte Vorstellung beim Arbeitsamt brachte ETZ. den Bescheid, daß er mangels geeigneter Arbeitsplätze vorerst nicht eingestellt werden könne. Sein Wunsch, eine Tätigkeit als Pförtner oder Telefonist zu erhalten, werde bei nächster Gelegenheit berücksichtigt.

"Was sollte ich denn sonst machen? Als Sattler konnte ich nicht mehr arbeiten. Ich hatte mir gedacht, daß mir ein Beruf als Pförtner möglich wäre und auch gefallen würde."

ETZ. war unsicher, ob er bei seiner Behinderung überhaupt von einem Unternehmen eingestellt wurde. Häufige Nachfragen beim Arbeitsamt änderten nichts. Er schloß sich zwei anderen Schwer-

beschädigten an, verbrachte mit ihnen die Abende mit Filmvorführungen oder im Gasthaus.

"Ich kam mir richtig überflüssig vor. Alles war nicht geregelt, ich kam wieder ins Grübeln und konnte nicht darüber hinwegkommen: wenn das jetzt immer so bleibt, wenn der Krieg verloren geht und du dauernd so ohne Beschäftigung bei dem oder dem herumhocken mußt, dann hast du vom Leben nichts mehr zu erwarten."

ETZ. kannte kaum andere Möglichkeiten, den Tagesablauf zu gestalten, als Bekannte zu besuchen und sich über Orts-, Kriegs- oder persönliche Aktualitäten zu unterhalten.

"Das hat mich auf die Dauer überhaupt nicht mehr zufrieden werden lassen. Dann lag man da herum von Tag zu Tag, mußte sich mühsam überlegen, wie man die Zeit totschrägt: wo gehst du dann hin?, wo dann mal hin?, was machst du dann? und was dann? Wenn man Arbeit hat, hat man seine festen Zeiten und seinen Feierabend."

Als das Arbeitsamt ETZ. kurz nach dessen nochmaliger Nachfrage im Oktober 1945 ermöglichte, eine Stelle als Pförtner und Telefonist bei der Gemeindeverwaltung eines Nachbarortes anzutreten, sagte er sofort zu.

Seine Unsicherheit, den neuen Aufgaben gerecht werden zu können, war zunächst groß. Er fand sich in einer Bewährungssituation, in der ihn das Publikum sowie seine Vorgesetzten und Mitarbeiter für seine wichtige Funktion auf seinem Posten verantwortlich machten.

"Ich war immer naß geschwitzt. Es war auch schwer für mich, jetzt mit meinen Händen so vielen Fremden gegenüber zu stehen. Wo ich nur konnte, hielt ich die Hände unter dem Tisch oder in der Tasche. Ich war immer aufgeregt. Ich mußte ja alles im Auge behalten. Da kamen die Leute und wollten richtige Auskunft haben; andere gingen wieder ohne zu fragen ins Haus: ich mußte aufpassen, wer es war und ob sie nichts anrichteten; dann wieder mußte ich mit der Maschine Briefe frankieren; das Telefon ging und ich mußte richtig vermitteln: das spannte mich zu viel an. Die Stelle sollte ich aber behalten, sie gefiel mir gut. Ich habe deswegen zuerst nichts um diese Beschwerlichkeiten gegeben, habe einfach weitergemacht. Aber all dies Ungewohnte war zu anstrengend. Schließlich kam noch ein dauerndes Schwindelgefühl dazu und jeden Morgen Erbrechen."

Beschwerden am linken Unterschenkelstumpf infolge Durchblutungsstörungen und Schreibbehinderungen an der rechten Hand durch Narbenverwachsungen kamen hinzu. Die erforderlichen Operationen wurden Mitte 1946 ausgeführt.

Eine Heirat gehörte zu den bedeutendsten Zukunftszielen von ETZ. Bisher hatte er keine geeignete Partnerin finden können. Außerdem hielt er während der Zeit seiner Arbeitslosigkeit jeden Versuch, eine Frau für die Ehe zu gewinnen, für erfolglos. Mit dem Antritt einer ihm zusagenden Arbeitsstelle glaubte er gün-

stigere Voraussetzungen gewonnen zu haben, um eine Ehepartnerin zu finden; einer baldigen Heirat standen keine finanziellen Schwierigkeiten mehr im Wege und die Aussicht, von seiner Behörde ins Angestelltenverhältnis übernommen zu werden versprach eine gute Zukunftssicherung. Sein Bruder, aus dem Krieg zurückgekehrt und nun wiederum der "Haushaltsvorstand", legte ETZ. ebenfalls eine Eheschließung nahe; ETZ. müsse versuchen, sich im Haushalt zu verselbständigen.

Gleich nach der Verheilung der Nachamputationswunden suchte ETZ. die Verbindung zu einem Mädchen wieder herzustellen, die er während des Krieges vor seiner Verwundung kennengelernt hatte. Seine anschließende Reise zu ihr ergab eine eindeutige Abweisung seines Antrages.

"Es war ja nur ein Versuch. Ich sagte mir damals: du mußt eben sehen, wenigstens vorläufig, wie du ohne Frau zurechtkommst."

Das Angebot eines Zimmers in der Nähe seiner Arbeitsstelle gab den Ausschlag, aus dem Haushalt seines Bruders auszuscheiden.

"Von da an machte ich alles allein, habe mir gekocht und meine Sachen in Ordnung gehalten. Das war oft sehr langwierig, aber es ging doch."

Kurz nach der Wiederaufnahme der wegen der Nachoperationen unterbrochenen Arbeit begannen die Reaktionen auf die Belastung seiner Kräfte aufs neue; anhaltende Schwindelzustände, morgens Erbrechen.

Ende 1946 Nervenzusammenbruch. Der Arzt verordnete 6 Wochen Arbeitspause. Der Personalchef, der die Arbeiten wie alle anderen von ETZ. bisher genauestens beobachtet und gezügelt hatte und dessen Kritik ETZ. vor allem fürchtete, machte seinem Unmut über den erneuten Arbeitsausfall bei ETZ. mit der zweifelnden Frage Luft: 'wie wollen ausgerechnet Sie zu einem Nervenzusammenbruch kommen?' ETZ. fand, so sehr ihn derartige Fragen kränkten, keine passende Antwort.

"Er hätte sich doch eigentlich selbst sagen müssen, daß es nicht so einfach für einen Schwerbeschädigten ist, die Arbeiten zu machen, die man bisher nicht gewöhnt war. Erst seitdem er selbst einen Herzanfall gehabt hat, hat er mehr Verständnis."

Bei solchen Frontstellungen konnte sich ETZ. jedoch immer wieder auf das Wohlwollen des Bürgermeister verlassen. Dessen Ermutigungen gaben ihm in dieser Phase die nötige Sicherheit, daß seine Versuche, die neuen Aufgaben zu bewältigen, nicht vergebens sein würden und befreiten ihn von den Sorgen, daß sein Arbeitsplatz während der noch notwendigen Heilbehandlungen gefährdet sein könnte.

Die schlechte Durchblutung der Unterschenkelstumpfen führten weiterhin zu Komplikationen und Gehbeschwerden. Im Mai

1947 wurde der rechte Unterschenkel erneut nachamputiert. Im Sommer 1948 wurde eine weitere Nachamputation erforderlich. Anschließend nahm ETZ. mit großem Erfolg an einer 8-wöchigen Gehschule teil. (6 cm Stumpflänge beiderseits, gemessen ab Mitte Kniescheibe).

"Ich bin jetzt sehr zufrieden; ich gehe gut, im Hause immer ohne Stock. Besser konnte es nun auch nicht mehr werden."

ETZ. kaufte 1951 einen motorisierten Selbstfahrer mit Sozialsitz, mit dem er jeden für ihn notwendigen Weg zurücklegen kann.

Durch Vermittlung seiner Schwester lernte ETZ. nach der Operation 1947 ein Mädchen kennen.

"Sie erschrak, als sie mir die Hand gab. Aber sie hat mich dann nicht etwa aus Mitleid geheiratet. Wir wollten beide eine Familie gründen."

Der Bürgermeister stellte die Dienstwohnung für das Paar zur Verfügung, so daß nach einigen Monaten geheiratet werden konnte.

Die Ehe ließ sich anfangs schwer an. Seine Empfindlichkeit bei geringen Vernachlässigungen seiner Wünsche und sein Bemühen um die Durchsetzung eines jeden dieser Wünsche bedeuteten für sie eine nicht unbeträchtliche Belastung. Das Bestreben beider, die Ehe zu festigen und eine geordnete Familie zu haben, setzte sich jedoch über diese Anfangsschwierigkeiten hinweg. Erst recht nach der Geburt des ersten Kindes (Anfang 1950) stabilisierte sich das Ehegefüge. 1953 konnte ETZ. mit seiner Familie ein eigenes Siedlungshaus beziehen, 1954 wurde das zweite Kind geboren.

Neben dem Haushalt und den Kindern versorgt nun Frau ETZ. einen großen Garten. Der Mann hilft dabei; trotz der Behinderung gräbt er und überläßt nur die allerschwersten Arbeiten dem von Zeit zu Zeit helfenden Bruder.

"Jetzt ist eigentlich die bisher schönste Zeit meines Lebens: ich habe eine eigene Familie, ein eigenes Haus und meine feste Arbeit. In all' den schweren Jahren habe ich immer wieder den Humor gefunden, immer wieder versucht und Neues versucht. Und heute mache ich nun alles."

Nach Feierabend erreicht ETZ. per Motorselbstfahrer sein Eigenheim. Er legt die Prothese ab ("das ist eine Wohltat") und spielt, am Tisch sitzend, mit den Kindern. Nach dem Essen hören die Eltern "Rundfunksendungen, die uns etwas Zerstreuung bringen". ETZ. spricht von seinen Plänen über die weitere Ausgestaltung von Haus und Garten. Beide Ehepartner vermeiden es, Tanzveranstaltungen zu besuchen. Frau ETZ. hat das Tanzen nicht gelernt und möchte ihren Mann nicht in die Lage bringen, Bewerber abweisen zu müssen.

"Das sieht dann so aus, als ob ich ihr das Tanzen nicht gönnen würde."

An Sonntagen mit guter Wetterlage besteigt die gesamte Familie den Selbstfahrer von ETZ.: es geht den ganzen Tag über ins Grüne an einen möglichst abgelegenen Ort, wo zum Mittag der mitgenommene Proviant verzehrt wird.

"Wir bleiben am liebsten unter uns. Mit Nachbarn und so haben wir keinen Kontakt und suchen ihn auch nicht. Wir sind eine feste Familie. Mehr wünschen wir nicht."

Nach dem Einzug in die Dienstwohnung stabilisierte sich auch seine Einstellung zu seinen Pförtnerarbeiten zusehends. Er fühlte sich bald "im Amt wie zu Hause". Die täglichen Arbeiten wurden zur Gewohnheit und mit zunehmender Gewöhnung gab es weder Unsicherheiten noch Versagen. Um die Zeit, die er nun oft ohne irgendeine Beschäftigung auf seinem Pförtnerposten verbringen mußte, zu nutzen, ließ er sich von Kollegen Arbeiten bringen. Heute sind diese zusätzlichen Arbeiten von ETZ. zur Selbstverständlichkeit geworden, z. B. Registraturen etc. In diesem Zusammenhang kann ETZ. nicht begreifen, warum ihn die Behörde trotz mehrerer Bemühungen beim Bürgermeister nicht ins Angestelltenverhältnis übernimmt. Die Verwaltung begründete die Abweisung mit dem Hinweis, er beziehe bereits eine hohe Rente und könne mit dem monatlichen Pauschalbetrag zusätzlich Kb-Rente gut auskommen.

"Das ist doch Unsinn: ich habe mir Mühe gegeben, auf meiner Stelle einen Gesunden voll zu ersetzen. Aber ich soll nun nicht wie ein gesunder für die gleiche Arbeit bezahlt werden."

Dem Rat eines anderen, seine Ansprüche durchzusetzen und die Sache notfalls bis zum Arbeitsgericht vorzutreiben, will er nicht nachkommen.

"Ich lege auf gute Stimmung Wert. Wenn ich etwas durchsetze, ist so ein gewisser Druck da. Ich möchte ins Angestelltenverhältnis aufgenommen sein, weil ich wie jeder andere auch arbeite. Und nicht, wenn ein Gericht, das mich nicht kennt, bestimmt."

Das umfangreiche Material bietet eine Fülle von Beispielen über den Wandel der Haltungen dem Dasein gegenüber. Sie können in dieser Arbeit keine ausführliche Berücksichtigung finden. Eine tabellarische Darstellung soll wenigstens in großen Zügen über den Wandel der Formen der Ermöglichung eigenen Daseins Aufschluß geben:

Zeichenerklärung für Abkürzungen auf der folgenden Tabelle:

- DB: Daseinsbehauptung
- DG: Daseinsgenuß
- DGST: Daseinsgestaltung
- DE: Daseinserweiterung

Fall	geboren	Vor der Behinderung ausgeübten Beruf	Daseinser- möglichung vor der Be- hinderung	Alter bei Ein- tritt d. Be- hind.	Art der Behin- derung	Beruf nach Eintritt der Behin- derung	Verlaufsform weiterer Daseinsermöglichkeit nach der Behinderung			weitere Er- möglichung, 10. -20. Jahr Tendenzen
							1. -3. Jahr	4. -6. Jahr	7. -10. Jahr	
AHN 1915		akt. Sol- dat	DB: Anpassung	29	Lähmung nach Wir- belsäulen- verlet- zung	1. Schrei- ner 2. Tele- fonist	DB: Auswei- chen vor der gege- benen Lage	DB: Auswei- chen vor der gege- benen Lage	DB: Anpassung	Tendenz: weitere Daseinsbe- hauptung
ARN 1903		Werk- stoff- prüfer	DB: Leistung	42	Ober- armam- putation	1. Zei- tungs- bote 2. Ange- stellter Lage	DB: Auswei- chen vor der geg. Lage	DB: Auswei- chen vor der geg. Lage	DB: Anpassung	Tendenz: Daseinser- weiterung
BEN 1926		Postlehr- ling	DG: Blindes- Sich-Trei- benlassen	18	Lungen- u. Gelenk- tuberkulo- se	1. ohne Beruf 2. Ange- stellter Lage	DB: Ausweich. vor der geg. Lage	DB: Ausweich. vor der geg. Lage	DB: Anpassung	Tendenz: Daseins- genuß
BER 1920		Melker	DB: Leistung	22	Verlust der Fin- ger und Füße	1. Ange- stellter 2. ohne Beruf	DB: Anpassung	DB: Ausweich. vor der geg. Lage	DB: Anpassung	Tendenz: Daseinser- weiterung
BOR 1906		Ange- stellter	DG: Opposition	41	Lungen- emphys. Wirbel- säulen- schaden	1. häufig. Wech- 2. Angest.	DB: Anpassung	DB: Aggres- sion	DG: Opposi- tion	Daseins- genuß

Fall	gebo- ren	Vor der Be- hinderung ausgeübten Beruf	Daseinser- möglich- ung vor der Be- hinderung	Alter bei Ein- tritt d. Be- hind.	Art der Behin- derung	Beruf nach Eintritt der Behin- derung	Verlaufsform weiterer Daseinsermöglich- ung nach der Behinderung	weitere Er- möglich- ung 10. -20. Jahr, Tendenzen
CON	1898	Schüler	-	7	Kniege- lenktuber- kul.	1. eig. Ge-DB: schäft Ausweich. DB: 2. Ange- v. d. geg. Ausweich. Anpassung stellt. Lage v. d. geg. v. d. geg. Lage Lage	1. -3. Jahr 4. -6. Jahr 7. -10. Jahr	DB: Anpassung
DAM	1924	Schüler	DB: Leistung	19	Obersch. Amputat. Armver- steifg.	1. Student DB: 2. Angest. Ausweich. Anpassung v. d. geg. v. d. geg. Lage, in- v. d. geg. Lage, in- teilektu- elle Abw.		Tendenz : Daseinser- weiterung
DEL	1901	Ange- stellter	DB: Anpassung	16 u. 45	Verstei- fung d. Ellenbo- gen	Ange- stellter DB: Anpassung	DB: Ausweich. Anpass- v. d. geg. s- Lage ung	DB: Anpassung Tendenz; DG
DRO	1895	Ange- stellter	DB: Anpassung	20	Hirn- verlet- zung	1. Arbei- ter DB: 2. Angest. Anpassung	DB: Anpassung Anpas- s- ung	DB: Anpassung Tendenz; DG
EIM	1919	akt. Offi- zier	DE: Leistung	30	Poliomy- el.	1. ohne DB: Beruf Ausweich. Anpass- 2. Student d. geg. s- 3. Angest. Lage	DB: Anpassung Leistung	Daseinser- weiterung

Fall	gebo- ren	Vor der Be- hinderung ausgeübten Beruf	Daseinser- möglich- keit vor der Be- hinderung	Alter bei Ein- tritt d. Be- hind.	Art der Behin- derung	Beruf nach Eintritt der Behin- derung	Verlaufsform weiterer Daseinsermöglich- keit nach der Behinderung	weitere Er- möglich- keit 10.-20. Jahr, Tendenzen
ENS	1910	Anstreicher	DG: Schlichtes Schaffen im vorgeg. Kreis DB: Anpassung	34	Ohnhänder	1. Wärter 2. Händler	DB: Anpassung DB: Anpassung körperl. Hilfs- DB: Anpassung körperl. Hilfsmit- tel	DB: Leistung
ETZ	1920	Sattler	DB: Anpassung	23	Verlust d. Fing. u. Unterschenkel	Pförtner	DB: Anpassung körperl. Hilfsmit- tel	DG: Schlichtes Schaffen im vorgeg. Kreis
FAL	1907	Hilfsarbeiter	DB: Anpassung	37	Verlust d. Unt. schenkel	1. ohne Beruf 2. Heimarbeiter	DB: Anpassung körperl. Hilfsmit- tel	DB: Leistung
FIL	1918	Elektriker	DB: Anpassung	31	Lungen- tuberkul.	ohne Beruf	DB: Anpassung körperl. Hilfsmit- tel	DB: Leistung
FRO	1934	-	-	6	Polio- myel.	1. ohne Beruf 2. kaufm. Lehrl.	DB: Anpassung körperl. Hilfsmit- tel	DB: Leistung
GAN	1928	Schüler	DB: Anpassung	16	Polio- myel.	1. Angest. 2. Student	DB: Anpassung körperl. Hilfsmit- tel	DB: Leistung

Fall	gebo- ren	Vor der Be- hinderung ausgeübten Beruf	Daseinse- möglich- ung vor der Be- hinderung	Alter bei Ein- tritt d. Be- hind.	Art der Behin- derung	Beruf nach Eintritt der Behin- derung	Verlaufsform weiterer Daseinse- möglich- ung nach der Behinderung	weitere Er- möglich- ung, 10.-20. Jahr, Tendenzen
							1.-3. Jahr 4.-6. Jahr 7.-10. Jahr	
GIF	1926	Kaufm. Lehrling	DB: Anpassung	21	Hirnver- letzung	1. Angest. 2. Hilfs- arbeiter	DB: Aggression DB: Aggres- sion	Tendenz: weitere Da- seinsbe- hauptung Tendenz: DB: Lei- stung
GRE	1917	Friseur	DB: Anpassung	24	Verlust d. Unter- schenkels	1. techn. 2. Zeichn. 2. Arbeit- ter	DB: Anpas- sung	DB: Einschalt. körperl. Hilfs- mittel DB: Anpas- sung
GUS	1921	Masch.- bauprak- tikant	DB: Anpassung	22	Oberarm- amputat., Versteif. i. Ellenbo- gengel.	1. Schüler 2. Beam- ter	DB: Aggres- sion	DG: Opposition
HEN	1917	Bäcker	DB: Leistung	27	Lähmung u. Ver- steif. d. 1. Arms	Hilfsar- beiter	DB: Anpassung DE: Einsetzen prim. Reizmit- tel	Tendenz: Daseinsge- nuß
HUF	1913	Schweißer	DB: Anpassung	31	Ober- schen- Amputat.	Hilfsar- beiter	DB: Anpassung DB: Anpas- sung	Tendenz weitere Da- seinsbehaupt.

Fall	Gebo- ren	Vor der Be- hinderung ausgetriben Beruf	Daseinser- möglichung vor der Be- hinderung	Alter bei Ein- tritt d. Be- hind.	Art der Behin- derung	Beruf nach Eintritt der Behin- derung	Verkaufsform weiterer Daseinsermöglichung nach der Behinderung	weitere Er- möglichung, 10.-20. Jahr, Tendenzen
IRL 1913	Techniker	DB; Leistung	29	Verlust beider Unter- schenk.	1. Techni-DB; ker Aggression 2. berufl. Leistung Auf- stieg	DB; Aggress. Leistung	DB; Aggress. Leistung	Tendenz; Daseins- gest.
KER 1914	Dekora- teur	DG; Schlichtes Schaffen i. vorg. Kreis	27	Polio- myel.	Verkäufer	DB; Anpassung	DB; Anpassung	Tendenz; Daseins- genuß
KRO 1894	Schüler	-	12	Knochen- markver- eiterung	Orthopäd. DB; Mechanik, Aggress.	DB; Aggress.	DB; Aggress.	DB; Aggress.
LED 1937	-	-	0,8	Polio- myel.	1. Hilfs- kraft 2. kaufm. v. d. geg. Lehrf. Lage	DB; Ausweich. v. d. geg. Lage	DB; Ausweich. Ausweich. v. d. geg. v. d. geg. Lage	Tendenz; DB; Anpassung
LIT 1925	Schüler	DE; Identifi- kation	22	Urogeni- tal-Tub.	Händler Aggres- sion	DB; Aggress.	DB; Aggress.	Tendenz; weiterhin Daseinsbe- hauptung

Fall	gebo- ren	Vor der Be- hinderung ausgeübten Beruf	Daseinset- möglichkeit vor der Be- hinderung	Alter bei Ein- tritt d. Be- hind.	Art der Behin- derung	Beruf nach Eintritt der Behin- derung	Verlaufsform weiterer Daseinseinschränkung nach der Behinderung	weitere Er- möglichung, 10. -20. Jahr, Tendenzen
MAC	1908	Pflasterer	DB: Anpassung	34	Hirn- verletzt.	Hilfskraft	DB: Anpassung Ausweich. Anpassung v. d. geg. Lage	Tendenz: weitere Daseinseinschränkung
MES	1921	Schlosser	DB: Anpassung	21	schwer. Herzfehler	Techniker	DB: Ausweich. Anpassung v. d. geg. Lage	Tendenz: weitere Daseinseinschränkung
MEU	1920	akt. Offizier	DB: Anpassung	25	Hirnver- letzung	1. Elek- triker 2. kaufm. v. d. geg. Angest. Lage	DB: Ausweich. Anpassung v. d. geg. Lage	Tendenz: weitere Daseinseinschränkung
MUK	1905	Maurer	DB: Leistung	39	Armver- steifg.	1. Zei- tungs- bote 2. Bote	DB: Ausweich. Anpassung v. d. geg. Lage	Tendenz: weitere Daseinseinschränkung
NEI	1914	akt. Soldat	DB: Anpassung	31	Ober- schenkel- amputat.	Ange- stellter	DB: Anpassung Ausweich. Anpassung v. d. geg. Lage	DB: Anpassung

Fall	gebo- ren	Vor der Be- hinderung ausgeübter Beruf	Daseinser- möglichung vor der Be- hinderung	Alter bei Ein- tritt d. Be- hind.	Art der Behin- derung	Beruf nach Eintritt der Behin- derung	Verlaufsform weiterer Daseinsermöglichung nach der Behinderung	weitere Er- möglichung, 10. - 20. Jahr, Tendenzen
							1. - 3. Jahr 4. - 6. Jahr 7. - 10. Jahr	
NEX	1923	Landar- beiter	DB: Anpassung	21	Unter- schenk. amputat.	Händler	DB: Anpassung DB: Ausweich. v. d. geg. Lage	Tendenz: DG: Opposition
NIK	1893	Schlosser Elektri- ker	DB: Anpassung	24	Hirnver- letzung	1. häufig. Wechsel 2. ohne Beruf	DB: Anpassung DB: Anpas- sung	DE: Identifika- tion
OBT	1916	akt. Offi- zier	DB: Anpassung	25	Verlust d. Kehl- kopfes	Ange- stellt.	DB: Anpass.	Daseinser- weiterung
ORM	1925	techn. Zeichner	DB: Leistung	19	Oberarm- amputat.	1. ohne B. 2. Student	DB: Anpass. DB: Anpass. v. d. geg. Lage	Tendenz: weitere Da- seinsbe- hauptung
ORT	1925	Prakti- kant	DB: Anpassung	23	Poliio- myel.	1. ohne B. 2. Tech- niker	DB: Anpass. DB: Ausweich. v. d. geg. Lage	DB: Anpass.
PAN	1897	Schäfer	DB: Anpass.	27	Ober- armampu- tation	Hofmei- ster	DB: Ausweich. v. d. geg. Lage	Daseinsge- nuß
							DG: Schlicht. Schaffen i. g. Kreis	

Fall	gebo- ren	Vor der Be- hinderung ausgeübter Beruf	Dasein- möglich- keit vor der Be- hinderung	Alter bei Ein- tritt d. Be- hind.	Art der Behin- derung	Beruf nach Eintritt der Behin- derung	Verlaufsform weiterer Daseinermöglich- keit nach der Behinderung	weitere Er- möglich- keit 10. -20. Jahr, Tendenzen
							1. -3. Jahr 4. -6. Jahr 7. -10. Jahr	
PAD 1897		Lehrling	DB: Anpassung	20	inneres Leiden Leber-krankh.	1. Kaufmann 2. ehren- amtl. Gesch. führer	DB: Anpass. DB: Einschalt. Aggres- sion körperl. Hilfsm.	DB: Aggression
REH 1907		Schlosser	DB: Leistung	38	Oberarm- amputat.	Pförtner	DB: Aggress. DB: Aggress.	DB: Anpassung
REM 1921		Arbeiter	DB: Anpassung	24	Unter- schen- amputat.	Vorarbei- ter	DB: Anpass. DB: Anpass.	DB: Anpass.
SAM 1921		Landwirt	DB: Anpassung	24	Ohn- händer	1. Pfört- ner 2. Vertre- ter	DB: Ausweich. v. d. geg. Lage DB: Ausweich. v. d. geg. Lage	Tendenz: weitere Da- seinsbe- hauptung
SAR 1925		Fach- arbeiter	DB: Anpass.	20	Ober- schen- amputat.	Diamant- polierer	DB: Ausweich. v. d. geg. Lage	DB: Anpass.
SAN 1916		--	-	8	Beinver- kürzung	Arzt	DB: Ausweich. v. d. geg. Lage DB: Ausweich. v. d. geg. Lage	später Da- seinsge- staltung

Fall	gebo- ren	Vor der Be- hinderung ausgeübter Beruf	Daseinser- möglichkeit vor der Be- hinderung	Alter bei Ein- tritt d. Be- hind.	Art der Behin- derung	Beruf nach Eintritt der Behin- derung	Verlaufsform weiterer Daseinsermöglichkeit nach der Behinderung			weitere Er- möglichung, 10.-20. Jahr, Tendenzen
							1.-3. Jahr	4.-6. Jahr	7.-10. Jahr	
SEM	1906	Kranföh- rer	DB: Anpassung	34	Verlust der Finger	1. Pfort- ner 2. Kran- führ. 1. Vorar- DB: beiter 2. Gastw. Ange- stellter	DB: Ausweich. v. d. geg. Lage	DB: Anpass. Anpass.	DB: Anpass. Anpass.	DB: Anpass.
SER	1910	Schwei- ßer	DE: Leistung	32	Lungen- emphysem	1. Vorar- DB: beiter	DB: Anpass.	DB: Leistung	DB: Leistung	DB: Leistung
SIS	1925	Kaufm. Angest.	DB: Anpassung	20	Kniever- steifung	Ange- stellter	DB: Anpass.	DB: Anpass.	DB: Anpass.	Tendenz: Daseinsge- nuß
TUR	1918	Buch- drucker	DB: Anpassung	24	Verlust d. Füße Armver- steifung	Ange- stellter	DB: Anpass.	DB: Anpass.	DB: Schlicht. Schaffen i. v. Kreis	Daseins- genuß
WAN	1926	Fachar- beiter	DB: Anpassung	19	Oberarm- amputat.	Pfortner	DB: Aggress.	DB: Aggress.	DB: Aggress.	DB: Aggress.
WRE	1925	Landar- beiter	DB: Anpassung	19	Verstei- fung d. linken Armes	1. Arbei- ter 2. Post- arbeiter	DB: Anpass.	DB: Anpass.	DB: Anpass.	DB: Anpass.
ZOW	1918	akt, Offi- zier	DB: Anpassung	23	Ober- schenk. amputa- tion	Ange- stellter	DB: Anpass.	DB: Anpass.	DB: Anpass.	DB: Anpass.

Das Problem dieser tabellarischen Darstellung besteht in der Unmöglichkeit, die zeitliche Begrenzung der von einer Form des Agierens und Reagierens bestimmten Lebensphase genau wiederzugeben. Mit dieser Übersicht soll jedoch lediglich aufgezeigt werden, welche Fälle nach dem Eintritt der Behinderung bzw. im Verlauf ihrer Bemühungen um eine Bewältigung und Verarbeitung ihres Schicksals eine Veränderung in ihrer Haltung dem Dasein gegenüber erkennen lassen.

Es zeigt sich, daß eine der Daseinsbehauptung oder der Daseinserweiterung dienende Leistung, die das Agieren und Reagieren in der Zeit vor der Behinderung bestimmt, in 9 von 10 Fällen nach Eintritt der Behinderung als Technik zur Ermöglichung des Daseins aufgegeben wird. An die Stelle dieser Haltung dem Dasein gegenüber tritt in 5 Fällen ein Ausweichverhalten (Fallstudien ARN., DAM., EIM., MUK., ORM.) in 3 Fällen eine unter dem Zeichen der Daseinsbehauptung stehende Anpassung (Fallstudien SER., BER., HEN.), und in einem Fall ein Bestreben, sich im Sinne der Behauptung eigenen Daseins rücksichtslos durchzusetzen (Fallstudie REH.). Lediglich im Falle IRL. wird die Haltung, durch Leistung die eigene Existenz zu behaupten, nach Eintritt der Behinderung forciert aufrechterhalten.

Von 30 Fällen, die vor der Behinderung eine Anpassung in den Dienst der Behauptung des eigenen Daseins stellen, versuchen 16 diese Haltung auch nach Eintritt der Behinderung fortzusetzen: sie suchen Schutz und innere Stabilität durch Aneignung von Funktionen und Angleichungen an die Wertungen des Sozialverbandes. Nur 9 von ihnen können sich dieser Technik jedoch zunächst mit Erfolg bedienen (Fallstudien ZOW., WRE., TUR., SIS., REM., OBT., HUF., DRO., GRE.). Die übrigen geraten durch diese Haltung in eine stärkere Gefährdung der inneren Existenz, durch die ihnen das Dasein schließlich doch nur noch durch Ausweichen vor der gegebenen Lage (Fallstudien NIK., MAC., NEI., NEX.), durch Einschaltung körperlicher Hilfsmittel (Fallstudien ETZ., PAD.) oder durch rücksichtslose Durchsetzung (GUS.) möglich wird.

Von den übrigen 14 Fällen verändert sich die sich anpassende Haltung dem Dasein gegenüber nach dem Eintritt der Behinderung. 11 können sich das weitere Dasein nur durch Ausweichen vor der gegebenen Lage ermöglichen (Fallstudien ARN., DEL., FAL., GAN., MES., MEU., ORT., PAN., SAM., SAR., SEM.). Schließlich nehmen 3 dieser Fälle nach Eintritt der Behinderung eine aggressive Haltung ein (Fallstudien GIF., WAN., FIL.).

In einigen Fällen wandelt sich infolge der durch die Körperbehinderung geschaffenen Lage die Thematik der im Dienste der Daseinserweiterung stehenden Techniken völlig. Die entstandene Situation läßt die Daseinserweiterung (Fallstudien ARN., EIM., LIT., SER.) oder den Daseinsgenuß (BEN., BOR., ENS., KER.)

nicht mehr zu und zwingt die Betroffenen, sich bei existentieller Bedrohung im Dasein zu behaupten.

Im Verlauf der Verarbeitung und Bewältigung der durch Körperbehinderung entstandenen Lage verändert sich die dem Dasein gegenüber eingenommene Haltung in der Überzahl der untersuchten Fälle. 14 Fallstudien zeigen den Übergang von einem mehr oder minder lang dauernden Ausweichverhalten zur Anpassung im Dienste der Daseinsbehauptung (Fallstudien AHN., ARN., BEN., CON., DAM., DEL., FAL., FRO., MES., MEU., ORM., ORT., SAR., SEM.). 9 Fallstudien lassen Übergänge von Anpassung zur Einschaltung körperlicher Hilfsmittel, zur Aggression bzw. zum Ausweichen vor der gegebenen Lage erkennen. (Fallstudien PAD., ENS., ETZ., GAN., GUS., MAC., MEI., NEX., BER., GIF.).

Ein thematischer Wandel der Weisen zur Ermöglichung eigenen Daseins ist in 10 Fallstudien zu verfolgen. In diesen Fällen führt die Entlastung der Situation von existentieller Notlage zur Daseinserweiterung (Fallstudien SER., NIK., ORT., HEN., EIM.), zum Daseinsgenuß (Fallstudien TUR., PAN., BOR.) oder zur Daseinsgestaltung (IRL., SAN.). Lediglich 15 Fälle lassen bis zum Abschluß der Untersuchung keine Veränderung ihrer Haltung dem Dasein gegenüber deutlich werden.

ZUSAMMENFASSUNG

Ein erster Ansatz, durch das Studium empirisch gewonnener Grundlagen zu Befunden über die Bemeisterung des Schicksals im Falle von Körperbehinderung zu kommen, erbrachte folgende Ergebnisse:

Bei der Frage, inwieweit die Gesamtpersönlichkeit durch Eintritt einer schwereren körperlichen Schädigung seelisch in Mitleidenschaft gezogen wird, bewährte sich der von H. THOMAE eingeführte Begriff des Lageschemas. Die Körperbehinderung stellt den Betroffenen unter den Zwang der veränderten psychischen Gesamtsituation. Die Schädigung wird als Einbruch in die bisher gültigen Bestände des Lageschemas erlebt und verlangt eine Umstrukturierung dieses in Fleisch und Blut übergegangenen Wissens um die eigene Lage.

Dem Erfordernis psychischer Umstrukturierung ist der Körperbehinderte in unterschiedlicher Weise gewachsen. Einem Teil der Fälle gelingt es, der drohenden inneren Desorientierung noch während der Lazarettzeit durch aktive Verarbeitung entgegenzutreten. Eine zweite Gruppe vermag durch substantielle Getragenheit Kräfte aufzubieten, die aus der Erfahrung des Eingebunden-

seins in übergeordnete Wesenheiten resultieren und den Zwang zu einer Umstrukturierung des Lageschemas abmildern können.

Die Mehrzahl der in dieser Arbeit untersuchten Fälle gerät jedoch durch das mit der körperlichen Schädigung auftretende Erfordernis, den bisher geltenden Entwurf eigenen Daseins zu verändern und umzugestalten, in eine Desorientierung. Sie wurde sichtbar an einer lang dauernden Phase der Ein- und Umgewöhnung im Verlauf einer beruflichen Neuorientierung, sowie an der Rotention der alten Bestände des Lageschemas.

In diesem Zusammenhang ist vor allem die Feststellung bemerkenswert, daß die Desorientierung sehr häufig mit erschwerten Entwicklungsbedingungen während der Kindheit und Jugendzeit zusammenfällt.

Es wurde festgestellt, daß die Weise des Fertigwerdens mit der eingetretenen Behinderung psychologisch in jedem Falle Handlungscharakter nachweist. Die auch heutzutage noch häufig vertretene Meinung, der körperlich Geschädigte müsse, um sein Schicksal bemeistern zu können, mit einem Willensaufgebot seine Lage "überwinden", stellte sich als eine mit den psychologischen Zusammenhängen nicht vertraute Auffassungsweise heraus.

Der Körperbehinderte stellt bestimmte Handlungssysteme, die THOMAE unter dem Begriff "Daseinstechniken" zusammengefaßt hat, in den Dienst der Verarbeitung seines Schicksals. Die Ungelöstheit und Ungewißheit der durch die körperliche Schädigung entstandenen Lage bringt ihn dazu, sich zur Sicherung seiner inneren Existenz das Dasein zunächst mit den Weisen zur Daseinsbehauptung erneut zu ermöglichen.

In den meisten Fällen sucht er auf dem Wege des Sich-Anpassens den Schutz der vom Sozialverband getragenen Institutionen und Wertungen auf, um sich im Dasein behaupten zu können.

Sehr häufig jedoch gelingt ihm die Behauptung eigenen Daseins nicht anders als durch ein Ausweichen vor der konkret gegebenen Lage. Diese Weise zur Daseinsbehauptung zeigt sich in der Form unmittelbaren Fliehens vor der gefährdenden Situation, in der Form eines sich rechtfertigenden Reduzierens der Gründe für eigenes Versagen auf äußere Umstände und schließlich in der Form des Verzichts als bewußtes Sich-Abfinden mit der Unerreichbarkeit eines erstrebten Zieles.

Nur bei wenigen der hier untersuchten Fälle tritt die Aggression in den Dienst zur Behauptung eigenen Daseins; und zwar in der Form von Leistung, die durch echte Arbeit dem entgegenstehenden Weltstoff einen Wertzuwachs abzugewinnen bestrebt ist; vor allem aber in der Form rücksichtsloser Durchsetzung, eine Weise zur Daseinsbehauptung, mit der der Körperbehinderte über jedwedes Hindernis durch rigoroses Entgegentreten Herr zu werden versucht.

Eine Vergrößerung der situativen Belastung führte in einer Reihe von Fällen zu einem Wechsel der Weise inneren Behauptens: an die Stelle eines sich anpassenden Agierens und Reagierens kann unter derartigen Umständen z. B. eine aggressive oder ausweichende Haltung dem Dasein gegenüber treten.

Umgekehrt konnte festgestellt werden, daß bei einer Entlastung von existentieller Gefährdung in der konkreten Situation ebenfalls ein Wandel in der Weise, mit der der Betroffene sich das Dasein innerlich möglich macht, eintritt; eine Phase mit dominant ausweichendem Verhalten geht bei Verminderung der inneren Notlage über in eine Phase des Sich-Anpassens, des Aufsuchens eines Halts in der sozialen Gruppe.

Darüberhinaus ließ sich an einer Reihe von Fällen ein grundlegender Wandel der Haltung dem Dasein gegenüber nachweisen, nachdem die Ermöglichung eines lebenswerten Lebens nicht mehr ausschließlich unter dem Zeichen der inneren existentiellen Notlage vor sich geht. Es zeigte sich, daß der Behinderte sich mittels bestimmter Handlungssysteme in die Lage versetzt, eigenes Dasein zu genießen, zu gestalten oder zu erweitern.

Literaturverzeichnis

- Aristoteles: Logik, Lehre von den Kategorien.
- Barker, Roger G.: Adjustment to Physical Handicapped and Illness. A Survey of the Social Psychology of Physique and Disability, Social Science Research Council, New York 1959.
- Barker, Roger G.; und Beatrice A. Wright: The Social Psychology of Adjustment to Physical Disability, in: James F. Garrett: Psychological aspects of physical disability, Rehabilitation Service Series Number 210, U.S. Government Printing Office, Washington 1953, S. 18.
- Beck, W.: Die biographische Methode in der Sozialpsychologie, Psychol. Ztschr. 3, 1952.
- Däumling, A.: Die Erlebnisverarbeitung. Ber. d. 19. Kongr. d. Dt. Ges. f. Psychol., Köln, 1954.
- Dembo, Tamara; Gloria Ladien-Leviton; Beatrice Wright: Acceptance of Loss-Amputations, in James F. Garrett: Psychological aspects of psychological disability, Rehabilitation Service Series Number 210, U.S. Government Printing Office, Washington 1953.
- Dollard, J.: Criteria for the life History, New Haven, 1953.
- Fultz, Arthur Flagler: Music in Occupational Therapy and Rehabilitation, in: William Horace Soden, The Ronald Press Compagny, New York 1949.
- Groethenherdt, H.: Auf welche psychologischen und charakterlichen Merkmale kann ein Krüppelleiden Einfluß haben?, Jahrbuch der Fürsorge für Körperbehinderte, 1951.
- Hagmeier, E.: Die Rehabilitation Körperbehinderter als psychologisches Problem, H. Bouvier u. Co., Bonn 1955.
- Hartmann, Nicolai: Zur Grundlegung der Ontologie, Walter de Gruyter u. Co., Berlin 1941.
- Heck, Arch Oliver: The Education of Exceptional Children, McGraw-Hill, New York 1953.
- Kessler, Henry Howard: Rehabilitation of the Physically Handicapped, Columbia University Press, New York, 1947.
- Lersch, Ph.: Aufbau der Person, Joh. Aubr. Barth, München 1951.
- Licht, Sydney: Modern Trends in Occupational Therapy, in: Rehabilitation of the Handicapped. The Ronald Press Company, New York, 1949.
- Long, Louis, and Charles Roth: The Psychological Aspects of Rehabilitation in: William Horace Soden: Rehabilitation of the Handicapped, The Ronald Press Compagny, New York 1949.
- Menninger, Karl A.: Psychiatric Aspects of Physical Disability, in: James F. Garrett: Psychological Aspects of physical Disability, Rehabilitation Series, Number 210, U.S. Printing Office, Washington, 1953.
- Rohracher, E.: Einführung in die Psychologie. Urban u. Schwarzenberg, Wien 1951.
- Schilder, Paul: Das Körperschema. Ein Beitrag zur Lehre vom Bewußtsein des eigenen Körpers, Berlin 1923.
- Taylor, Eugene J.; and Howard A. Rusk: New Hope for the Handicapped, Harper and Brothers, New York, 1949.
- Thomae, H.: Persönlichkeit. Eine dynamische Interpretation, Bouvier u. Co., Bonn 1951.

- Thomae, H.: Das Wesen der menschlichen Antriebsstruktur, Leipzig, 1944.
- Thomae, H.: Die biographische Methode in den anthropologischen Wissenschaften, Stud. Gen. 5, 1952.
- Winkler, Walter Th.; und Anton Lensler: Beitrag zur Psychotherapie des Phantomschmerzes, Ztschr. f. Psychoth. u. Mediz. Psychol., 4. Jahrg., 1954.
- Würtz, H.: Zerbrecht die Krücken!, 1932.

Lebenslauf

Geboren am 27.2.1926 in Gummersbach (Rhld.) als Sohn des Telegraphenoberinspektors Karl Hambitzer. Besuch der Oberrealschule in Gummersbach, der Oberschule am Hansaring in Köln und der deutschen Oberschule in Krakau. Mit Reifevermerk 1944 Soldat. Im Wehrdienst Verlust der Hände. 1946 Teilnahme am Sonderlehrgang des Gymnasiums in Gummersbach mit dem Abschluß der Reifeprüfung 1947. 1947 Beginn des Studiums an der Philosophischen Fakultät der Universität Bonn in den Fächern Philosophie, Psychologie, Keltologie und Germanistik. 1954 Wechsel zur Universität Erlangen. Dort betontes Studium sozialpsychologischer, soziologischer und wirtschaftspsychologischer Probleme.

